Moritz Hartmann's

Gesammelte Werke.

Sechster Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1873.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Novellen.

Novellen.

Der Zweck heiligt die Mittel.

Eine Geschichte aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Als der Oberlandjägermeister Anselm v. Büren starb, hinterließ er seinen Kindern eine Anzahl von Ordenskreuzen, welche von den respektiven Höfen, die sie ihm ertheilt hatten, nicht zurückgefordert wurden; seinen Namen, der zu den ältesten in dem 82 Quadratmeilen großen Fürstenthume gehörte und das Bewußtsein, einen Vater gehabt zu haben, der seinem Fürsten und Hofe durch volle fünfundfünfzig Jahre gedient und dabei noch den kleinen Rest seines angestammten Vermögens zugesetzt hatte. Die beiden Waisen, Elise und Clarisse v. Büren wären vollkommen verlassen gewesen, hätte sich ihrer nicht eine alte Tante angenommen, die in der Einsamkeit eines kleinen Städtchens des Fürstenthums lebte. Diese, eine eben so würdige als gebildete alte Dame, die sich in Folge einiger Schriften über weibliche Erziehung eines geachteten Namens erfreute, erzog die beiden Mädchen, die, als sie sie zu sich nahm, erst zehn und zwölf Jahre alt waren, zu Einfachheit und Anspruchlosigkeit, was eine reiche Bildung des Geistes und des Herzens, eine umfassende Pflege aller ihnen angeborenen Talente nicht ausschloß. Die Natur that für die beiden Mädchen beinahe eben so viel, wie die gute und vernünftige Tante, indem sie sie zu anmuthigen und schönen Erscheinungen entwickelte, und so wunderte sich im ganzen Fürstenthume Niemand darüber, ja man fand es natürlich, daß die

beiden Edelfräulein sehr frühzeitig ihr Glück machten. Glück ist überall etwas Relatives. In diesem Falle verstanden die 365,000 Einwohner des Fürstenthums eine Berufung zu Hofe und eine Anstellung darunter. Der alten Fürstin, welche die vormundschaftliche Regierung für ihren minderjährigen, in Italien verweilenden Sohn führte, schien es unnatürlich, daß der Name Büren, der seit dem dreißigjährigen Kriege immer auf der Liste der Hofleute glänzte, unter ihrer Regierung fehlen sollte, und kaum hatten die beiden Fräulein unter der Pflege der guten Tante das Alter von achtzehn und sechzehn Jahren erreicht, als ihnen die Diplome als Hoffräulein und die damit verbundene Schleife in Gold und Silber, welche sie an der rechten Schulter tragen sollten, zugestellt wurden. Alle Welt prophezeite den jungen Damen eine glänzende Laufbahn, und diese Prophezeiung stützte sich nicht allein auf ihre Vorzüge, sondern auch auf die Vergangenheit und die im Lande lebenden Erinnerungen, welche erzählten, daß die alte Fürstin in ihrer Jugend, ja ihr Leben lang für den Oberlandjägermeister v. Büren ein „Faible" gehabt. Den Kindern, meinte man, würde, wie einmal die weibliche Natur beschaffen ist, dieses alte, nie verrostende Faible zu Statten kommen. Bei Hof schien das allgemein angenommen zu sein, und man empfing die Fräulein Büren, die beiden neuen Hofdamen, mit der größten Zuvorkommenheit.

Von allen 365,000 Einwohnern des Fürstenthums waren die beiden Schwestern vielleicht die Einzigen, die dieses Glück nicht zu schätzen wußten. Sie waren bei ihrer Tante glücklich gewesen und wünschten keine Veränderung. Ihre Jugend war in den angenehmsten und anregendsten Beschäftigungen dahingeflossen, unter dem Schutze einer lieben und liebenden Anverwandten, in einem kleinen, aber auserwählten Kreise von Freunden — und nun befanden sie sich in einer ihnen ganz fremden Welt, die andere Ansichten, andere Gefühle, andere Zwecke hatte. Aber das Hofleben erschien ihnen, nach der ganzen Geschichte ihrer Familie, das ihnen angeborene Schicksal, und sie

ergaben sich um so leichter darein, als es neu war und seinen ganzen Reiz der Neuheit um so anziehender wirken ließ, als sich der Hof bemühte, den Neuangekommenen so angenehm als möglich zu sein. Aber kaum war dieser Reiz der Neuheit dahin, als es die ältere Schwester Elise zum Entsetzen des ganzen Hofes bewies, daß sie entweder aus der Art geschlagen, oder daß ihre Erziehung trotz alles Wissens, vielleicht eben dieses Wissens wegen, eine vollkommen verfehlte gewesen.

Sie war kaum ein halbes Jahr bei Hofe, als sie die Bekanntschaft eines sehr liebenswürdigen, sehr unterrichteten jungen Mannes machte. Sie fand in seiner Gesellschaft, was sie bei Hofe so sehr vermißte, geistige Anregung, Gemüth, herzliches Entgegenkommen; sie liebte ihn, sie heirathete ihn. Aber dieser Mann war ein einfacher Dr. Max Neuberg, ein Bürgerlicher, ein Theologe, der bei Seiner Exzellenz, dem Herrn Geheimen Rath v. E. als Hofmeister seiner Kinder diente. Die Entrüstung bei Hofe war allgemein; selbst die Stadt war empört, da kleine Residenzen eine Ehre darin suchen, die Gefühle des Hofes zu theilen, selbst wenn diese Gefühle ihre eigene Beleidigung enthalten. Die Entrüstung äußerte sich auf die verschiedenste Weise, als Staunen, als mitleidiges oder höhnisches Lächeln, als Schimpfen, als Zorn, als Lüge und Klatscherei. Die einzige Person, die Elisens Handlungsweise natürlich, gerechtfertigt, ja schön und muthig fand, war ihre Schwester Clarisse, die mit ihr über das Entsetzen des Hofs und der Stadt lachte, und die erste Person, die sich von diesem Entsetzen erholte und zur Besinnung kam, war die alte Fürstin. Da die Sache nicht zu ändern ist, meinte sie, muß man etwas für die Unglückliche thun. Sie gab dem Theologen Neuberg eine gute und einträgliche Pfründe in einem der angenehmsten Städtchen des Ländchens. Und so verließ Elise den Hof als die glücklichste junge Frau der Welt. Clarisse begleitete sie und half ihr bei der Einrichtung des gemüthlichen Pfarrhauses und des dazu gehörigen großen und schönen Gartens. Mit Wehmuth schied sie nach Monaten

aus dem idyllischen Leben mit der geliebten Schwester und dem liebenswürdigen Schwager, und aus der Stille zu Hof zurückkehrend, war es ihr, als ginge sie aus menschlich bewohnten und gesitteten Stätten in die Wüste.

Aber bei Hofe war es indessen sehr lebendig geworden. Der junge Fürst Amadeus I. war indessen von seinen Reisen zurückgekehrt, war mündig gesprochen und sollte demnächst verheirathet werden. Dieser Akt war ohne das geringste Zuthun des jungen Fürsten oder der alten Fürstin negociirt und abgeschlossen worden. Das Ländchen nämlich war ein Enklave eines Großstaates und sollte im Falle des Aussterbens der fürstlichen Familie an diesen Großstaat heimfallen. Dieses Verhältniß, so wie die Kleinheit des Ländchens machten es von dem Großstaate ganz und gar abhängig. Seit Generationen verfügte der Großstaat über einen Theil der Politik des Fürstenthums und über die Personen der Fürsten, denen man militärische Würden und Titel gab, um sie an ihre Abhängigkeit zu erinnern und um diese zugleich zu versüßen. Ganz in demselben Verhältniß zu dem Großstaat stand ein anderes kleines Fürstenthum, das in diesem Momente von einem greisen Fürsten regiert wurde, welcher als Feldmarschall in dem großen Staate diente. Dessen Tochter, die Prinzessin Malwine, sollte Amadeus heirathen. So war es von dem umschließenden Großstaate beschlossen; so war es also eine Nothwendigkeit. Der alte Fürst seufzte, wenn er seine blühende, liebreizende Tochter ansah, die mit allen Eigenschaften ausgestattet schien, die sie zur Zierde eines großen Hofes, zur würdigen Gefährtin eines großen Monarchen hätte machen können, und die nun an einen jungen Prinzen ohne Geist, ohne Erziehung, ohne irgend welchen Vorzug sollte hingegeben werden. Aber die Staatsraison wollte es so, und der alte Fürst war zu sehr Mann des vorigen Jahrhunderts, als daß er nicht die Staatsraison über jede andere Rücksicht hätte stellen sollen, und zu sehr guter Unterthan seines Königs, dem er als General diente, um sich ihm irgendwie zu widersetzen. Amadeus war in der That nicht

geschaffen, um eine junge phantasievolle Prinzessin zu beglücken. Schon von Natur kärglich bedacht, war er unter der Leitung des Oberhofmeisters, den ihm der Großstaat beigegeben, wenn auch gutmüthig, doch roh und ungebildet geblieben. Von den Reisen, die er in Gesellschaft desselben Führers durch Frankreich und Italien gemacht, kehrte er, an Geist und Körper zu Grunde gerichtet, in sein Fürstenthum zurück. Er war ein junger Greis, in dem längst jede Kraft, jede Leidenschaft, jede Willensstärke erloschen schien. Seine Unterthanen murrten bei seinem Anblick, aber ihr Murren galt mehr dem Großstaat als der traurigen Erscheinung ihres Fürsten, denn der Politik jenes Staates, der das Fürstenthum erben sollte, im Falle dieses Haus ausstürbe, schrieben sie den herabgekommenen Zustand des jungen Mannes zu. Sie meinten, seine geistige, wie körperliche Verkommenheit sei dem erblustigen Nachbar zu nützlich, als daß man nicht annehmen sollte, daß sie planmäßig herbeigeführt worden. Das war vielleicht bloß politische Kannegießerei; so viel aber ist gewiß, daß Amadeus I. genug zu Grunde gerichtet war, um jede Heirath, besonders eine Heirath mit einer jungen Prinzessin voll Gluth und Leidenschaft, lächerlich erscheinen zu lassen.

Bei Hofe besprach und behandelte man die Angelegenheit mit dem unerschütterlichsten Ernst. Man wäre sich sehr klein, sehr gemein vorgekommen, hätte man ein Wort, einen Gedanken über das Ungehörige einer solchen Ehe aufkommen, hätte man eine Rücksicht gelten lassen, wie sie bei solchen Gelegenheiten in der bürgerlichen Welt in Betracht gezogen werden. Alles bereitete sich aufs Würdigste auf das große Ereigniß vor. Mit unverhältnißmäßigen Kosten, mit außerordentlichem Pompe wurde die Braut an der Gränze des Landes eingeholt, in die Residenz gebracht und dem Fürsten angetraut. Sie war traurig, niedergeschagen; die Hofleute nannten das Ernst, Würde, Majestät; die Bürgerlichen nannten die Sache bei ihrem Namen. Sie sagten, das Leben sei hier mit dem Tode vermählt worden, die Gesundheit mit dem Siechthum.

Bei den Festen, die der Vermählung folgten, konnte man bemerken, wie sie oft traurig, manchmal bitter lächelnd auf ihren Gemahl niedersah, der schweigend neben ihr saß und nicht zu ihr aufzublicken wagte. Jeder Beobachter mußte es erkennen, daß er eine gewisse Angst vor seiner jugendlichen Gemahlin hatte, daß er oft, wenn sein erloschenes Auge auf ihr glühendes, schwarzes traf, zusammenfuhr, daß er dann um sich blickte, wie Hülfe suchend, daß es ihm, mit einem Worte, in ihrer Nähe unheimlich war. Er benutzte jede Gelegenheit, die Sitte und Etikette gestatten, sich von ihr zu entfernen, und fiel zwischen ihm und ihr eine Thür zu, athmete er auf, als fühlte er sich von einem Drucke befreit. Er machte einen erbarmungswürdigen Eindruck; sie aber schien bemitleidenswerth, um so bemitleidenswerther, als sie offenbar gleich am ersten Tage das ganze Wesen ihres Mannes, das Oede des ihr bereiteten Lebens, das unendlich Leere ihres ganzen, ihr aufgedrängten Schicksals erkannte. Und sie war so jung, so befähigt, glücklich zu sein und glücklich zu machen. Welche Quellen des Glückes wurden da mit Schutt und Ruinen bedeckt!

Vielleicht war es dieses Schicksal, das die Fürstin Malwine so rasch in der Stadt beliebt machte. Niemand ist es so leicht, Liebe einzuflößen, wie dem Opfer. Bei Hof aber war es unheimlich. Amadeus verbrachte seine Zeit auf Jagden und mit Musterungen seiner kleinen Truppe, die er beinahe täglich so weit als möglich, bis an die Gränzen seines Reiches marschiren ließ. Ging das nicht an, verbrachte er seine Tage in den entlegensten Winkeln seines Schlosses. Es machte sich mit der Zeit von selbst, daß er die Tage und Abende mit seinen Offizieren und Jägern in dem einen Flügel zubrachte, während Malwine mit ihren Hoffräulein in dem andern verweilte. So gab es bald zwei strenggeschiedene Höfe, den männlichen und den weiblichen, die nur bei besondern festlichen oder offiziellen Gelegenheiten zusammentrafen. Ein Theil des letztern zog bald mit der alten Fürstin ab, welche sich auf ein Schloß, das sie am Rheine besaß, zurückzog.

Fürchtend, daß Malwine sich für ein leeres, reizloses Leben durch Einfluß auf die Regierungsgeschäfte schadlos halten könnte, und erkennend, daß ihr das bei ihrem Geiste und bei der Unterthänigkeit ihres Gatten leicht wäre, wollte sie diesem Falle zuvorkommen und lieber von ihrer Höhe freiwillig herabsteigen als herabgestürzt werden. Sie war übrigens gutmüthig genug, ihrer unglücklichen Schwiegertochter einigen Ersatz für ein verlorenes Leben zu gönnen.

Malwine aber dachte nicht daran, irgend welche Macht für sich in Anspruch zu nehmen. Mit Glück bemerkte sie, welche Freiheit ihr die Scheu, die Furcht, die sie ihrem Gatten einflößte, gewähre, und sie benutzte diese Freiheit, um sich eine eigene Welt und in dieser Welt wenigstens ein erträgliches Leben, einen Schein von Glück zu schaffen. Ihr weibliches Gefühl, wie ihr Urtheil hatten bald unter den Hofdamen diejenigen ausgelesen, deren näherer Umgang ihr etwas bieten konnte, und nach wenigen Wochen war ein Kreis geschlossen, der dem Fürsten und seinem nächsten Anhange unnahbar, unzugänglich war, denn es war ein Kreis gebildeter Frauen, vor dem der männliche Hof eine instinktive Scheu hatte. Daß in dieser Frauenwelt Clarisse v. Büren, mit welcher, wie sich die alte Fürstin ausdrückte, diese ihrer Schwiegertochter das schönste Geschenk machte, indem sie sie am Vermählungstage der Fürstin Malwine als Hoffräulein überließ, eine der ersten Rollen spielte, bedarf kaum einer Erwähnung. Malwine hatte sie mit Kennerauge und nach wenigen gewechselten Worten aus der Schaar der Hoffräulein herausgefunden und sie vom ersten Augenblicke an ausgezeichnet. Aus ihren Reden sprach freie, anspruchslose Bildung, ihre Urtheile verriethen Geschmack, ihr bloßer Blick klaren Verstand, offenen Sinn, und näherer Umgang offenbarte ein theilnehmendes, wohlwollendes Herz. Malwine bedurfte eines solchen Geistes, der sie auch ohne Worte verstand, und in ihrem öden Leben eines solchen Herzens, auf das sie sich verlassen, das sich an sie, daran sie sich schmiegen konnte, und endlich eines solchen offenen Charakters,

der, fern vom Hofe entwickelt, den Muth hatte, ein wahres Wort, eine Klage auszusprechen und anzuhören. Clarisse war bald mehr als ihr Günstling; sie war ihre Vertraute, ihre Freundin. Bei dem großen Bedürfniß Malwinens nach Liebe hing sie an diesem jungen Mädchen mit wahrhaftem Enthusiasmus. Wäre Clarisse ein berechnender Charakter gewesen, wie sie es bei allem Verstande nicht war, sie hätte in kürzester Zeit für alle Zukunft sorgen, sie hätte, da die Fürstin reich war, ein Vermögen sammeln, ihre Stellung ausbeuten und, von der Fürstin protegirt, die glänzendste Partie im Lande machen können. Aber sie begnügte sich, die Trösterin ihrer unglücklichen fürstlichen Freundin zu sein, und wenn diese sich mit ihr in ihr Kabinet einschloß, um sich vor ihr auszuweinen und sie dann ruhiger und gefaßter einige Tage zubrachte, war ihr dieß Lohn und Erfolg genug. Im gewöhnlichen Leben, da Musik und Lektüre die Hauptbeschäftigung des weiblichen Hofes ausmachten, trug sie mit ihren Talenten und ihrer Belesenheit das Ihrige dazu bei, der Fürstin die Tage zu kürzen. Ging sie manchmal auf einige Tage aufs Land, um ihre Schwester, die Pastorin, zu besuchen, so war es, als ob die Seele des Hofes fortgezogen wäre; Malwine fühlte sich dann doppelt einsam und es kam nicht selten vor, daß sie sich selbst aufmachte, um die Freundin, die ihr zu lange verweilte, in Person zu holen.

Die Herren waren, wie gesagt, vom engern Kreise der Fürstin ausgeschlossen. Nur selten wurden einzelne und des Anstandes wegen der Fürst zu den kleinen Konzerten oder Leseabenden gezogen. Erst nach Jahr und Tag wurde eine Ausnahme gemacht und zwar zu Gunsten eines Mannes, der zur Zeit der Vermählung nicht anwesend war. Es war dieß Herr v. Holland, ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, Geheimer Rath und einer der gelehrtesten Männer des Fürstenthums. Er war mit dem Prinzen Amadeus nach Italien gereist und daselbst zurückgeblieben, als dieser in sein Vaterland zurückkehrte. In Italien hatte er die nähere Bekanntschaft einer Cousine der Fürstin

gemacht, die an einen italienischen Prinzen verheirathet war, und brachte jetzt von dieser ein Empfehlungsschreiben mit den herzlichsten Grüßen an Malwine. Er wurde ihr als ein liebenswürdiger Gesellschafter, als ein ausgezeichneter, tiefer Geist, als ein Mann, der den Deutschen bei den höchsten Sozietäten Italiens Ehre machte, geschildert und als solcher auch in der That von der Fürstin befunden. Zwar gingen allerlei Gerüchte, daß er in Rom, wo er mit Monsignoren und Kardinälen verkehrte, zur römischen Kirche übergetreten sei, aber in jener Zeit behauptete man das von den ausgezeichnetsten in Italien reisenden Protestanten; man hatte sich, da sich diese Gerüchte sehr oft als falsch erwiesen, daran gewöhnt, sie zu belächeln und die „Jesuitenriecherei" komisch zu finden. Da diese Gerüchte sich meist an berühmte und große Namen hefteten, war eine solche Verdächtigung bald wie ein Kompliment; es stellte den Verleumdeten in die Reihe vorzüglicher Männer, die die Protestanten nicht gern verloren hätten und deren Erwerb dem römischen Stuhle wünschenswerth schien. Der geheime Rath v. Holland hatte sich übrigens öffentlich nie zur katholischen Kirche bekannt, und das schien eine genug laute Widerlegung des Gerüchtes, da er ein Mann war, der Niemand zu fürchten hatte. Freilich stand er an der Spitze des Unterrichtswesens seines protestantischen Landes.

Wie es sich immer mit dem Gerüchte verhalten mochte; es war nicht die Aufgabe der Fürstin, das zu untersuchen. Er war ihr empfohlen und sie fand an ihm einen Mann, wie er ihr bis jetzt am . . . . schen Hofe gefehlt hatte. Obwohl Fürstin, war sie doch bescheiden genug, um sich zu sagen, daß ein Mann, den sie in allen Fächern des Wissens, wie in allen Fragen des praktischen wie ideellen Lebens als eine Autorität schätzen lernte, wissen müsse, was er zu thun und zu lassen, zu glauben und zu denken habe. Allerdings fiel es ihr auf, wie er in seinen geistreichen und belebten Schilderungen Italiens mit Nachdruck hervorzuheben wußte, wie viel des Großen und Unvergleichlichen die katholische Kunst in dieser Heimat des Glaubens hervor-

gebracht, wie da in schönster, festlichster und zugleich erhabenster Form ausgedrückt sei, was anderswo nur in abstrakter, kalter, unfaßlicher, dem menschlichen Gemüthe nichtssagender Weise ausgedrückt wurde; wie dort die höchsten göttlichen und menschlichen Gedanken in Wort und Bild lebendig und verkörpert, so zu sagen, Mensch geworden und wie auf diese Art der höchste und tiefste Gedanke des Christenthums sich immer wieder aufs Neue, als ewiger Beweis seiner ewigen Wahrheit, wiedergebäre und wie dieses auffallender Weise nur in dem Lande geschehe, in dem der Apostelfürst seinen Thron aufgeschlagen — aber konnte sie ihn widerlegen? Hatte er nicht Recht? Es stand ihr Niemand zur Seite, der ihr Argumente zur Widerlegung des geistreichen Geheimen Rathes hätte liefern können.

Herr von Holland wußte Wochen lang zu erzählen. Nach Wochen erst zeigte es sich, daß Alles, was er bisher erzählt und gesagt hatte, eigentlich nur Vordersätze gewesen: wieder ganze Wochen eben so belebter und geistreicher Unterhaltung brachten die zu jenen Vordersätzen nothwendigen Nachsätze und endlich die Schlußfolgerungen. Der Geheime Rath war bei diesem Vorgang durch die in diesem Kreise eingeführte und beliebte Lesegewohnheit unterstützt. Natürlich konnte der vielbelesene Mann manchen Rath ertheilen; er selbst wurde endlich der ausschließliche Vorleser der Fürstin und es war vorzugsweise die deutsche romantische Schule und die Romantik aller Länder, die jetzt zu Ehren kamen.

Clarisse, bisher Vorleserin und Bibliothekarin, trat mit ihrem Rath mehr und mehr in den Hintergrund, wenn auch die Fürstin, die von Tag zu Tag weicher wurde, sich als Freundin immer inniger an sie anschloß.

* *
*

Seit der Rückkehr des Herrn von Holland war ein Winter vergangen. In den Ostertagen wurden Stadt und Land durch die Nachricht, die sie zuerst durch ein ausländisches Blatt erfuhren, daß die Fürstin Malwine zur römischen Kirche über-

getreten, in Schrecken versetzt. Daß Herr von Holland demselben Glauben angehöre, war nun auch kein Geheimniß mehr; aber er trat von seinem Amte an der Spitze des Unterrichtswesens zurück, und das beruhigte wieder die aufgeregten Geister. Die Fürstin hatte sich in diesen drei Jahren ihrer Regierung so beliebt gemacht, daß die Entrüstung des durch und durch protestantischen Landes bald abnahm und sich nach und nach in Mitleid verwandelte. Man kannte den Fürsten, man kannte sie und ihre Lage und man seufzte: Arme Prinzessin! sie durfte ihr Herz nicht beschäftigen, sie sucht es zu zerstreuen, indem sie ihre Phantasie beschäftigt. — Da man wußte, daß der Fürst nie Nachkommen erzielen werde, auf welche die Mutter einen gefährlichen Einfluß ausüben könnte, und von dem idioten Fürsten nichts zu befürchten war, selbst wenn ihn seine Gattin in ihre Kirche nach sich zog — da endlich das Land nach dem Tode des kinderlosen Fürsten an den mächtigen protestantischen Staat fallen sollte, von dem man wußte, daß er jeden überwiegenden katholischen Einfluß, trotz der Bekehrung der Fürstin, von dem Fürstenthum abzuhalten wissen werde, betrachtete man den Uebertritt Malwinens als eine Privatangelegenheit, ja gewissermaßen als ein persönliches Unglück und jede Sorge verschwand. Als endlich einige Zeit dahinging und man bemerken konnte, daß von der Fürstin in Stadt und Land nicht jene Proselytenmacherei zu befürchten sei, durch die sich sonst Neophyten auszuzeichnen pflegen, nahm man die ganze Sache, die man noch ein Jahr vorher als eine Gefahr und als ein Unglück des Landes betrachtet haben würde, mit Gleichgültigkeit hin, ja man gab sich Mühe, wo immer die Fürstin sich zeigte, ihr zu beweisen, daß der Vorgang im Verhältniß zwischen ihr und ihren Unterthanen keinerlei Veränderung hervorgebracht habe, daß man sie nach wie vor liebe, daß man ihrem guten Herzen nach wie vor vertraue. Einzelne Prediger, die hie und da auf der Kanzel schon ein Wort über die Gefahr, die dem reinen Glauben des Landes drohe, hatten fallen lassen, die schon hundert Predigten des sechzehnten Jahrhunderts durch-

gelesen, um sich zu einem gewaltigen Kampfe zu waffnen und die Rolle eines John Knox dieser Maria Stuart gegenüber zu spielen, schickten die alten Bücher wieder in die Bibliothek zurück und verstummten.

Bei Hof freilich ging Manches vor, aber es war im Lande wie verabredet, Alles, was zwischen den vier Mauern der Fürstin geschah, als Privatangelegenheit anzusehen und sie gewähren zu lassen. Man hätte es ja auch nicht hindern können. Die Verfassung des Landes war der Art, daß man auf die Handlungsweise der höchsten und maßgebenden Personen jede direkte Einwirkung aufgeben mußte. Die Fürstin ließ sich eine Kapelle einrichten und hatte, wie man sich in der Stadt erzählte, in dieser Kapelle schon einige Bekehrungen zu Stande gebracht. Man nannte eine alte Hofdame, welche eine verwickelte Lebensgeschichte hatte, und je verwickelter diese gewesen, desto weniger ernst war der Eindruck, den diese Bekehrung hervorbrachte; dann nannte man zwei junge Hoffräulein, Töchter eines armen Beamten, denen der Vater geschrieben, es sei schicklich, daß treue Hofdamen den Glauben ihrer Herrschaft haben, und endlich einen jungen, mittelmäßigen Maler, der die Kapelle der Fürstin mit Bildern versorgte und Jedermann versicherte, daß ihn der Eindruck, den seine eigenen Schöpfungen auf ihn gemacht, bekehrt habe und daß man, wie er jetzt erst deutlich fühle, nur in der katholischen Religion ein großer Maler, ein Fra Beato Angeliko, ein Leonardo, ein Rafael werden könne. — Diese Bekehrungen trugen ihrer Natur und der betreffenden Persönlichkeiten nach mehr zur allgemeinen Beruhigung als zur Erweckung von Besorgnissen bei. Wer konnte sich an diese Vorläufer anschließen wollen? und an dem, der es that, schien wenig verloren, und von der anderen Seite noch weniger gewonnen.

* *
*

Ungefähr drei Jahre nach dem Uebertritt der Fürstin Malwine, von dem im Lande kaum mehr gesprochen wurde, an einem

sonnigen Frühlingstage hielt vor dem Pfarrhause des Dr. Neuberg ein mit Koffern und Schachteln so sehr überladener Reisewagen, daß man seinen kostbaren Inhalt sogleich als einen weiblichen vermuthen konnte. Im oberen Stockwerk des Pfarrhauses öffnete sich, als der Wagen still hielt, ein Fenster und Pfarrer Neuberg sah heraus, um den Ankömmling in Augenschein zu nehmen.

„Beim Himmel!“ rief er, „es ist wieder Clarisse!“

In der That sprang Clarisse aus dem Wagen, während ihr Schwager und Schwester mit ausgebreiteten Armen und freudig aufgeregten Gesichtern die Treppe hinunter entgegeneilten. Man umarmte, man küßte sie und zog sie in die Speisestube, wo eben das Mittagsessen bereit stand. Die zwei Kinder Elisens wurden herbeigebracht und Clarisse erfreute sich als liebende Tante am Anblicke der blühenden Geschöpfe, denen sie mancherlei Spielzeug mitbrachte.

Nach der ersten Freude des Wiedersehens fragte Elise, was die Schwester jetzt wieder dem Hofe abtrünnig machte.

Clarisse zauderte mit der Antwort. Der Pfarrer aber lachte: „Welche Frage, Elise? Wie kannst du so fragen? Ich habe prophezeit, daß sie uns wiederkommt und habe sie von Woche zu Woche erwartet. Arme Clarisse,“ fuhr er lächelnd zu dieser gewendet fort — „Mohamed hat nur zwei Mal die Flucht ergreifen müssen; du hältst jetzt schon deine dritte Hegira. Von welcher werden wir die neue Zeitrechnung beginnen?“

Clarisse schwieg.

„Es ist nicht möglich,“ rief die Schwester, „daß du wieder vor Bekehrungsversuchen auf der Flucht sein solltest. Die Fürstin hat das letzte Mal aufs Feierlichste versprochen —“

Clarisse seufzte, Dr. Neuberg aber sagte: „Erinnere dich, was ich dir damals gesagt habe. Ich weiß, was von solchen Versprechungen zu halten. Lerne du mich Neubekehrte kennen und solche, die einmal ins Proselytenmachen hineingerathen. Das wird eine Leidenschaft, eine fixe Idee! Die Fürstin wird

wohl ihr Wort gehalten haben, was man so Wort halten nennt. Sie hat ihr nicht mehr gepredigt und hat ihr nicht mehr predigen lassen — aber sie hat Clarissen beschworen, sich zu retten, sie hat vor ihr geweint, gejammert, sie zeigte ihr ihre ganze Verzweiflung."

„So ist es," unterbrach ihn hier Clarisse. „Seit Wochen hat sie nicht mehr anders als mit thränenden Augen zu mir gesprochen; sie flehte mich an, meine Seele zu retten; der Gedanke, mich verdammt zu wissen, machte sie unglücklich. Nachdem sie stundenlang im Gebete gelegen, sagte sie zu mir: „Weißt du, Clarisse, um was ich gebetet habe, um deine Bekehrung!" Sie ließ Messen für mich lesen, sie kasteiete sich, sie fastete für mich; sie verweinte die Nächte, weil ich mich so verstockt zeigte. Sie sieht aus wie ein Schatten, und das Alles um mich."

Bei diesen Worten rollten Clarisse die Thränen von den Wangen; auch Elise war gerührt und seufzte: „Arme Fürstin!"

„Arme Fürstin!" wiederholte Dr. Neuberg etwas ärgerlich, „allerdings arme Fürstin, denn solcher Fanatismus ist Geisteskrankheit, aber man kann doch nicht, Andern zu gefallen —"

„Wenn nur," unterbrach ihn hier Clarisse, „dieser Fanatismus nicht ein so zärtlicher, liebevoller Fanatismus wäre! Wenn ich nur nicht von ihrer innigen Liebe zu mir so sehr überzeugt wäre! und wenn ich sie nur nicht selbst so herzlich lieb hätte! So aber macht mich ihr Leiden um meinethalben wahrhaft unglücklich. Ich kann es nicht ausdrücken, wie viel ich in diesen letzten Monaten, seit ich euch verlassen, gelitten habe, wie oft ich in innerster Seele erschüttert war, ohne im Geringsten bekehrt zu sein, wie ich fortwährend herüber und hinüber schwankte, welche Gemüthszweifel mich folterten und wie ich oft nahe daran war, aus Liebe und Mitleid zu thun, was mein Verstand, mein ganzes Wesen als verwerflich verdammte. Ich werde die Szene von gestern Abend nie vergessen. Bei den größten Verbrechen hätte ich eine solche Qual, eine solche Folter nicht verdient. Weinend lag sie vor mir auf den Knieen und umklammerte mich

wie eine Verzweifelte. Ich selbst war wie eine Verzweifelte, mein Kopf schwindelte, ich war keines Gedankens mehr fähig. Ich wollte fliehen, sie klammerte sich an mein Kleid; ich glaubte mich losgemacht zu haben und eilte aus der Stube, aber ich schleppte sie nach und sie fiel mit der Stirn auf die Schwelle. Entsetzt fiel ich zu ihr hinab und da lagen wir Beide und weinten. Wäre sie in diesem Augenblicke nicht zu erschöpft gewesen, um noch länger in mich zu dringen, ich hätte zu Allem Ja gesagt. Das fühlte ich deutlich, und ich fühlte, daß mich dieses Leben aufrieb. So faßte ich denn einen Entschluß. Ich eilte auf mein Zimmer, packte die ganze Nacht, schrieb dann einen Abschiedsbrief an die Fürstin und verließ mit Tagesanbruch den Hof für immer."

„Für immer!" sagte Dr. Neuberg achselzuckend, „schon zweimal hast du ihn im Laufe dreier Jahre aus denselben Gründen für immer verlassen, und zweimal bist du wieder zurückgekehrt, auf eine bloße Bitte der Fürstin, auf ein bloßes Versprechen hin."

„Vergiß nicht, lieber Max," erwiderte Clarisse, „daß die Fürstin meine theuerste Freundin ist, daß ich sie liebe und daß ich mich noch herzlicher von ihr geliebt weiß und daß sie, ach, so einsam ist, so unglücklich! Die Schwäche war wohl verwerflich, und ich gab ihr mit Bewußtsein nach. Wahrhaftig," fügte sie lächelnd hinzu, „die Freuden dieses Hofes sind es nicht, die mich zurückzulocken vermöchten! Es ist ein trauriger Hof! Anstatt mir Vorwürfe zu machen, erkennt vielmehr meine Charakterstärke an, für eine liebe Freundin euch, dieser Wohnung des Glückes, dieser Heimat stiller und inniger Freuden so lange fern geblieben zu sein. Denn hier allein, bei euch, bei euern Kindern bin ich ruhig und glücklich."

Das Ehepaar schlug in die beiden dargebotenen Hände und drückte sie herzlich.

„Jetzt aber bleibst du? und für immer?" fragte Elise.

„Ich verspreche, daß ich nicht mehr zu Hofe zurückkehre — ob ich hier bleibe, ist eine andere Frage. Ich habe so meine Gedanken."

„Lassen wir uns die ersten Stunden des Wiedersehens nicht durch Trennungsgedanken stören," fiel der Pastor ein; „jedenfalls bleibst du eine geraume Zeit. Wir wollen uns so gemüthlich als möglich einrichten, und du sollst dich nach den überstandenen Stürmen wie im Hafen fühlen."

Es wurde, wie es der Pastor versprach, und er trug das Seinige dazu bei, daß es so wurde. Wie wohl that Clarissen das stille Familienleben und die ruhige Liebe und Freundschaft der Anverwandten, nach den harten Proben, die sie jene aufgeregte Liebe der Fürstin hatte bestehen lassen. In Haus und Garten verflossen die angenehmen Tage aufs Bürgerlichste; die Gesellschaft Dr. Neubergs bestand aus mehreren gebildeten Männern der Umgegend, die von Zeit zu Zeit vorsprachen, und mit denen man bei Tische, oder Nachmittags im Garten beim Kaffee, einige angeregte Stunden verplauderte. Clarisse schien es, als wäre sie in die Welt gekommen, erst nachdem sie den Hof verlassen, und sie sah ein, wie Alles, was das Leben des Lebens werth mache, in einen kleinen Kreis geschlossen werden könne. Nachdem sie Jahre mit monotonen standesmäßigen Beschäftigungen und leeren Formen zugebracht, schien ihr die kleinste häusliche Beschäftigung, die unbedeutendste Pflege oder Sorge für die Kinder ihrer Schwester unendlich inhaltsreich. Dazu kam, daß ihrem klaren, ruhigen Verstande nichts zugemuthet wurde, was ihm widerstrebte, daß ihr jedes Wort, jede Ansicht ihrer jetzigen Umgebung verwandt, oder wenigstens begreiflich war, daß Herz und Geist sich hier gleichmäßig heimisch fühlten, während sie durch so lange Zeit, im Widerstreit mit sich selber, ihr Herz zu Hülfe rufen mußte, um sich nicht mit Herz und Verstand empören zu müssen. Eine höchst wohlthätige Ruhe erfüllte ihr ganzes Wesen und verdrängte allgemach eine gewisse Verdrießlichkeit, die sich während des beständigen Kampfes gegen die Bekehrungsversuche in ihr wie Schlacken festgesetzt und sie manchmal an sich irre gemacht hatte. Die alte Heiterkeit kehrte wieder und es wurde ihrer Seele wohl, wie dem Leibe wohl ist, wenn er

einen fremden Körper, der seinen Organismus stört, ausgeschieden; die Fürstin trug durch ihr Schweigen viel zu dieser schnellen Genesung bei. Während der früheren zwei Aufenthalte Clarissens bei ihrer Schwester kamen Klagebriefe voll Vorwürfe und Sehnsucht beinahe jeglichen Tag, und dann die Fürstin selbst, um den geliebten Flüchtling zur Rückkehr in die Stadt zu bewegen, was ihr auch zweimal gelungen war. Dießmal blieben die Briefe aus, ebenso die Geschenke, die ihr ehemals zukamen, um sie zu überzeugen, daß ihr die Liebe ihrer fürstlichen Freundin trotz ihrer treulosen Flucht in ganzer Wärme verblieben sei. That das auch der Eigenliebe Clarissens etwas wehe, so war ihr das Benehmen Malwinens doch im Ganzen willkommen, da sie sehr wohl wußte, daß sie ein neuer Beweis von Liebe aufs Neue aufregen würde. Sie aber bedurfte ihrer Gemüthsruhe, um ganz dem Entschlusse, den sie einmal gefaßt hatte, treu bleiben zu können.

Arm wie sie war und bereits dreiundzwanzig Jahre alt, fest entschlossen, nicht mehr zu Hofe zurückzukehren und eben so fern von dem Gedanken, sich von ihrem Schwager, dessen Familie wuchs, und dessen mäßiges Einkommen dasselbe blieb, trotz aller Liebe und Treue, die ihr im Hause bewiesen wurden, ernähren zu lassen, hatte sie alle Ursache, an ihre Zukunft zu denken. Mit ihrem entschiedenen Charakter war es in vollkommenster Uebereinstimmung, daß sie selbst für sich sorgen wollte. Sie hatte genug gelernt, um den Platz einer Gesellschafterin bei einer großen Dame oder einer Erzieherin mit Ehre einzunehmen; und sie war vorurtheilslos und von falscher Scham unabhängig genug, um mit größter Heiterkeit einen solchen Entschluß zu fassen und von dem eingebildeten Piedestale der Hofdame eines kleinen deutschen Hofes herabzusteigen und sich in einer untergeordneten Stellung, in der sie eine positive Pflicht zu erfüllen hatte, in der sie sich nützlich machen konnte, noch wohl zu fühlen. Es widerstrebte ihr, in Frankreich eine solche Stelle zu suchen; sie hatte schon Manches von den Bekehrungsversuchen gehört, die in diesem

Lande an deutschen protestantischen Gouvernanten unternommen worden, und sie wollte sich nicht in der Fremde einer Unannehmlichkeit aussetzen, unter der sie in der Heimath so viel gelitten hatte. So richtete sie ihr Augenmerk auf England und hatte schon zu ihrem Zwecke in London Korrespondenzen angeknüpft. Mit Anbruch des Winters wollte sie dahin abgehen; der Sommer sollte noch im Behagen des Familienlebens verbracht werden; zugleich wollte sie diese Zeit noch benutzen, um sich in der englischen Sprache zu vervollkommnen, die sie bei Hofe, wo nur französisch gesprochen wurde, vernachlässigt hatte. Dr. Neuberg, der dieser Sprache mächtig war, da er sich lange in England aufgehalten hatte, leistete ihr bei diesem Studium die trefflichste Hülfe. Englische Dichter wurden gemeinschaftlich gelesen, dabei unter Leitung des Schwagers manche andere Studien gemacht, welche hie und da eine Lücke in Clarissens Wissen ausfüllen sollten, und so verfloß eine Zeit, die ihr als die glücklichste ihres ganzen Lebens erschien.

* * *

Die ganze Familie saß eines Nachmittags im Garten, der Pastor nach deutscher Art seine Pfeife rauchend, als das Dienstmädchen einen Papierstreifen brachte, auf dem der Name „Marquis von Beaupré" in frischer Schrift geschrieben stand. „Dieser Herr," sagte das Mädchen, „wartet im Hause und wünscht den Herrn Pastor zu sprechen."

„Bitte ihn," sagte der Pastor, „in den Garten zu kommen."

Er stellte seine Pfeife hin und machte sich bereit, dem Fremden entgegen zu gehen, als dieser schon mit schnellen Schritten auf dem Sandwege herbeikam.

„Ich bitte," rief er von fern und beschleunigte seinen Gang, „ich bitte, sich gar nicht zu stören."

Er verneigte sich mit der ehrerbietigsten Ungezwungenheit und Anmuth vor den beiden Damen, die, als er sich dann zum Doktor wandte, rasch einen jener flüchtigsten Frauenblicke wech-

selten, die ein fertiges Urtheil über einen Unbekannten enthalten. Der Marquis war ein Mann von ungefähr achtundzwanzig Jahren, mit blassem Gesichte, feinem Munde, dunklen Augen und schwarzen, langen Haaren. Wie sanft seine Lippen auch über kleinen, beinahe weiblichen Zähnen lächelten, so gab ihm doch eine energisch hervorspringende Nase ein ganz männliches Aussehen. Das blasse Gesicht wurde durch die ganz schwarze Kleidung auffallend hervorgehoben und seine Bewegungen, obwohl etwas gemessen und bewußt, waren doch frei und leicht, voll männlicher Anmuth.

Mit aristokratischer Bescheidenheit bat er um Vergebung, ein so intimes Zusammensein gestört zu haben, und dabei ließ er ein treffliches Deutsch hören, das durch einen leisen Anflug fremdartiger Aussprache den Damen, wie es wieder ein Blick herüber und hinüber verkündigte, ganz besonders reizend erschien. Nachdem er sich auf den angebotenen Gartenstuhl gesetzt hatte, begann er mit einer leisen Verneigung: „Herr Doktor! Ich bin der Marquis von Beaupré, ein Franzose. Ein mir befreundeter Künstler, ein ausgezeichneter Architekt in Paris, veröffentlicht ein großes Werk über den romanischen Baustyl. Unser Vaterland besitzt viele sehr schöne Monumente dieses Styles, besonders im südlichen Frankreich, z. B. die Kirche von St. Gilles, oder den Kreuzgang von St. Trophime in Arles, und nach diesen hat sich mein Freund bei Abfassung seines Werkes vorzugsweise gerichtet. Aber dieser Styl hat sich dem Einflusse verschiedener Länder nicht entzogen; er ist in Deutschland in mancher Beziehung, in manchen Theilen anders als in Frankreich und Italien. Die Verschiedenheiten wären für meinen Freund sehr belehrend; aber er ist durch seine Stellung an Paris gebunden. So bat er mich, der ich beinahe immer auf Reisen und ein mittelmäßiger Zeichner bin, ihn zu unterstützen und ihm Zeichnungen nach romanischen Bauwerken einzusenden, wo ich solchen begegne. Nun hörte ich von Ihrer Kirche hier — in der That ein bijou — und ich habe auf meiner Reise durch Deutschland

den Umweg hierher um so lieber gemacht, als ich, seit ich mich für den Freund in dieser Weise beschäftige, ein Enthusiast dieser architektonischen Formen geworden bin. Sie zu bitten, Herr Pastor, daß Sie mir den freien Zutritt in die Kirche gestatten, damit ich die vielen schönen Einzelheiten des Innern mit Muße aufnehmen könne, ist der Zweck meines Besuches."

„Herr Marquis," erwiderte Dr. Neuberg aufs Verbindlichste, „die Kirche steht ganz zu Ihrer Verfügung und zu jeder Stunde des Tages. Wenn Sie vielleicht einige alte Ornamentik interessirt, die bei einer neuerlichen Restauration entfernt wurde, die ich aber im Thurme aufbewahren ließ, so werde ich Befehl geben, daß sie hervorgesucht und aufgestellt werde, wo Sie sie bequemer besehen und wenn sie Ihnen gefällt, auch zeichnen können."

„Sie sind sehr gütig, Herr Doktor, und ich bin Ihnen für so viel Güte doppelt dankbar, als ich — entschuldigen Sie, daß ich es ausspreche," fügte er mit einem Lächeln auch zu den Damen gewandt hinzu — „als ich dieses gütige Entgegenkommen von protestantischer Seite nicht überall erfahren habe."

„O, Herr Marquis," rief der Pastor, „ich kann Sie versichern, und zur Ehre Deutschlands sei es gesagt —"

„Lieber Herr Doktor," fiel ihm der Marquis in die Rede, „ich kenne Deutschland, ich weiß, was ich von dergleichen zu halten habe. Welcher gebildete Mensch wird Sektenvorurtheile oder konfessionelle Eingenommenheiten auf das neutrale Gebiet der Kunst übertragen! Am Ende," fügte er weniger ernst und lächelnd hinzu, „am Ende ist es nur billig, daß man uns, ich meine den Katholiken, wenigstens den Schattenriß der Kirchen gönne, die uns einst als Eigenthum angehört haben."

Der Pastor erwiderte, auf den Scherz eingehend, in demselben Lächeln: „Da wir Protestanten zur ersten Einfachheit des Glaubens zurückkehrten, so haben wir ein natürliches Recht auf jene Kirchen einfacherer Formen, die jenseits der Gothik entstanden sind, welche vielmehr den Katholizismus repräsentirt."

„Aber sie haben uns ja auch gothische Kirchen, prächtige Kathedralen weggenommen, die gottlosen Ketzer!“ rief der Marquis mit schmerzhaftem Pathos und zu den Damen gewendet: „Ist es nicht traurig, daß es gleich Streit geben muß, wo zwei Männer verschiedener Konfessionen zusammenkommen?“

„Wollte Gott!“ sagte der Pastor, „es gäbe keinen ernstlicher gemeinten Streit.“

„Ein Wunsch, in den ich mit ganzer Seele einstimme,“ sagte der Marquis plötzlich ernsthaft; „ich bin aus dem südlichen Frankreich, ich habe gesehen, welche Zerwürfnisse, welches Unglück dergleichen hervorbringt.“

Dann, als ob er sich besänne, daß solche Gespräche den Damen nur langweilig sein können, und daß er kein Recht habe, als Fremder solche Themata aufs Tapet zu bringen, ging er mit der gewandtesten Wendung, an das ebengenannte südliche Frankreich anknüpfend, auf seine Reisen über und wußte die Damen so zu interessiren und in das Gespräch zu ziehen, daß bald eine allgemeine und lebhafte Unterhaltung im Gange war.

Nach einer Stunde, die den Damen wie fünf Minuten verflossen war, erhob er sich plötzlich von seinem Sitze und entschuldigte sich, so lange gestört zu haben. Da er aber, wie er in sein Gespräch hatte einfließen lassen, keine Beschäftigung und keine Bekanntschaft in dem Städtchen hatte, lud man ihn ein, länger zu bleiben und sich auf einem Spaziergange die Gegend zeigen zu lassen. An der Leichtigkeit, mit der er sich überreden ließ, erkannte man, wie gern er blieb und man fühlte sich geschmeichelt.

Auf dem Spaziergange gab der Marquis Elisen den Arm, während Dr. Neuberg Clarissen führte, aber kaum vor dem Städtchen angekommen, ordnete man sich in eine Reihe, um die Unterhaltung allgemeiner zu machen, oder vielmehr, weil Jeder den Marquis hören wollte. Man führte ihn auf die schönsten Aussichtspunkte, man zeigte ihm in der Ferne den breiten Strom, man fuhr mit ihm über einen kleinen See und vertiefte sich in

einen alten, verwilderten Park, voll Stille und Vogelsang zugleich. Auf einer Höhe angekommen, erfreute man sich an einem schönen Sonnenuntergange. Der Marquis sah der Sonne mit sehnsüchtigem Blicke nach, der seinem Gesichte, auf dem das Abendlicht glänzte, einen unendlich milden, melancholischen Ausdruck gab. Clarisse sah ihn in diesem Momente mit so viel Theilnahme und so lange und ungezwungen an, daß sie darüber erschrak. — „Dort liegt Frankreich!" sagte er vor sich hin, und er erschien ihr wie ein Verbannter, mit dem man inniges Mitleid fühlen dürfe. — Der Himmel weiß, dachte sie, welche Schicksale ihn zwingen, fortwährend die Welt zu durchziehen — und gewiß, er sieht aus, als wäre irgend ein bedeutendes Schicksal über sein Haupt dahingegangen.

Es klang ihr wie eine Antwort auf ihre Gedanken, als der Marquis gleich nach seinen Worten: „Dort liegt Frankreich!" zu Dr. Neuberg sagte: „Erinnern Sie sich an den Ausspruch Diderots? C'est une belle chose, mon ami, que les voyages, mais il faut avoir perdu son père, sa mère, ses enfants, ses amis, ou n'en avoir jamais eu, pour errer, par état, sur la surface du globe. — Nun," fügte er lächelnd hinzu, indem er mit der feinen weißen Hand eine Bewegung vor der Stirn machte, als wollte er allerlei Gedanken verscheuchen, „nun, man muß sich trösten, und ich thue es mit den Worten desselben gottlosen Diderot: Crois, que tu vas, parceque tu ne peux pas rester. — Dann sagte er zu den Damen: „Es ist sonderbar, und ich habe schon oft die Bemerkung gemacht, daß man auf Reisen gerade in der liebenswürdigsten Gesellschaft, gerade da, wo man die meiste Freundlichkeit und Güte erfährt, am Melancholischsten wird, das größte Heimweh fühlt, mehr als in der ödesten Einsamkeit. Aber das ist nur natürlich. Man fühlt sich heimisch und denkt in Folge der natürlichsten Ideenverbindung an die Heimat; dann denkt man, wie schön es wäre, das Glück solcher Freundlichkeit mit dem Glück der Heimat zu verbinden. Meine Damen, wie undankbar es

scheint, sich aus solcher Gesellschaft von seinen Gedanken in die Ferne tragen zu lassen — es ist viel Dankbarkeit darin."

Es war in den Reden des Marquis Beaupré immer etwas, was auf rührende Weise schmeichelte.

In der Dämmerung kehrte man in die Stadt zurück, und zu Hause angekommen, verstand es sich von selbst, daß der Marquis zum Nachtessen blieb. Als er ging, mußten es sich die drei Zurückgebliebenen nicht erst sagen, daß sie einen unerwartet schönen Tag verlebt hatten, daß sie sich sämmtlich auf das Tiefste angeregt fühlten, daß eine solche Bekanntschaft eine Bereicherung des Lebens sei. Sie gestanden es alle drei, daß sie noch keinen Mann kennen gelernt, der männliche Liebenswürdigkeit, edle Sitte und Wissen und Bildung in so hohem Grade gleichmäßig in sich vereinige.

„Mich," sagte der Pastor, „freut diese Bekanntschaft vorzugsweise um deinetwillen, Clarisse. Deine Erfahrungen bei Hofe haben dich mit Vorurtheilen gegen die katholische Welt angefüllt, die, ich muß es dir gestehen, mir an dir so unbehaglich waren, wie mir jedes Vorurtheil, jeder Fanatismus widerwärtig ist. Unter Katholiken verstandest du einen Schleier à la Geheimrath Holland oder eine fanatische Schwärmerin und Proselytenmacherin wie die Fürstin."

„Ich habe," erwiderte Clarisse, um sich zu entschuldigen, „ich habe nie andere Katholiken gekannt."

„Darum ist es gut, daß du nun Andere kennen lernst. Du darfst den gewaltigen Unterschied zwischen geborenen Katholiken und Neubekehrten nie vergessen, besonders in der gebildeten Welt. In unserer modernen Zeit gleichen Bildung und Wissen den Unterschied aus, an dem nur der Zufall der Geburt schuld ist. Eine Nation entlehnt von der andern Ideen und Anschauungsweisen, ohne zu fragen, ob die andere katholisch oder protestantisch ist. Glaubst du, daß ein gebildeter Mensch, bevor er ein historisches oder philosophisches Buch aufschlägt, sich erst erkundigt, ob der Verfasser so viele Sakramente anerkennt, wie er? Er

liest und prüft und behält, was er für wahr hält. Ob diese Wahrheit mit seinem Protestantismus oder Katholizismus im Einklang oder im Widerspruch sei, ist ihm gleichgültig. So ist mancher Katholik protestantischer als mancher Superintendent, so wie es Superintendenten gibt, die katholischer sind als mancher Kardinal. Sieh nur diesen Marquis an. Diderot ist offenbar sein Lieblingsschriftsteller, der geistreiche, liebenswürdige Diderot, und dieser hat doch einen Standpunkt, auf den viele höchst protestantische Köpfe mit aller Anstrengung ihres Geistes nie gelangen werden. Hast du schon viele Protestanten gefunden, welche die Idee der Toleranz so groß und in so weitem menschlichen Sinne aufzufassen vermögen, wie Diderot?"

„Gewiß," sagte Clarisse, „ich sehe seit heute Nachmittag die Dinge mit ganz andern Augen an, als vorher."

Der Pastor fuhr fort: „Nicht die gebildeten geborenen Katholiken sind zu scheuen, nur die Neophyten. Ich spreche nicht von Denen, die aus Eigennutz oder Ehrgeiz übergehen; die sind zu allen Zeiten dieselben; sie werden bekehrungssüchtig sein oder nicht, je nachdem es Eigennutz oder Ehrgeiz verlangen. Die heutzutage aus Schwärmerei oder sogenannter Ueberzeugung übergehen, kommen dadurch selbst in Widerspruch mit dem Geiste der Zeit; das reizt oder verbittert, macht kampf- und eroberungssüchtig und endlich fanatisch. Mit wahrster und vollster Ueberzeugung ist der moderne Mensch doch nicht bei einem solchen Schritte betheiligt; die Luft, die er von Jugend auf geathmet, verhindert das. Sein Leben lang strebt er sich und Andere zu überführen, daß er aus Ueberzeugung gehandelt, und das kann er nur, indem er so viele Beispiele seines eigenen Falles als nur möglich zu Stande bringt. Andere sollen für ihn beweisen. Daher seine Bekehrungswuth. Dazu kommt noch jener Hochmuth, der allen mit Bewußtsein Frommen gemein ist, und bewußt fromm müssen Diejenigen sein, die mit Bewußtsein einen solchen Schritt thaten. Die Ausnahme, die sie machen, läßt sie sich selbst als Auserwählte erscheinen. Auf dieser Höhe glauben sie

sich zu Manchem berufen und berechtigt, was mehr nach Stolz als nach christlicher Demuth aussieht. — Ich gestehe dir, daß ich, obwohl Pastor, erschrecken würde, träte heute ein Katholik vor mich und erklärte, er wolle zum Protestantismus übertreten. Ich begreife, daß ganze Städte und Länder, zum Theil aus politischen Gründen und um sich vor römischen Uebergriffen zu schützen, zu einer der protestantischen Konfessionen übertreten oder etwas dem Protestantismus Aehnliches neu schaffen. Aber der Einzelne würde mich erschrecken. Was will er bei uns? Ist er ein Schwärmer — und ich begreife nicht, wie Schwärmerei, Phantasterei ihn aus Katholizismus in Protestantismus führen sollte? — dann bringt er nur Unruhe und Fanatismus in die Gemeinde; ist er ein denkender Mensch, der mit seinen Gedanken über die Dogmen der römischen Kirche hinausgekommen, wie sollte er nicht auch über Vieles, besonders über so viel Halbes in unserer Kirche hinausgekommen sein? Und warum sollte er sich vor einem Dogma retten, das ihm als Kind auferlegt worden, und für das ihn Niemand verantwortlich macht, um als bewußter Mann ein Glaubensbekenntniß abzulegen, für das er nun einstehen muß, und das er in seiner Ganzheit doch nicht annehmen kann?"

„Lieber Max!" sagte Clarisse, „verliere dich nicht so weit; du predigst einer Bekehrten."

Der Pastor lachte mit: „Du hast Recht; ich bin einmal ein Prediger. Ich wußte wohl, daß du nur einer kleinen Erfahrung bedurftest, um von einem Vorurtheil zurückzukommen, das für Millionen Menschen beleidigend ist. Nichts ist eines anständigen Menschen unwürdiger als Vorurtheil. Ich freue mich doppelt, daß du gleich eine so überzeugende, so siegreiche Erfahrung machtest, die mehr Wirkung machen muß, als hundert andere. Welch ein Mensch, dieser Marquis, welch ein Mensch! Wir müssen ihn so lange als möglich zurückzuhalten suchen."

Der Marquis schien eben so gern zu bleiben, als man ihn gern zurückhielt. Gleich am Tage nach seiner Ankunft ging er

an die nähere Besichtigung der Kirche und aller ihrer Theile, und da zeigte es sich, daß er viel, sehr viel zu thun haben werde. Mit liebenswürdiger Offenherzigkeit sprach er seine Freude darüber aus, einen Vorwand zu wochenlangem Aufenthalte gefunden zu haben. Er zeichnete sehr fleißig und um ihm seine Arbeit zu erleichtern, räumte man ihm im Pfarrhause eine Stube ein, wo er Manches ausführen konnte, ohne erst in sein entferntes Gasthaus zurückkehren zu müssen. Er war der tägliche und beinahe beständige Gast der Pfarrerfamilie. Während er in der Kirche selbst zeichnete, leistete man ihm oft Gesellschaft, und wenn Regen eintrat und die Arbeit in der Dunkelheit der Gänge unmöglich wurde, verbrachte er ganze Tage bei den Freunden. Und es regnete oft. Aber er wußte sich nicht nur angenehm, er wußte sich auch nützlich zu machen. Von Clarissens Plänen unterrichtet, besprach er sich oft mit ihr über ihre Studien und es machte sich wie von selbst, daß er ihr Lehrer wurde, besonders in der Geschichte, und da Clarisse nicht mehr die frühere Scheu vor Frankreich hatte — und möglicherweise auch eine Stelle in Frankreich bekommen konnte — wurde auch die französische Literatur nicht vernachlässigt. Bei einem französischen Geschichtslehrer war es nun natürlich, daß er die Weltgeschichte des Bischofs Bossuet mit ihr las. Der Marquis war zwar nicht in Allem der Meinung dieses Historikers, aber es kam ihm darauf an, seine verehrte Schülerin die Welt auch einmal von katholischem Standpunkte aus betrachten zu lassen. Sie sei ja über die konfessionellen Unterschiede hinaus; in der Geschichte komme es ja nur auf die Wahrheit an, und um diese zu erfahren, müsse man beide Parteien hören. Clarisse fand das nur gerecht, wie Alles, was ihr der Marquis sagte, und sie war ihm dankbar, als sie nach Kurzem bemerkte, daß sie die Welt mit ganz andern Augen, mit mehr Gerechtigkeit, ansehe. Chateaubriands „Geist des Christenthums" war damals in Mode; wie schön wußte der Marquis dieses melodisch geschriebene Buch zu lesen; sein Ausdruck gab den oft so sehr inhaltslosen Sätzen reiche Bedeutung,

und seine Lesekunst, verbunden mit den volltönenden Perioden, brachte eine musikalisch-berauschende Wirkung hervor. Man träumte, man wiegte sich auf diesen schimmernden, bald murmelnden, bald stürmenden Wogen, man glaubte zu denken und man wurde nur fortgetragen, hingerissen. Dann kamen Lamartine's Harmonien und Meditationen an die Reihe, die der Marquis auswendig wußte, und die er meist auf einsamen Spaziergängen, im Kahn auf dem See, oder im Dunkel des Waldes zitirte.

O die seligen Stunden, die Clarisse in Gesellschaft dieses Mannes verlebte! Sie waren so selig, daß sie darüber vergaß, wie belehrend sie waren, daß der Marquis ihr Lehrer war, ihr einen andern Geist einhauchte, sie nach und nach zu einer ganz andern Persönlichkeit umwandelte.

Die Abende gingen meistens in Diskussionen zwischen den beiden Herren hin. Dr. Neuberg nannte einmal Thomas a Kempis. Der Marquis griff diesen Schriftsteller an, während der Pastor seine Tiefe und seine welthistorische Bedeutung vertheidigte. Der Marquis konnte nicht zugeben, daß wir das Recht haben, so, wie es dieser Schriftsteller that, auf dieses irdische Leben herabzusehen. Auch dieses Leben habe seine Rechte, ja seine Heiligkeit, wie das Leben im Himmel. Und um seine Worte zu belegen, las er aus der „Nachfolge Christi" einige Stellen, die er mit Energie als Beleidigung der Menschheit und der Menschlichkeit verwarf. Doch wollte er nicht ungerecht sein und las gleich darauf einige andere der rührendsten Stellen aus diesem merkwürdigen Buche. Clarisse horchte mit ganzer Seele. Sie war diese ganze Zeit so überschwenglich glücklich, daß es ihr wohl that, in dieser poetischen Zerknirschung und Demuth von ihrem Glücke auszuruhen, und zugleich dieser unendlichen Hingebung an das, was uns erfüllt, zu folgen, sich aufzulösen, sich zu demüthigen und zu vernichten in Liebe. Die weibliche Hingebung im Christenthume, das Einswerden mit dem Gegenstande der Liebe war ihr noch nie so lebendig vor die Seele getreten, wie in diesem Buche.

Sie bat den Marquis darum, da sie eine gewisse Scheu hatte, es von ihrem Schwager zu verlangen, obwohl es dieser vertheidigt, jener angegriffen hatte. Er übergab es ihr am nächsten Tage, da er mit ihr allein war, nach einigem Zaudern und mit der Warnung, sich durch dieses gefährliche Buch nicht zu sehr von der Welt und ihren schönen Freuden abziehen zu lassen.

„Sie gehören der Welt und ihrem Glücke," sagte er mit einem so innigen Ton in der Stimme, daß ihr beinahe die Thränen in die Augen traten. — „Wer so viel Glück zu vergeben hat, wie Sie," fügte er bei und lächelte dazu, als ob er die Bedeutung seiner Worte abschwächen wollte, „der darf sich von der Erde nicht entführen lassen, der muß im Leben verweilen und seine Gaben austheilen; das ist Pflicht! Gewiß, ich bin kein Ungläubiger, aber kein Thomas a Kempis soll mich überzeugen, daß wir uns das Leben nicht so schön machen sollen, als wir können. Es ist so schön!"

Er ging rasch von dannen und ließ sie allein mit Thomas a Kempis und ihren Gedanken.

Bei aller Intimität, die sich so überraschend schnell zwischen ihnen ausgebildet hatte, bei aller Freundschaft und Theilnahme, die er ihr bei jeder Gelegenheit zeigte, hatte er ihr doch noch nie so, mit solchem Ausdrucke gesprochen. Die Wirkung war um so größer, und das Buch, das sie mit diesen Worten erhielt, wurde ihr desto theurer. Sie behielt es in der Hand und drückte es manchmal unwillkürlich, während sie an den Marquis dachte.

Clarisse war bald vierundzwanzig Jahre alt; sie wußte sich von ihren Gefühlen Rechenschaft zu geben, sie wußte, daß sie den Marquis liebte. Hätte sie es nicht an so vielen andern Anzeichen erkannt, die sich bei ihr eben so einstellten, wie bei einem sechzehnjährigen Mädchen, sie hätte es daran erkennen müssen, daß dieser Mann eine unwiderstehliche Gewalt über sie ausübte, daß er sie, die sich von jeher ihrer eigenen Willenskraft stolz bewußt gewesen, modeln konnte wie er wollte, daß er sie, ihrer eigenen, bisherigen Persönlichkeit vollkommen entäußerte und sie,

sie wußte nicht wie, ganz anders zu denken und zu fühlen lehrte, als sie bisher gedacht und gefühlt hatte. In ihren kühlsten Stunden, wenn sie sich mit Ruhe über sich aufzuklären suchte, kam sie sich im besten Falle wie eine Spieluhr vor, in die er nach Belieben eine neue Walze einlegte, um sie nach Wunsche diese oder jene Weise spielen zu lassen. Und sie empfand diese Entäußerung ihrer selbst, diese geistige Sklaverei mit einer Art von Freude, und im Namen dessen, den sie liebte, triumphirte sie über sich selbst.

Ob der Marquis sie wieder liebte? Die Schwester, die ihn beobachtete, und der Clarissens Gefühl kein Geheimniß war, hoffte es. Aber wie offen auch der Fremde in seinem Benehmen war, wie sehr auch jedes seiner Worte ein treuer Spiegel eines ganzen Charakters schien, war und blieb er dem kleinen Kreise doch ein Geheimniß. Er sprach viel über seine Verhältnisse, er erzählte vielfache Erlebnisse, aber trotz der Aufmerksamkeit, mit welcher Frauen Unbekannten zuhören, um dann mit großer Kunst aus Bruchstücken sich selbst eine Lebensgeschichte zusammenzusetzen, war es den beiden Schwestern doch nicht gelungen, sich von der Stellung und der eigentlichen Lebensweise ihres neuen Freundes ein klares Bild zu machen. Selbst wenn sich Elise aus schwesterlicher Liebe zu einer Unzartheit aufraffte, um ihn gradezu nach Diesem oder Jenem zu fragen, was in seiner Lebensgeschichte eine Lücke ausfüllen sollte, bekam sie eine bestimmte Antwort, die zu größerer Erkenntniß nichts beitrug, manchmal selbst ein ganzes Gebäude von Vermuthungen und Zusammenstellungen über den Haufen warf. Eine Erzählung warf manchmal ein aufklärendes Licht über einen ganzen Lebensabschnitt des Marquis, aber bald folgte eine andere Erzählung, oft nur eine kleine Bemerkung, die wieder einen verhüllenden Schatten über denselben Abschnitt warf, ohne daß sich der Marquis im Geringsten widersprochen hätte. So viel schien gewiß, daß er nicht zwecklos und als bloßer Vergnügling reiste. Daß er Verbindungen in allen Ländern, ja in allen Welttheilen hatte, daß er täglich

Briefe aus allen Weltgegenden erhielt, wußte man, und das Alles trug nicht dazu bei, ihn in der Meinung seiner neuen Freunde herabzudrücken. Das Geheimnißvolle, das ihn umgab, und in das er sich manchmal mit offener Absicht hüllte, wenn er plötzlich in gewissen Punkten seine Mittheilungen abbrach oder mit einem Seufzer schloß, wo man keine Ursache zur Trauer erkannte — das Geheimnißvolle war für die Damen ein Reiz mehr, eben so die Ueberzeugung, daß er in irgend welchen ausnahmsweisen Verhältnissen lebe. Letzteres gab er, auf eine jener unzarten schwesterlichen Fragen, selbst zu. Noch ein anderer Umstand, um den es Elisen mit Rücksicht auf ihre liebende Schwester besonders zu thun war, wurde aufgeklärt; der Marquis war nicht verheirathet.

Elise hoffte für ihre Schwester.

Diese Hoffnung verlor plötzlich an Kraft, als der Marquis de Beaupré, nachdem man bereits seit mehreren Tagen eine sanfte Traurigkeit an ihm bemerkt hatte, erklärte, daß ihn Beruf und Pflichten von dannen riefen und als er unmittelbar an diese Erklärung sein Lebewohl anknüpfte.

Man war wie von einem Donnerschlage betäubt. Der Marquis war abgereist, bevor man zur Besinnung kam. Man erinnerte sich dann, daß er feste Zuversicht baldigen Wiedersehens ausgesprochen. Aber er war fort; was sein Leben und seine Verhältnisse betraf, beinahe so unbekannt, als da er gekommen war, dem Ehepaar zum Bedürfniß geworden und von Clarissen mit ganzer Seele geliebt. Sie erwachten Alle wie aus einem schönen Traume. Clarisse bestrebte sich, weiter zu träumen, indem sie sich in ihr Zimmer schloß, und jedes seiner Worte und Alles, was sie mit ihm erlebt, neu heraufbeschwor in Geist und Herzen, und indem sie Alles wieder las, was sie mit ihm gelesen, und zwar mit noch größerer Innigkeit, mit mehr Hingebung, und im Ganzen mit mehr Liebe als Urtheil. Außerhalb dieser Stube war es öde; in der Wohnung sowohl, wie im Städtchen.

* *
*

Er war fort und kehrte nicht wieder. Kein Brief sagte, wohin er den flüchtigen Schritt gewendet. Man klagte ihn darum nicht an; man wußte, er war nicht der Mann, um, ohne gewichtige Ursache, gegen die Sitte zu verstoßen. Diese Ursache hing vielleicht mit seinem Schicksale zusammen, das man nicht kannte, und das man als ein zwingendes, trauriges voraussetzte. Wie eine Erscheinung war er gekommen und gegangen; wie vom Himmel gefallen und wieder wie durch eine höhere Macht entrückt. Herr und Frau Neuberg gewöhnten sich schwer wieder an das einsame Leben, das durch seine Gegenwart so bereichert gewesen, und mußten sich bezwingen, um in das alte Geleise von Familienpflichten und Beruf zurückzukehren und mit der ehemaligen Gleichförmigkeit sich zu begnügen. Es war, als läge ein Jahrhundert zwischen dem ersten Besuche des Marquis und jetzt; man fühlte, was Gesellschaft geben könne, und die Gesellschaft, die blieb, war so ärmlich, so unfruchtbar.

Clarisse war die Erste, die sich in die Stille ergab. Sie sagte sich, sie habe das Beste erlebt, alles Folgende sei nur Ballast des Lebens; sie sei geboren worden, um diese letzten Wochen zu erleben. Nur wenige vom Glücke so begünstigte Menschen gebe es, deren ganzes Dasein sich aus bedeutenden Epochen, aus Höhepunkten, zusammensetze; glücklich, wer auch nur eine solche Erfahrung gemacht, die ihm den Glauben an das Schöne befestige; er hat daran einen Vorrath, davon er zehren könne bis an sein Ende.

Was folgen sollte und alle äußerlichen Verhältnisse des Lebens waren ihr im höchsten Grade gleichgültig. Vielleicht hatte an dieser Ergebung, an dieser merkwürdigen Beruhigung schon ihr Thomas a Kempis Theil, das geliebte Buch, das sie aus seiner Hand empfangen, und das er nie zurückverlangt hatte. Es war das einzige Andenken, das sie von ihm erhielt; es erinnerte sie täglich an ihn.

Der Herbst kam heran; gleichgültig ging sie durch die fallenden Blätter des Gartens, ungewiß, ob sie abreisen werde oder nicht.

In England war eine Stelle für sie bereit, aber die Anverwandten drangen in sie, noch den Winter mit ihnen zu verbringen. Sie konnte sich nicht entschließen und ließ die Dinge gehen, abwartend, ob etwas eintrete, was sie zum Gehen oder Bleiben bestimme. Hier sprach man jeden Tag vom Marquis Beaupré, das war Grund genug, die Abreise nicht zu beschleunigen und nicht unter Menschen zu eilen, die nichts von ihm wußten. Man trennt sich so oft kleiner, äußerer Ursachen wegen, warum soll man nicht da bleiben, wo das Gemüth, wenn auch nur kleiner Wohlthaten wegen, gern verweilt? So rückte der Winter heran und Elise hoffte schon, die Schwester bis zum Frühling erobert zu haben.

Schon lag tiefer Schnee und nun war es ausgemacht, daß Clarisse ihre neue Laufbahn erst im April oder Mai antreten solle; und ihr lächelte der Gedanke, den Winter allein mit den nächsten Verwandten und einsam in ihrer warmen Stube, ohne Bälle, ohne Soirée, ohne Toilette zuzubringen, sich ganz einzuspinnen in die Gedanken, die sie fortwährend beschäftigten.

Aber ihr Schicksal hatte anders über sie verfügt.

Die erste Hälfte des Winters war bereits vorbeigezogen, als eines Tages ein von vier Pferden gezogener Schlitten pfeilschnell über die schimmernde Fläche herbeiflog und vor dem Pfarrhause hielt. Es war Fürstin Malwine, die nur ein Kammerdiener begleitete. Noch bevor man aus dem Fenster sehen konnte, sprang sie aus den umhüllenden Pelzen, eilte die Treppen des ihr wohlbekannten Hauses hinauf und in die Wohnstube. Ein allgemeiner Schrei der Ueberraschung empfing sie; trotz Allem, was vorgefallen, war es doch ein Schrei freudiger Ueberraschung. Man konnte diese anmuthige Gestalt, dieses schöne Gesicht, diesen sanften Ausdruck der Züge nicht ohne Freude wiedersehen. Clarisse lag in ihren Armen, die sie aufs Zärtlichste umschlangen, und hatte Mühe, Thränen der Rührung und der Freude zurückzuhalten. Die Fürstin herzte und liebkoste sie, ohne ein Wörtchen des Vorwurfs auszusprechen, und nachdem sie auch Elisen um-

armt und dem Doktor die Hand gedrückt, warf sie den Mantel ab und setzte sich „in ihre Sophaecke,“ in der sie sich, wie sie versicherte, so heimisch und wohl fühlte, wie an wenigen Punkten der Welt.

Sie plauderte und erzählte mit der größten Unbefangenheit und war so heiter und klar, wie man sie seit ihrem Uebertritte nicht gesehen hatte. Dr. Neuberg konnte nicht umhin, diese Bemerkung gegen seine Frau auszudrücken, als sie hinausgegangen, um dem hohen durchfrorenen Gaste eine erwärmende Weinsuppe zu bereiten und er ihr gefolgt war.

„Der erste Sturm des Fanatismus scheint vorüber zu sein,“ sagte er; „jetzt wäre sie vielleicht minder gefährlich. Vielleicht fühlt sie das selbst, vielleicht schämt sie sich ihres früheren Gebahrens gegen Clarisse und kommt, um sie die Veränderung sehen zu lassen, die mit ihr stattgefunden.“

Trotz dieser Veränderung, die er selbst bemerkte, lispelte er Clarissen, als sich diese mit der Fürstin auf ihr Zimmer begab, mit Nachdruck ins Ohr: „Widerstand, Clarisse, Muth! Laß dich nicht wieder entführen.“

Clarisse nickte mit den Augen, als ob sie die Versicherung geben wollte, daß sie ganz seiner Meinung, und zum äußersten Widerstande entschlossen sei.

Mit Clarissen allein wiederholte die Fürstin ihre früheren Liebkosungen, um dann, eben so unbefangen wie vorher und ohne auf frühere Vorgänge zurückzukommen, ihre Plauderei aus der Wohnstube fortzusetzen. Sie erzählte vom Hofe und von den großen Veränderungen, die in den letzten Wochen daselbst vorgegangen. Man lebe nicht mehr so einförmig und traurig vor sich hin, einen Tag wie den andern; im Gegentheil, nicht ein Tag gleiche dem folgenden oder dem vorhergehenden; jeder bringe was Neues, Anregendes, Geistreiches oder Schönes. Selbst die Dummen seien klug geworden und das Alles danke man Einem Manne, freilich einem Manne, der über alle Männer in jeder Beziehung hervorrage.

„Aber du kennst ihn ja,“ rief die Fürstin, sich besinnend; „wie oft hat er mir mit der größten Liebe, oder wenn du willst, mit der größten Freundschaft von dir gesprochen: in der That, mit der tiefsten Innigkeit, mit der freudigsten Anerkennung deiner Vorzüge hat er von dir gesprochen und herzlich bedauert, erst nach deinem Abzuge an den Hof gekommen zu sein. Er hielt sich eine Zeit lang hier im Städtchen bei euch auf — du erinnerst dich —“

„Wer ist es?“ fragte Clarisse mit hochklopfendem Herzen.

„Marquis de Beaupré,“ erwiderte die Fürstin aufs Unbefangenste.

„Der Marquis!“ rief Clarisse und ergriff die Hand der fürstlichen Freundin, der sie aus alter Zeit Alles anzuvertrauen gewohnt war. Aber sie faßte sich wieder und fragte weiter:

„Wie kommt der Marquis an den Hof?“

„Er hatte irgend ein kleines Geschäft, etwas Politisches — du weißt, ich kümmere mich um dergleichen nicht. Aber er wurde mir vorgestellt — auch war er mir empfohlen — er gefiel mir sogleich, ich erkannte im ersten Augenblicke, wie sehr er sich vor allen Männern auszeichnet — nun das war nicht schwer — ich bewog ihn zu bleiben — er ist jetzt mein Sekretär, mein Vorleser und Bibliothekar und des ganzen Hofes belebende Seele.“

Clarisse hatte Mühe, sich zu bezwingen. Am Liebsten wäre sie der Fürstin zu Füßen gefallen und hätte die alte Freundin angefleht, sie wieder mit fort zu nehmen, sie ihrem Glücke entgegenzuführen. Aber ein gewisses Etwas hielt sie zurück. Es war ihr, sie wußte nicht warum, als ob Malwine nicht ganz aufrichtig wäre, als ob sie noch gewisse Gedanken im Hintergrunde ihres Herzens verborgen hielte. Vielleicht war es nur der Gedanke, sie wieder an den Hof zu entführen. Aber fast zitterte Clarisse schon, daß dieß nicht der Fall sein könnte, daß die Fürstin den Absagebrief, den sie ihr geschrieben und in dem sie den festen Entschluß, nie mehr zurückzukehren, aussprach, zu lebendig im Gedächtniß hatte. Ach, dieser Entschluß war in so

kräftigen Worten, so entschieden ausgesprochen, daß die Fürstin bei aller Freundschaft, aller Selbstverläugnung, nur bei einigem Stolze nicht mehr daran denken konnte, an Clarissen noch ein auf diesen Gegenstand bezügliches Wort zu richten. In der That ging Malwine mit ihren Gesprächen auf andere Personen und Dinge über und Clarisse bemerkte mit Trauer, daß sie nichts zu hoffen hatte. Während die Fürstin plauderte, überdachte sie, ob sie sich ihr nicht selbst anbieten solle? Wie sie jetzt war, ruhig, heiter und offenbar von aller Bekehrungswuth fern, war es ihr Clarisse beinahe schuldig, sie werkthätig um Verzeihung zu bitten, indem sie ihr den Wunsch, wieder in ihrer Gesellschaft zu leben, ausdrückte. So schien es ihr, aber sie konnte das Wort nicht über die Lippen bringen und ängstlich folgte sie den Wendungen des Gesprächs, ob sie nicht zu ihr, zum Marquis, zu ihrer Rückkehr an den Hof zurückführten.

Die Stube war schon in Zwielicht getaucht; die Fürstin rückte Clarissen näher und schlang den Arm um ihren Hals.

„Clarisse," sagte sie halblaut.

„Durchlaucht?" fragte Clarisse mit zitternder Stimme.

Willst du mich so sehr demüthigen? Soll ich dich wieder anflehen? Ahnst du nicht, warum ich gekommen bin?"

Clarisse athmete tief auf, sie fühlte sich erlöst; sie faßte die Hand der Fürstin.

„Halt," rief diese, „sage nichts; versprich nichts und verweigere nichts, bevor ich noch etwas gesagt habe. Clarisse, du hattest Recht; ich habe dich gequält, unbarmherzig, unverzeihlich — ich sehe es ein — ich lebte damals im Fieber. Das ist vorbei, glaube mir; ich schäme mich meines damaligen Zustandes. Seit der Marquis da ist, sehe ich Alles anders, bin ich ganz verändert."

Sie schwieg, Clarisse drückte ihr unwillkürlich die Hand. Jetzt glaubte und vertraute sie ihr mit ganzer Seele. Das letzte Wort war überzeugend; sie wußte es ja, wie er den Menschen aus dem Grunde verändern könne, wie man durch ihn lerne,

Alles anders anzusehen. Schon war sie bereit, die Fürstin zu bitten, sie wieder mitzunehmen, als ihr diese ins Wort fiel: „Sage nichts! Höre noch, was ich dir verspreche. Nie mehr will ich dir ein Wort von Religion sprechen, ich schwöre es dir — höre — auf was soll ich dir es schwören? — Welches Buch ist das, das hier liegt? Siehe da, es ist die Nachfolge Christi — du liest Thomas a Kempis? — das hat ein guter Geist hierhergelegt, es ist mein Buch, ich lese es des Abends und des Morgens — sieh, ich lege die Finger auf den geheiligten Namen und schwöre dir, bei meiner Seele Heil, ich quäle dich nicht mehr mit Religion, ich spreche dir nicht mehr von Religion, ich suche dich nicht mehr zu bekehren — komm wieder zu mir, Clarisse!"

Clarisse lag an ihrem Hals und weinte.

Es war schon spät am Abend, als sie aus dem dunklen Zimmer in die hellerleuchtete Wohnstube traten. Die Fürstin befahl dem wartenden Kammerdiener, den Schlitten sogleich vorfahren zu lassen, und Clarisse erklärte, daß sie mit der Fürstin abreisen werde. Herr und Frau Neuberg machten erstaunte Augen, aber Clarisse flüsterte der Schwester ins Ohr: „Der Marquis ist am Hofe," und Elise benutzte die erste Gelegenheit, diese Neuigkeit ihrem Manne zuzuraunen. Er hatte nicht lange Zeit, darüber nachzudenken, denn der Schlitten fuhr vor und die Fürstin begann Abschied zu nehmen. Der Kammerdiener brachte zwei Pelze ins Zimmer. „Dieser," sagte die Fürstin, auf den einen deutend, ist für dich, Clarisse; ich habe ihn für dich mitgebracht!" Clarisse hüllte sich drein, umarmte Schwager und Schwester und eilte strahlenden Gesichtes die Treppe hinab. Der Schlitten setzte sich in Bewegung, die Schellen erklangen und die Fürstin mit ihrer Hofdame fuhren in die schimmernde Nacht hinaus.

„Wenn der Marquis bei Hofe ist," sagte Dr. Neuberg, „läßt sich gegen die Sache nichts sagen; er wird sie zu beschützen und die Fürstin im Zaume zu halten wissen, abgesehen davon, daß er gewiß schon den ganzen Hof sammt der Fürstin reformirt hat.

Siehst du, Elise," fügte er selbstgefällig hinzu, „wie ich recht hatte, wie ich es gleich bemerkte, daß mit Ihrer Durchlaucht eine Veränderung, eine radikale Veränderung vor sich gegangen?! Es ist eine ganz andere Person. Das hat gewiß der Marquis zu Wege gebracht. — Und," fuhr er nach einiger Zeit im Gefühle, das Haupt der Familie zu sein, fort, „und für Clarisse kann unter so bewandten Umständen die Rückkehr zu Hofe zu ihrem Glücke ausschlagen. Der Marquis ist ihr gewogen; sie ist es werth, die Frau eines solchen Mannes zu werden. Weißt du, Elise," rief er plötzlich, als ob ihm ein einleuchtender Gedanke einfiele, „es wäre nicht unmöglich, daß der Marquis selbst die Fürstin zu dieser Reise und zu dem Versuche, unsere Clarisse wiederzugewinnen, bewogen und aufgemuntert hätte. Ich möchte wetten, daß dem so ist. Aber sei es wie immer, glückliche Reise unserer guten Clarisse. Vergiß nicht, ihr morgen ihre Koffer nachzuschicken."

* *
*

Clarisse fand den Hof in der That, wie es die Fürstin gesagt hatte, in einem erstaunlichen Grade verändert. Fürst Amadeus, beinahe ganz in Stumpfsinn und Gefühllosigkeit versunken, hatte sich mit einer kleinen Zahl von Dienern auf ein einsames Jagdhaus zurückgezogen, das er nur äußerst selten verließ. Die Fürstin bewohnte jetzt das ganze Schloß; Gemächer und Säle, die man seit Jahren nicht betreten hatte, waren geöffnet und zum Empfang eingerichtet; des Abends glänzte die ganze Fronte in herrlichster Beleuchtung. Beinahe jeden Abend war Theater und Konzert oder wenigstens Tanz. Das Erstaunlichste war, daß sich so viele unvermuthete und brauchbare Talente am Hofe und in der Stadt gefunden hatten, die so verschiedenartige Rollen zu übernehmen fähig waren und die zu all den Belustigungen das Ihrige beitragen konnten. Das Alles dankte man dem Kennerauge des Marquis, der jedes Talent hervorzusuchen, jede Begabung auszubilden, Jedem Bewußtsein und Muth zu geben,

und vor Allem auf seinen Platz zu stellen wußte. Der Marquis war es auch, der den männlichen mit dem weiblichen Hofe zu verschmelzen verstand; auch unter diesen von den Damen verschmähten Herren fand er eine gute Zahl heraus, die sich bald in die Bestrebungen, in den Geist und Ton der Damen zu fügen wußten.

Die asketisch düstere Atmosphäre von ehemals war verschwunden; Lust und Heiterkeit, fröhliche Weltlichkeit herrschte überall. Die Fürstin ergab sich ihren Religionsübungen nach wie vor mit strengster Gewissenhaftigkeit; sie schloß sich ganze Stunden des Morgens und des Abends in ihre Kapelle, sie machte im schlechtesten Wetter ihre Wallfahrten nach der andern Kapelle im entferntesten Theile des weiten Parkes; aber im Umgange fühlte man nichts mehr von ihrem ehemaligen Eifer. Sie ergab sich mit ihrer ganzen Umgebung dem eben so heitern als mit Geschmack und Kunst eingerichteten Leben, das jetzt Ton und Mode geworden, ohne sich, wenigstens so viel man merken konnte, über ihre Weltlichkeit Gewissensskrupel zu machen.

Den Marquis de Beaupré sah Clarisse gleich am Tage nach ihrer Ankunft. Sie begegnete ihm im Korridor vor den Gemächern der Fürstin, die eben ihre Andachtsübungen vollendet hatte. Er kam aus diesen Gemächern. Er küßte Clarisse die Hand, drückte sie und schwieg. Er war offenbar sehr bewegt. Erst nach Minuten fragte er nach dem Befinden des Dr. Neuberg, seiner Frau und Kinder. Dann seufzte er.

„Ich habe Ihnen nicht geschrieben," sagte er endlich, „das scheint undankbar, ungezogen, nachdem ich so viel Gutes und Liebes von Ihnen Allen erfahren, nachdem — aber Sie haben mich gewiß entschuldigt — nicht wahr, Clarisse, Sie haben mich entschuldigt? Sie haben sich gesagt, daß ich wohl gewichtige Ursachen hatte —"

Er seufzte wieder. Clarisse beruhigte ihn.

„Eines Tages," fuhr der Marquis fort, „werden Sie es vielleicht errathen, warum ich geschwiegen habe — warum ich

gerade Ihnen nicht geschrieben habe — ich bin nicht immer mein eigener Herr."

Es kamen Leute herbei, er drückte ihr die Hand, lispelte „auf Wiedersehen" und ging.

Wie sehr sie Worte und Ausdruck des Marquis betrübten, freute es sie doch, daß sie ihm gleich beim ersten Gange aus ihrem Zimmer begegnet war. Es war ihr das wie eine gute Vorbedeutung und ein Anzeichen, daß sie ihn hier oft wiedersehen, daß sie immer in seiner Gesellschaft sein werde. Aber dieses Anzeichen täuschte. Tage vergingen, ohne daß sie ihn allein hätte sprechen können. Sie sah ihn zwar jeglichen Tag und oft durch viele Stunden bei der Fürstin, wo er vorlas oder die Zeit mit Gespräch verbrachte, Abends im Salon, im Theater; aber zu einem Zwiegespräche zwischen vier Augen kam es nie. Es war jetzt ein so lebhaftes Treiben bei Hofe, daß an eine einsame Stunde nicht zu denken war; der Marquis war vorzugsweise umgeben und, da er Alles leitete, fortwährend beschäftigt. Die Fürstin war die Einzige, die sich seines Umganges auch in der Einsamkeit erfreuen konnte, denn das hatte Clarisse bald bemerkt, daß er auch die Stunden, in denen sie sich zurückgezogen hielt, also ihre Andachtsstunden, in ihren Gemächern verbrachte. Diesem Umstande vorzugsweise schrieb es Clarisse zu, daß die Fürstin milder und toleranter, daß ihr Glaube menschlicher und weniger düster geworden war; und im Namen der Freundin war sie dem Marquis dankbar, daß er seinen Einfluß auch in diesen Stunden übte. Indessen sehnte sie sich oft nach jenen intimen Zeiten im Pfarrhause zurück und diese Sehnsucht, verbunden mit der Erinnerung an die ersten Worte, die der Marquis beim Wiedersehen zu ihr gesprochen und mit der Enttäuschung, die sie hier erlebte, indem sie kein einziges Wort mit ihm tauschen konnte, versenkte sie sich in eine Melancholie, die ihr oft unversehens die Thränen in die Augen trieb und ihre Stimme zittern machte, selbst wenn sie das Gleichgültigste sprach. Dazu kam noch die Bemerkung, daß der Marquis ernster, ja in

einem gewissen Sinne feierlich und traurig geworden war. Er leitete wohl alle Belustigungen, er war die Seele aller Freuden — aber er veranstaltete Alles für Andere, er selbst nahm wenig Theil und mitten unter Tanzenden und Scherzenden war er gemessen, manchmal bis zur Unnahbarkeit würdevoll. Das befestigte Clarisse nur noch in dem Gedanken, daß er nicht glücklich war, und manchmal brachte sie sein Unglück mit sich selbst in Verbindung. Wie viel trachtete und dichtete sie, um sich eine Geschichte des Marquis zusammenzusetzen, um sich dieses Räthsel zu enträthseln.

Erst nach mehreren Wochen gelang es ihren fortwährenden Beobachtungen, ein Mittel zu finden, wenn auch nicht mit dem Marquis, doch wenigstens mit dem Marquis und der Fürstin öfter allein zu sein. Sie bemerkte, daß diese sich auf ihren Wallfahrten nach der entfernten Kapelle nur vom Marquis begleiten ließ; sie bat die Freundin, doch auch sie mitzunehmen.

„Eine Ketzerin auf eine Wallfahrt!" lächelte die Fürstin, „wie hast du dich geändert, Clarisse! vor einigen Monaten hätte ich dir das nicht zumuthen dürfen, heute bittest du mich darum. Ich nehme dich gern mit."

Die Kapelle lag im entferntesten Winkel des Parkes, mehr als eine halbe Stunde weit vom Schloß. Der Park, obwohl geradlinig, im französischen Geschmack des vorigen Jahrhunderts angelegt, war von der vorigen Fürstin in englischer Weise, so viel als möglich, umgestaltet worden. Zu diesem Behufe ließ man die geradgeschnittenen, alten Bäume frei und wild ausschlagen und hier und da Gestrüpp und Gesträuch aufkommen, um die steifen Linien zu verdecken oder zu unterbrechen. Der Park glich jetzt mehr einem Walde. An der einen Seite war der Wald plötzlich von einer künstlichen, aber hohen Felswand abgeschnitten, welche Epheu und allerlei Schlingpflanzen bedeckten, die auch da und dort eine junge Tanne trug, die sich nur mit Mühe an die Felsblöcke anklammerte. Man konnte mit Hülfe eines schmalen Pfades, der sich hinauf schlängelte, über die Fels-

wand, oder vermittelst eines langen, dunklen und feuchten Ganges auf ebenem Boden mitten hindurch gelangen. Jenseits der Felswand befand man sich in einer neuen Welt, in einer wahrhaften Wüste. Auf einer öden und dürren Thalsohle lagen Felsblöcke zerstreut, einzeln oder übereinander gethürmt, als ob hier in Folge einer Umwälzung ein Granitberg zertrümmert worden wäre. Von einer Felswand rechts floß ein dünner Wasserfaden herab, dessen ärmliche Gewässer sich in einer Art von Weiher oder See sammelten, um daselbst zu versumpfen. Der Weiher lag hart am Ausgange der Felsengallerie, durch die man in diese trostlose Welt gelangte, und war da von einigen rohbehauenen Bäumen überbrückt. Dieselbe Felswand, die dem Parke eine grüne Seite zeigte, war der Wüste zu kahl und unwirthbar; so waren auch die andern Felswände, welche dieses ganze Thal in verschiedenen Windungen umgaben. Nur im äußersten Hintergrunde, zu dem man auf Umwegen, über Blöcke auf- und niedersteigend, durch enge Felsengänge und über allerlei Steintrümmer gelangte, öffnete sich auf einiger Höhe eine Bucht, die von Kiefern und anderem Nadelholze angefüllt war. Dort, von den Bäumen halb bedeckt, stand von jeher die Eremitage, die in keiner Anlage des vorigen Jahrhunderts fehlen durfte, und neben der Eremitage stand jetzt eine kleine, aus Baumstämmen, die noch die Rinde trugen, gezimmerte Kapelle. Die Eremitage hieß jetzt die Klause, und die Wüste, welche man früher nur „le désert“ genannt hatte, nannte jetzt die Fürstin ihre Thebaide.

Die Klause oder Einsiedelei, die unter den frühern Regierungen nur zu nächtlichen Festen und stillen Soupers gedient hatte, war jetzt bewohnt; sie hatte ihren Einsiedler. Malwine hatte sich an den Pater Guardian eines Kapuzinerklosters im nächsten katholischen Lande gewandt, und dieser schickte ihr den guten Bruder Adam, der in die Eremitage gesetzt wurde, wo man ihm vom Schlosse aus mit allem Nothwendigen versorgte. Seine Pflicht war, in der neugebauten Kapelle die Messe zu lesen und das Glöcklein zu läuten, dessen Schall sich bis in die

Zimmer des Schlosses hören ließ. Dorthin pilgerte die Fürstin beinahe jeden Morgen, oft auch des Nachmittags, gewiß aber immer, wenn es stürmte und die Elemente den frommen Gang genug erschwerten, um ihn zu einem Bußgange zu machen. Sie trug dann nur leichtes Gewand, um sich der Unbill des Wetters auszusetzen, an manchen Tagen unternahm sie diesen Gang mit nackten Füßen; dann wählte sie den längern und härtern Weg über die Felswand.

Auf diesem Wege war es jetzt Clarisse, wie schon früher dem Marquis, erlaubt, die Fürstin zu begleiten.

Wie eigenthümlich war ihr zu Muthe, als sie mit diesen beiden geliebten Personen das erste Mal vor der Kapelle ankam, diese eintraten, die Thür hinter ihnen zufiel und sie draußen allein stehen blieb. Es war ihr plötzlich, als wäre sie von ihnen durch unendliche Fernen getrennt, und wie sie die öde Welt vor ihr betrachtete, als stände sie in der That allein, verlassen in einer gränzenlosen Wüste. Unwillkürlich sah sie sich nach den Freunden um; ihr Blick fiel durch ein schmales Fenster in das Innere der Kapelle. Drinnen webte heimliche Dämmerung in den verschiedensten gedämpften Farben, wie sie von den gemalten kleinen Scheiben der Fenster in Streifen ausgingen, hier und da von einem Strahle der Altarlichter und der ewigen Lampe durchwirkt. Der Mönch stand am Altar und las eine stille Messe; ihm nahe kniete der Marquis und die Fürstin; Beide hielten das Gesicht in die Hände gedrückt. So brüderlich knieten sie neben einander, Beide in denselben Gedanken versenkt, darum so innig vereinigt. Sie waren in so tiefen Frieden getaucht; die Atmosphäre der Kapelle schien sie so warm zu umhüllen. Und sie stand draußen, fröstelnd, allein, verlassen in der Wüste, wie ausgestoßen, getrennt von ihren geliebtesten Menschen. Nur ein leises, geheimnißvolles Murmeln kam vom Altare in ihr Ohr, aber der Duft des Weihrauchs ergriff sie mit Macht. Sie war wie berauscht. Sie lehnte den Kopf an das Drahtgitter, das sie von den Scheiben trennte; da bemerkte sie an einem andern

Fenster in der Kapelle, daß die Scheiben, die von außen so unförmlich bemalt aussahen, nach innen himmlische Gesichter, verklärte Gestalten in glühenden rothen und in sanften blauen Gewanden zeigten. Auch die Mauern der Kapelle, die außen Rinden bedeckten, waren im Innern mit herrlichen Oelbildern alter italienischer Meister geschmückt und in Nischen standen kleine weiße Marmorstatuen, die geisterhaft in die Dämmerung vortraten. Nie hatte eine gewaltige Kathedrale auf Clarissens Seele den Eindruck gemacht, wie diese kleine Kapelle. Es schien ihr, als würde es sie beglücken, als müßte sich all' diese Unruhe, die seit Wochen ihr Herz zerrüttete, in Frieden verwandeln, wenn sie drinnen mit den Beiden zusammen beten könnte. Wie oft hatte sie in früherer Zeit von dem Glücke sprechen hören, mit geliebten Personen „zum Tische des Herrn" gehen zu dürfen; sie begriff Menschen, die so sprachen, nur halb; jetzt glaubte sie sie ganz zu verstehen, eben so das Glück des Glaubens, das ihr so oft die Fürstin und Andere gepriesen hatten. Glaube aber war ihr nicht mehr, was sie bisher geglaubt hatte; drinnen, in dieser Kapelle war er heimisch, dieser Glaube, der beglückte. Ihr Thomas a Kempis, ihr „Geist des Christenthums," Alles, was sie mit dem Marquis gelesen, was er zu ihr gesagt, trat ihr lebhaft vor die Seele, als ob sie es jetzt wieder von seiner lebendigen Zunge hörte. Wie sehr mußte sie bis jetzt Welt und Menschen mißverstanden haben! Dieser Marquis, dieser gebildetste aller Männer, den auch Dr. Neuberg für den klarsten Geist hielt, dieser selbe Marquis betete drinnen so inbrünstig, so fromm! Diese Frömmigkeit muß also mit klarster Einsicht, mit hoher Bildung und Edelsinn, kurz mit all' den herrlichen Eigenschaften dieses Mannes, den sie so sehr liebte, in Harmonie sein können. Sie könne nur, dachte sie, die Möglichkeit dieser Harmonie nicht fassen; dazu müsse ihr Verstand zu beschränkt sein. Sie müsse an diese Möglichkeit *glauben*, und da ihr der Marquis dieses Beispiel gab, müsse diese Harmonie unendlich schön, ja ein Ziel sein, das man aufs Innigste wünschen müsse. So dachte

sie und erschrak vor diesen Gedanken und verstand sich selbst nicht mehr.

Die Freunde traten endlich aus der Kapelle. Noch lag ein Ausdruck der innern Sammlung auf ihren Zügen; ihre ganze Erscheinung war noch wie in einen Schleier der Andacht gehüllt. Clarisse trat unwillkürlich einen Schritt zurück, um sie nicht zu stören und sie gingen, wohl lächelnd, aber schweigend an ihr vorüber. Schweigend gingen sie weiter und schweigend folgte sie ihnen. Endlich sah sich die Fürstin nach ihr um und unterdrückte einen Seufzer. Clarisse schlug die Augen nieder. Ein Gefühl der Scham überkam sie; sie erschien sich so arm, so öde neben diesen beiden Pilgern.

Erst im Gewühl der Hofleute fiel die ganze Stimmung wie ein Traum von ihr; sie sagte sich mit Ruhe, daß die Stunde an der Kapelle einen tiefen Eindruck auf sie gemacht und daß sie die Fürstin nicht wieder begleiten wolle. Aber am nächsten Tage schloß sie sich ihr doch wieder an. Es lag eine so tiefe Lust in dem Gefühle, das sie vor der Thür der Kapelle empfunden hatte, und sie empfand es wohl, eine solche Gefahr, daß es sie mit jenem der Gefahr eigenen Magnetismus dahinzog. So auch den dritten und alle folgenden Tage, bis es sich von selbst verstand und es wie zu ihrem Amte gehörte, daß sie die Fürstin auf diesem Gange begleitete.

Was sie von diesen Gängen gehofft hatte, eine neue Annäherung des Marquis, hatte sich freilich nicht erfüllt, aber sie war ihm doch nahe in den Stunden, die ihm offenbar von Bedeutung waren. Aber vor der Thür der Kapelle fühlte sie es so klar, wie sehr sie von ihm getrennt war, und die menschliche Seele sucht diese Momente mit besonderer Vorliebe auf, die ihr Unglück ihr in ganzer Tiefe vergegenwärtigen. Und je schweigsamer, je zurückhaltender sich der Marquis gegen sie benahm, desto lieber wurden ihr die Stunden, in denen sie sich, wie bei jener ersten Wallfahrt, sagen konnte, daß sie einsam war, verlassen, allein.

Dieses Gefühl wurde noch dadurch erhöht, daß die Fürstin, ihrem Versprechen gemäß, ihr nicht mehr von Religion sprach. Wie gern hätte ihr Clarisse einmal gesagt, wie sehr sich ihre Ansichten geändert und was sie empfinde, wenn sie sie und den Marquis am Altare sehe. Daß der Marquis, den sie jetzt als gläubig und fromm kannte, ihr nicht einmal wie einst im Pfarrhause von religiösen Dingen sprach, schien ihr eine absichtliche Ausschließung; daß es nicht Kälte oder Gleichgültigkeit war, das sagte ihr die tiefe Traurigkeit, mit der er manchmal ein Wort mit ihr wechselte und die ihn plötzlich überfiel, selbst bei der heitersten Stimmung, wenn sie ihre Rede an ihn richtete.

Mit Neid bemerkte sie, wie jene beiden Fräulein v. Zellwitz, die Töchter des Beamten, die zur römischen Kirche übergetreten waren, weil, wie ihr Vater sagte, es sich schicke, die Religion der Herrschaft zu haben; wie jene Fräulein sich des Umgangs und der Gesellschaft des Marquis öfter und auf eine innigere Weise erfreuten als sie. Mit ihm und mit der Fürstin verbrachten sie ganze Stunden allein, und jeden Abend, selbst in großer Gesellschaft, bei Konzert und Ball, fanden sich die Viere zusammen, abgetrennt vom ganzen Hofe und im vertraulichsten Gespräche vereinigt. Wie innig, dachte Clarisse, muß das Band sein, das sie an einander schließt. Sie bilden eine kleine abgeschlossene Gemeinde, und umgeben von Andersgläubigen, gewissermaßen ausgestoßen, wie warm muß das Gefühl sein, das in ihrem Kreise waltet. Sie erschienen ihr fast wie Märtyrer; und bei allem Neide fühlte sie sich gerührt und war es ihr, als müßte sie dieses Märtyrergefühl mit den Freunden tragen. Daß der Marquis mit so unbedeutenden Geschöpfen, wie die beiden Fräulein v. Zellwitz waren, so vertraut werden konnte, war ihr nur ein Beweis mehr, welch ein starkes, über alle andere Rücksichten erhabenes Band jener Glaube, und welch ein mächtiges Annäherungsmittel ihre ausnahmsweise Stellung sein müsse. Gehörte sie mit zu dem Kreise, wie nahe stände sie dem Marquis, dem sie schon alte Freundschaft so nahe brachte! Aber sie stand

außerhalb dieses Kreises, und da Niemand etwas that, um sie hineinzuziehen, mußte sie sich sagen, daß sie von aller Liebe ausgeschlossen sei. Niemand nahm mehr Theil an ihr. Ach, wohin sind die Zeiten, da ihr Seelenheil der Fürstin noch schlaflose Nächte verursachte! Auch äußerlich vereinsamt, wie sie es innerlich war, irrte sie oft allein im Parke umher, durch die Wüste bis zum Einsiedler. Es hatte sich zwischen ihr und dem guten Pater Adam eine Art Freundschaft gebildet, die ihr in ihrer jetzigen Lage von einigem Werth war. Er empfing sie immer mit großer Freude, bewirthete sie in seiner Klause und nahm die Geschenke, die sie ihm brachte, eine Flasche guten Weins, eine Pastete und dergleichen immer mit naivem Vergnügen hin. Er nannte diese Geschenke fromme Opfer, oder schüchterne Versuche der Ketzerin, ihre Seele zu retten. Es wäre Clarissen fast willkommen gewesen, wenn er an solche Worte Gespräche über Religion oder Bekehrungsversuche angeknüpft hätte; vielleicht hätte ihr diese einfältige Seele etwas gesagt, was sie überzeugt haben würde, oder wäre ihr dadurch Gelegenheit geboten worden, einen Bekehrer zu widerlegen und sich in ihrem Widerstande zu bekräftigen, denn Beides war ihr, je nach ihrer Stimmung, abwechselndes Bedürfniß. Aber es fiel dem Mönche nicht einen Augenblick ein, solche Thema's anzuschlagen. Er las seine Messe, er zog seine Glocke, er nährte sich von den Vorräthen, die aus dem Schlosse geliefert wurden, und damit glaubte er seine christlichen Pflichten vollkommen zu erfüllen. Wenn ihn Clarisse auf religiöse Gespräche brachte, begnügte er sich damit, sie über den ihm geheimnißvollen protestantischen Glauben auszufragen. Er war sehr erstaunt, als ihn Clarisse versicherte, daß auch die Protestanten getauft werden, daß sich überhaupt so viel Christliches in diesem Glauben finde. Er war bisher der Meinung gewesen, daß die Protestanten gar nichts glaubten. Allerdings schüttelte er den Kopf und sah Clarissen mit großen Augen an, wenn sie ihm sagte, daß die Protestanten von den Heiligen und von der Unfehlbarkeit des Papstes nichts wissen wollen — aber er blieb

bei der Verwunderung stehen, ohne sich weiter über die Ursachen aufklären zu wollen, wie er es überhaupt mehr liebte, sich zu verwundern, als irgend ein Ding oder einen Gedanken zu beurtheilen oder zu prüfen. Bei solchen Gelegenheiten schlug er die dicken Hände zusammen und sagte ohne alle Aufregung: Es ist sonderbar, oder: Das ist kurios! Nun meinetwegen! Halt es Jeder, wie es ihm Spaß macht! Wenn sich der Mensch dabei nur wohl befindet! Für die Seele sorgt die Allerbarmung Gottes.

Diese Reden, dieses Benehmen des Kapuziners verwirrten und beruhigten sie zugleich. Hatte sie sich ehemals vom Katholizismus nicht eben so falsche und übertriebene Vorstellungen gemacht, wie der Pater vom Protestantismus? — Und diese Gutmüthigkeit, diese Naivetät des Mönches!

Das also ist ein Mönch! Ein Mönch! Sie verglich ihn mit der hagern, fanatischen, wilden Gestalt, die in ihrer Phantasie lebte, die geifernd eifert, die immer bereit ist, den Holzstoß zu schichten und anzustecken und dazu Psalmen zu singen. Sie schämte sich, sie bat die Fürstin in ihrem Herzen um Vergebung für all das Unrecht, das sie ihr und ihrem Glauben gethan, und wünschte sehnlichst, sie die Aenderung ihrer Ansichten kennen zu lassen, ihr zu sagen, daß sie theilweise bekehrt sei.

Eines Tages freilich machte sie der Mönch mit einigen Worten stutzig. Sie hatte ihm eben wieder „eine Opfergabe" gebracht und saß bei ihm, in den wenigen Erbauungsbüchern blätternd, die vor ihr auf dem Tische lagen, als er plötzlich an sie herantrat, die Hand auf ihre Schulter legte und mit halblauter Stimme sagte: „Mein gutes Fräulein, es wäre freilich sehr wünschenswerth, wenn Sie in den Schooß der allein selig machenden Kirche zurückkehren wollten; aber ich weiß nicht, ob Sie es wollen. Wenn Sie es nicht wollen, so will ich Ihnen nur zugeflüstert haben, daß es Andere wollen."

Clarisse sah ihn fragend an; sein Gesicht blickte, als wollte es eine ernstliche Warnung aussprechen. — Dann fügte er hinzu:

„Wenn Sie sich wirklich und freiwillig bekehren wollen, kommen Sie nur zu mir; ich werde Sie nicht mit einem allzulangen und ausführlichen Glaubensbekenntniß plagen.“

„Ich danke Ihnen,“ lächelte Clarisse, „zur Zeit glaube ich noch nicht, von Ihrer Güte Gebrauch machen zu müssen.“

„Ist auch gut,“ antwortete der Kapuziner.

Die Worte des Mönches gaben ihr Manches zu denken; zuletzt sagte sie sich, daß er wohl etwas von den ehemaligen Bekehrungsversuchen der Fürstin gehört hatte, und daß er, die Veränderung der Dinge nicht kennend, seine Worte auf Jene beziehe. Sie vergaß die Warnung, wohl aber erinnerte sie sich der Versicherung, daß er sie mit ausführlichen Glaubensbekenntnissen nicht plagen wolle.

Wären doch Alle so offen und aufrichtig mit ihr gewesen, wie dieser Mönch, wie dieser neue Freund. Die alten Freunde flohen sie immer mehr; der Marquis und die Fürstin wurden immer zurückhaltender; die Entfernung zwischen ihr und diesen Freunden wurde immer größer und weiter. Wie oft träumte sie in unruhvollen Nächten, daß sie auf schönen Wiesen, in den herrlichsten Gegenden mit den Freunden lustwandelte; plötzlich thut sich ein Abgrund auf, der sie von einander riß. Drüben stand der Marquis mit Malwine, innig vereinigt; Hand in Hand setzten sie ihren Gang fort, als ob nichts geschehen wäre, während sie diesseits des Abgrundes stand und sehnlichst die Arme nach ihnen ausbreitete. Plötzlich wendete sich die Fürstin nach ihr um und nickte lächelnd, während der Marquis sein Gesicht verhüllte. Ungeheure Angst und Sehnsucht erfaßte sie; sie wollte den Abgrund überspringen, sie sprang und sank und sank in tiefe Nacht. — Oder sie stand auf einer steilen Felsenwand; der Marquis saß, in einem Buche lesend, tief unter ihr. Sie sah hinab und wollte mit ihm lesen, da fiel eine Thräne aus ihrem Auge auf das Buch; der Marquis blickte auf und wie er Clarisse sah, verfinsterte sich sein Gesicht und er eilte in eine Grotte der Felswand, die ihn verschlang. Clarisse erwachte mit verweinten Augen.

Diese Träume lagen die Tage über wie schwere Schatten auf ihrer Seele und sie kamen ihr plötzlich wie verwirklicht vor, als sie eines Tages — es war schon ein sonniger Märztag — eben über die Felswand stieg, um in die Wüste zu gelangen, und sie unten im Parke den Marquis erblickte, der einsam und gedankenvoll in einer Allee auf und ab ging. Sie blieb stehen und betrachtete ihn traurig. Wie fremd fühlte sie sich ihm gegenüber, dem sie einst so befreundet gewesen. Er bemerkte sie und grüßte. Sie setzte ihren Weg fort, und als sie am Fuße der Felswand ankam, stand er vor ihr. Er war durch die Gallerie gegangen und erwartete sie unten an der Brücke. — Jetzt, dachte Clarisse, muß ich erfahren, was uns trennt. — Sie war entschlossen, ihn gerade zu fragen, aber er schien ihr entgegenkommen zu wollen.

„Clarisse," sagte er traurig und faßte ihre Hand, „wie ich Sie da oben auf dem Felsen stehen sah, war es mir, als ständen Sie in einer fernen Welt. Doch ist es nur eine künstliche Felswand. Der Frühling erwacht; sehen Sie, wie schön es ringsum geworden; die Vögel fangen zu singen an. Clarisse, wir haben noch keinen Frühling zusammen erlebt. Nichts als Winter, traurigen Winter! Ich muß mit Ihnen sprechen, ich muß! Das Gefühl, das mich zu Ihnen zieht — verzeihen Sie, ich will sagen das Gefühl, das mich bei Ihrem Anblicke übermannte, zwingt mich. Clarisse, wie fremd sind wir uns geworden!"

„Sie sind sehr gütig, das bemerken zu wollen," sagte Clarisse bitter lachend.

„Seien Sie nicht bitter, Clarisse. Vergrößern Sie nicht das Unglück, das schon mein Schicksal mit sich bringt. Wäre ich unabhängig — wäre ich frei — könnte ich handeln, wie ich will — aber ich lebe in Verhältnissen, die —"

Er schwieg wieder.

„Fahren Sie fort," bat Clarisse, „sprechen Sie mir offen — auf welches Schicksal deuten Sie immer —"

„Gott bewahre," rief der Marquis, „Schweigen ist mir

Pflicht, besonders Ihnen gegenüber. Soll ich Ihre Güte für mich auf nichtswürdige Weise benutzen, um Proselyten zu machen? Nimmermehr! — Allerdings," fügte er nach einiger Zeit sanfter hinzu, „allerdings wäre es unendlich schön, wäre ich unsäglich glücklich, wenn sich diese Schranke nicht zwischen uns erhöbe. Für mich wäre es keine Schranke ... Doch, doch ... wenn ich ganz wahr sein soll ... man sieht geliebte Personen immer mit einem gewissen Schmerze außerhalb der Gedankenwelt, in der wir von Jugend auf leben, außerhalb jenes Gefühlskreises, mit dem unsere ganze Seele verwachsen ist, und von dem wir uns trotz allen Wissens, trotz aller Philosophie nicht trennen können. Es ist traurig, aber es ist so, daß eine gewisse Entfremdung, eine kalte Entfernung bleibt zwischen zwei Herzen, deren tiefste und wichtigste Jugendeindrücke so verschieden sind. Clarisse, wenn ich Sie so vor der Kapelle stehen sehe, ergreift mich ein unendliches Mitleid mit mir und mit Ihnen; ich möchte hinausstürzen, Sie auf meine Arme nehmen und Sie hineintragen vor den Altar, vor meinen Altar, vor den Altar jener herrlichen Fürstin, die Sie so innig liebt. ... Verzeihen Sie, ich habe mich hinreißen lassen .. sprechen wir nicht weiter über diesen Gegenstand; Sie könnten mich verkennen, Sie könnten mich mißverstehen."

Clarisse hätte ihn im Gegentheile gern gebeten fortzufahren, wenn sie nicht durch eine zitternde Stimme ihre Aufregung zu verrathen gefürchtet hätte. Also er dachte an sie, wenn er drinnen in der Kapelle war, mit derselben Sehnsucht, die sie zu ihm hineinzog. Eine so gute Botschaft hatte sie seit lange nicht gehört; welches weitere Geständniß konnte sie noch erlangen? Wie hätte sie in diesem Augenblicke Anderes denken können? Nunmehr wußte sie ja auch, was ihn von ihr trennte. Wie verächtlich schien ihr diese Schranke, die ihn unglücklich machte. Sie war ja frei; er war es nicht; sollte sie ihm nicht ein Opfer bringen? Solche Gedanken jagten sich mit Blitzesschnelle durch ihren Kopf, aber sie hatte nicht Zeit, sie zu sichten und sie näher zu

prüfen; der Marquis leitete schnell das Gespräch auf andere Gegenstände, der edle Marquis, der sie nicht überreden wollte, und als hätte er doch nach diesen mangelhaften Geständnissen eine Last vom Herzen, ging er froher neben ihr einher, wie in den guten alten Zeiten im Garten des Pfarrhauses, und sprach so innig, so warm, so unbefangen wie damals. Es war der alte gute Freund und manche böse Grille, die Clarisse in diesen Wochen geplagt, ja recht sehr unglücklich gemacht hatte, wie zum Beispiel eine stille Eifersucht auf die Fürstin, verflog, als wäre sie nie dagewesen. Sie war wieder glücklich und bevor man ins Schloß zurückkehrte, war es verabredet, daß die gemeinschaftlichen Arbeitsstunden, die im Pfarrhause so schön waren, wieder aufgenommen werden sollten.

* *
*

Sie saßen wieder an einem Tische, vor demselben Buche wie ehemals. Der Marquis war ein eifriger Lehrer, er wußte jedes Buch zu ergänzen, er hatte überall etwas Belehrendes hinzuzufügen — aber er war wieder in die Zurückhaltung, die vor dem Gespräch im Parke Clarisse von ihm entfernte, zurückgefallen. Er war gesprächig, er war freundlich — aber über das, was sie bewegte, beobachtete er ein ausdauerndes Schweigen. Sie mußte sich gewaltsam an jene Geständnisse erinnern, um nicht wieder den frühern Trübsinn aufkommen zu lassen. Der Frühling erwachte mit ganzer Macht, alle jene Ahnungen weckend, die das Herz bewegen, wie das Schwellen der Erde die Schollen des frischen Ackerfeldes. Es war ihr, als müßte ihr jeder Tag ein Glück bringen und dieses Glück gestaltete sich in ihren Gedanken zu einer Bitte des Marquis, ihm ein Opfer zu bringen. Je trauriger, zurückhaltender er neben ihr saß, desto fester wurde der Entschluß in ihr, das Opfer zu bringen. Aber er sprach die Bitte nicht aus und es kam eine Zeit momentaner Trennung herbei, ohne daß er sie ausgesprochen hatte.

Es war wenige Tage vor Ostern. Der Marquis nahm

Abschied von Clarissen. „Ich werde Sie," sagte er, „vor und während der Feiertage selten sehen können. Die Fürstin zieht sich in die Einsamkeit zurück, um sich für die Festtage vorzubereiten. Nur die Fräulein v. Zellwitz und ich sollen bei ihr sein. Wir sind eine so kleine Gemeinde. Wenn ich auch für mich allein solche Andachtsübungen nicht vornehmen würde, so leiste ich der Fürstin doch gern Gesellschaft; ja es ist mir eine hohe Freude, an ihrer Andacht Theil zu nehmen. Gibt es ein schöneres Schauspiel, als den Anblick einer weiblichen, einer solchen Seele, die sich ganz in ihren Glauben versenkt? Ein solcher Anblick bestärkt mich immer in der Meinung, daß die katholische Religion die Religion des Weibes sei! Ich begreife einen Mann als Protestanten, eine Frau — verzeihen Sie — ich kann es mir nicht recht denken; muß sich die weibliche Seele da nicht wie in einem fremden Elemente fühlen?"

Clarisse schwieg.

„Aber," fuhr der Marquis fort. „Sie haben noch meinen Thomas a Kempis, das Buch kann für Sie keinen Werth haben; ich brauche es dieser Tage. Geben Sie es mir zurück; ich tausche es für ein recht schönes Buch aus — ich gebe Ihnen Molière oder Shakespeare dafür."

Clarissen schnitten all diese Worte durchs Herz; die letzten klangen fast wie Hohn und thaten ihr besonders wehe. Sie sollte sich von dem Buche trennen, das so lange das liebste Andenken von dem Marquis gewesen, mit welchem sie die schönsten Stunden der Erinnerung feierte? das ihr Vertrauter war? das in ihrem Leben eine so entscheidende Rolle spielte? Aber gekränkt, wie sie war, wollte sie dieses auch nicht nur andeuten und sagte: „Sie irren sich, Marquis; ich nehme weder Molière noch Shakespeare für dieses Buch; ich liebe es, es erbaut mich."

„O," rief der Marquis, „theure Freundin, welch ein Wort! Behalten Sie das Buch für ewig, wenn Sie es lieben, wenn es Sie erbaut. Wie hätte ich das ahnen können! Aber wissen

Sie Eins, das Sie sich vielleicht noch nicht gesagt haben: Wer Thomas a Kempis liebt, ist katholisch."

So sprechend hatte er ihre Hand gefaßt und ehe sie sich dessen versah, einen Kuß auf ihre Stirn gedrückt und das Zimmer verlassen. Sie fühlte nur diesen Kuß; es war ihr wie ein Traum. Als sie erwachte, eilte sie an den Schrank, zog rasch das Buch hervor, dem sie den Kuß verdankte und gab ihn ihm zehnfach zurück.

Auf diese glückliche Stunde folgten Tage, die öde gewesen wären, wenn sie nicht die Erinnerung an dieses Uebersprudeln des Gefühls im Herzen des Marquis belebt hätten. Sie wußte nun klar, was er wollte. O, warum gebot er ihr nicht! Sie wollte ja nur gehorchen — und selbst wenn sie sich kaltblütig prüfte und sich sagte, daß sie mit ihrem Uebertritt einen Verrath an sich selber beginge — er verlange, er gebiete Alles! — für ihn wollte sie auch einen Verrath an sich selber begehen.

Aber der erste Ostertag kam heran; die Fürstin wallfahrtete mit dem Marquis und den Fräulein Zellwitz zur Einsiedelei; Clarisse wurde zu dem Gange nicht eingeladen wie sonst. Sie stand im Korridor, als die Pilger an ihr vorüberzogen; große Feierlichkeit lag auf dem Gesichte der Fürstin Malwine. Sie bemerkte die Freundin kaum und ging vorüber. An dem hohen Festtage wollte sie die Wallfahrt wohl nicht in Gesellschaft einer Ketzerin machen. Clarisse ging traurig auf ihre Stube. So war es auch am andern Ostermorgen. Ein lächelnder Frühlingstag, holder Vogelgesang, Alles lud sie in den Park, auf den Weg, aber die Fürstin ging theilnahmlos an ihr vorüber. Wie war sie gedemüthigt; das ganze Gefühl der Verlassenheit überkam sie wieder. Aber sie lächelte freudig, als sie des Nachmittags allein im Parke spazierte und die Fürstin, auf dem Wege zur Kapelle, sie zwar schweigend, aber mit einer freundlichen Kopfbewegung ihr zu folgen einlud. Sie schloß sich an den Zug an und folgte schweigend, da auch die Andern schwiegen.

An der Kapelle angekommen, war es ihr, als müßte sie der

Marquis auffordern, mit einzutreten. Aber er folgte den Damen, ohne ein Wort zu sagen. Die Thüre fiel zu und sie blieb draußen, wie sonst. Alle die Gedanken und Gefühle, die in ihrem Herzen mit diesem Orte so zu sagen verwachsen waren, und die ihr hier schon, wie eine Gewohnheit des Herzens, von selber kamen, bestürmten sie heute mit besonderer Lebhaftigkeit. Die stille, andächtige osterliche Frühlingsluft trug zu deren größerer Lebhaftigkeit vielleicht eben so viel bei, als die Veränderung, die seit dem Kusse des Marquis mit ihr vorgegangen. Ein leises Summen und Murmeln ließ sich in der Kapelle hören und es traten ihr die Thränen in die Augen. Plötzlich erhoben sich zwei junge Stimmen in der Kapelle und sangen:

Und sie sahen hinein
Und wurden gewahr,
Daß der gewaltige Stein
Abgewälzet war.
Und sie gingen hinab
In Jesu Grab
Und sahen einen Jüngling zur rechten Hand.
Der trug ein langes weißes Gewand.
Der sprach, als sie Jesum nicht fanden:
Jesum von Nazareth suchet Ihr?
Der ist nicht hier,
Er ist auferstanden.

Sie kannte die Stimmen. Es waren die Fräulein v. Zellwitz, aber so glaubte sie sie noch nicht gehört zu haben. Es lag eine solche unendliche Innigkeit, eine solche Gläubigkeit und Andacht in diesen Tönen! Plötzlich fielen ihr die Worte des Marquis ein: Jetzt, sagte sie sich, denkt er an mich, jetzt hat er Mitleid mit mir; er möchte herausstürzen, mich auf seine Arme nehmen, mich hineintragen vor den Altar, vor seinen Altar! — Die Thränen, die ihre Augen füllten, stürzten unaufhaltsam hervor und ergossen sich über ihre Wangen. Das Lied, so einfach es war, zog sie immer mächtiger an — sie stand an der

Thür, sie lag auf der Schwelle, ehe sie es dachte, und drückte den heißen Kopf an den Pfosten. Da sprang die Thür auf, der Marquis umfaßte sie und trug sie hinein, wie er es gesagt und wie sie es geträumt hatte.

Als sie wieder herauskam, sah sie um sich, als wäre sie in einer fremden Welt; sie legte die Hand an die Stirn, wie um sich zu besinnen. So ging sie schwankend weiter; die beiden Fräulein v. Zellwitz faßten sie unter den Armen, um sie aufrecht zu halten, denn sie strauchelte bei jedem Schritt auf dem steinigen Boden. Die Fürstin ging voraus, ohne sich umzusehen. Mit großen Schritten ging sie dem Schlosse zu; die feierliche Miene von heute Morgen, die milde von heute Nachmittag war einem etwas harten Ausdrucke des Triumphes gewichen. Der Marquis war nicht bei den Heimkehrenden; er war in der Kapelle geblieben.

Den Abend verbrachte Clarisse mit der Fürstin allein; sie saß ihr zu Füßen auf einem Tabouret und suchte sich noch zu fassen, während ihr Malwine Scheitel und Wangen streichelte, sie mit Liebkosungen überhäufte und sie ihre liebe Bekehrte, ihre junge Christin, ihre gerettete Seele nannte. Sonst war Niemand sichtbar; die Fürstin wollte es so; sie wollte sich ganz und ungestört über das schöne Osterfest freuen, das ihr Clarisse so sehr, so würdig verschönt hatte.

Aber der Marquis blieb unsichtbar; auch am nächsten Morgen war er nirgends zu sehen. Clarisse hatte die ganze Nacht kein Auge geschlossen und durchirrte mit einem wüsten Kopfe Schloß und Park nach allen Richtungen. Sie empfand ein Gefühl, das sie noch nie empfunden hatte; es war ihr, als jagte sie ein böses Gewissen so hin und her. Ein Blick in das Gesicht des Mannes, den sie liebte, ein Wort von ihm, daß er zufrieden sei, daß er ihr Opfer anerkenne, daß er sich ihr jetzt um einen Schritt näher fühlte, würde sie wieder beruhigen. Sie suchte ihn wie eine Erlösung; sie fand ihn nicht. Dort an der Brücke, die über den kleinen See in die Wüste führte, an der

Stelle, die ihr theuer geworden war, hielt sie nach einer wiederholten, vergeblichen Streiferei durch den Park müde und niedergeschlagen. Wenn der Marquis sie suchte, mußte es ihm sein Herz sagen, daß er sie dort finden werde. Aber Minute auf Minute verfloß langsam und träge, wie das dünne, ärmliche Wasser, das in Tropfen vom Felsen in den traurigen See fiel. An das Geländer gelehnt, blickte sie in das Wasser, das trüb ihr trübes Bildniß wiederstrahlte.

So fand sie Fräulein Zellwitz. „Wo steckst du, Clarisse? Ich suche dich überall. Die Fürstin schickt mich dir nach, ich soll dich nicht allein lassen."

Ohne weiter darüber nachzudenken, warum sie die Fürstin nicht allein lassen wollte, fragte sie hastig: „Weißt du nicht, wo der Marquis ist? Du mußt es wissen."

„Der Marquis," antwortete Fräulein Zellwitz gleichgültig, „der Marquis ist in dieser Nacht abgereist."

„Abgereist!" rief Clarisse erschrocken, „und wohin?"

„Ich weiß es nicht."

„Und wann kommt er wieder?"

„Ich weiß es nicht; vielleicht kommt er gar nicht wieder."

„Gar nicht wieder?!" rief Clarisse entsetzt.

„Wer kann bei diesen Herren wissen?" fuhr die Zellwitz eben so ruhig fort, „wer kennt ihre Geschäfte und ihre Wege? Wer weiß, welcher Befehl ihm plötzlich zukam. Der Marquis kann ja nicht selbst über sich verfügen, er muß gehorsam sein, er hängt von Andern ab."

„Emilie, ich sehe, du weißt etwas von den Verhältnissen des Marquis," sagte Clarisse hastig, „was ist es mit ihm? Von wem hängt er ab?

„Richtig," sagte die Zellwitz, „ich habe vergessen — du bist nicht eingeweiht. Nun, jetzt gehörst du ja zu uns, und ich darf es dir wohl sagen. Siehst du, das mußte ein strenges Geheimniß sein; hätte man hier gewußt, wer der Marquis eigentlich ist, das hätte bei diesen Protestanten einen schrecklichen Lärm

abgegeben, sie hätten sich sammt und sonders für verrathen und verkauft geglaubt. Darum konnte der Marquis nicht in seiner wahren Gestalt auftreten und darum hat sich die Fürstin auch einen Mann ausgebeten, dem man seinen Stand so wenig ansieht. Du kennst ja die schändlichen Vorurtheile gegen den Orden."

„Orden?" fragte Clarissa mit aufgerissenen Augen, „gehört der Marquis einem Orden an?"

„Nun freilich, verstehst du denn nicht?"

„Welchem Orden, um des Himmelswillen? Du folterst mich."

„Nun, dem Orden der Gesellschaft Jesu," erwiderte die Zellwitz ungeduldig.

„Er ist ein Jesuit?" schrie Clarisse.

„Nun freilich! Was hast du, Clarisse? Du siehst ja schrecklich aus!"

Und schrecklich sah sie in der That aus. Die Augen traten aus ihren Höhlen, ihre Hände zuckten krampfhaft, während ihr ganzer Leib unbeweglich, wie erstarrt dastand. Die Zellwitz wollte nach Hülfe schreien, als sich plötzlich Clarisse, wie es schien, beruhigter, selber nach allen Seiten wie Hülfe suchend umsah; dann faßte sie den Kopf mit beiden Händen und schloß die Augen. So, geschlossenen Auges, fragte sie mit tonloser Stimme: „Die Fürstin, sagst du, hat ihn kommen lassen?"

Die Zellwitz, froh, wieder ihre Stimme zu hören, antwortete rasch und eifrig: „Allerdings — Herr von Holland sprach ihr vom Marquis — er kannte ihn, er schrieb im Namen der Fürstin nach Freiburg in der Schweiz — wenige Tage, nachdem du entflohen warst — der Marquis konnte aber nicht gleich kommen — er war damals in Rußland, wo er eine Fürstin bekehrte."

Da lachte Clarisse so laut, daß die Zellwitz noch tiefer erschrak als vorhin. Sie faßte ihre Scheitel und riß daran, dann rief sie immer lachend: „Bekehrt, betrogen, bekehrt!"

So lachend und rufend bog sie sich tief über das Geländer der Brücke und stürzte in den See. Auf das Geschrei der Zellwitz eilte Pater Adam herbei, der in der Nähe auf einem einzelnen Felsblocke gestanden und in den schönen Frühlingsabend hineingeblickt hatte.

„Was ist? was ist?" fragte der gute Pater.

„Retten Sie, retten Sie," rief Fräulein Zellwitz am Ufer hinlaufend, „hier, hier, Clarisse!"

„Da haben wir's," murmelte der Kapuziner, indem er sofort ins Wasser sprang. Er tauchte unter und kam gleich darauf mit Clarissen unter dem rechten Arme hervor. Auf seinen starken Armen trug er sie wie ein Kind in die Einsiedelei, immer murmelnd: „Da haben wir's. Gutes Fräulein; armes Fräulein! Das ist die Folge der gestrigen heiligen Handlung. Schöne heilige Handlung. Schöne Art die Seele zu retten. Nun sie ist noch ganz warm — wir werden sie besser retten, als der Jesuit."

Die Zellwitz folgte ihm, und den Bemühungen der Beiden gelang es bald, wieder Lebenszeichen hervorzurufen. Clarisse schlug endlich die Augen auf und lachte, wie sie vorhin gelacht hatte, als sie von der Brücke stürzte; sie lachte noch, als man sie bei später Dunkelheit in aller Stille ins Schloß brachte, und sie lachte noch nach mehrtägiger Pflege. Sie war wahnsinnig. So erklärte der Hofarzt und versprach darüber zu schweigen.

Da sie katholisch war, übergab man Clarissen der Pflege eines im nächsten katholischen Lande gelegenen Nonnenklosters. Dort ist sie uns verschwunden.

Gräfin Sassari.

Auszug und Bearbeitung einer Handschrift aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Die Begebenheit, die ich hier in meinen alten Tagen aufzeichne, weil sie mir sehr merkwürdig erscheint, habe ich von Anfang bis zu Ende zum größten Theil als Augenzeuge mit erlebt, und konnte ich auch nicht überall einen Einblick haben und alle Geheimnisse erfahren, so habe ich doch genug mit angesehen, um das Ganze in einem gewissen Zusammenhange erzählen zu können. Vielerlei Papiere und Briefe sind noch in meinem Besitz, die mein Gedächtniß unterstützen und zugleich als Zeugnisse meiner Wahrhaftigkeit dienen mögen, wenn man etwa die Treue dieser Erzählung bezweifeln wollte. Die Herren bedenken nicht immer, welche aufmerksamen Beobachter sie an ihren Dienern besitzen. Ich aber habe diese ganze Begebenheit, gewissermaßen wie der Chorus in der griechischen Tragödie, bei Seite stehend und als Diener und Zuschauer zugleich, beobachtet, nämlich als Maître d'Hôtel oder Haushofmeister des Herrn von Chatelard im Waadtlande. Mein Name ist Jean Samuel Baud und ich stamme aus einer alten und guten Familie, welche in der Geschichte der Republik Genf viel genannt wird, durch viele Geschlechter sehr angesehen war, aber nach der Reformation und nachdem so viele Fremde nach Genf gekommen und die alten Geschlechter verdrängten, in Armuth versank. In meiner Jugend widmete ich

mich der Gottesgelahrtheit, und ich hatte meine Studien beinahe vollendet, als ich mit einem Jugendfehler die ehrwürdige Gesellschaft, la Vénérable Compagnie der Genfer Geistlichkeit gegen mich erzürnte und jede Aussicht auf eine Anstellung in Genf verlor, da die ehrwürdige Kompagnie daselbst alle Stellen vergab und allmächtigen Einfluß hatte. Ich mußte mich entschließen, eine weltliche Laufbahn zu beginnen, und da die Zeit drängte, weil sonst die Person, mit der ich mich versündigt hatte, in Schande und Elend versunken wäre, nahm ich eine ganz niedrige Bedienstung im Hause des Herrn von Chatelard an. Mein Brodherr erkannte bald, daß ich mehr Wissen besaß, als einem Lakaien nothwendig war, und als frommer Herr berücksichtigend, daß ich doch einmal dem geistlichen Stande bestimmt gewesen, stellte er mich schon nach zwei Jahren an die Spitze seiner zahlreichen Dienerschaft als Oberhofmeister und verwendete mich von Zeit zu Zeit auch als Sekretarius, indem er mir Briefe diktirte, allerlei Schriftstücke aufzusetzen und manche alte Dokumente zu kopiren oder aus dem Lateinischen in das Französische zu übersetzen befahl. Wir bewohnten ein weitläufiges Landhaus, das auf einem Hügel in der Nähe von Nyon lag und das bis auf meinen Herrn den Namen Bellevue trug, nachdem es aber mein Herr bezogen, Mont-Tabor genannt wurde; diesen biblischen Namen erhielt es, weil es der geistliche Sammelplatz aller der wegen der Religion von König Ludwig XIV. verfolgten, in diese Gegend flüchtenden Franzosen wurde. Sie waren es, diese Flüchtlinge, welche dem Hügel und dem Landhause diesen Titel erfanden, um meinem Herrn und seiner Frömmigkeit damit zu schmeicheln, denn sie dankten ihm viel, da er manche dieser Flüchtlinge, die hülflos in die Fremde gestoßen waren, durch Jahre beherbergte und ernährte. Monsieur de Chatelard war nicht nur ein sehr reicher, sondern auch ein sehr mächtiger und einflußreicher Herr. Er war nicht nur mit den adeligen Geschlechtern und mit der Geistlichkeit von Genf aufs Innigste verbunden, er stand auch bei den mächtigen Herren von Bern im

größten Ansehen. Sie schätzten ihn als Ihresgleichen, weil er aus einem der wenigen Geschlechter stammte, die sich in diesen Gegenden gleich nach der Eroberung des Waadtlandes durch die Berner an ihre Herrschaft und an die Reformation anschlossen, und weil er viel dazu beigetragen, daß die Versammlung der Abgeordneten der guten Städte, welche sonst in Nyon stattgefunden und welche man wieder herstellen wollte, nicht zu Stande kam und so die unbeschränkte Herrschaft der Berner über das Land forterhalten wurde. Sie hatten den Herrn von Chatelard in seiner Jugend sogar zum Bailly von Nyon machen wollen, obwohl sie die einheimischen Waadtländer sonst von diesen einträglichen und wichtigen Stellen fern hielten und dieselben nur mit ihren Söhnen besetzten. Der Bailly, der im Schlosse von Nyon residirte und das Land im Namen der Berner Herren regierte, bewies ihm immer die größte Aufmerksamkeit und zog ihn in wichtigen Angelegenheiten, die das Land betrafen, oft zu Rathe. Herr von Chatelard benutzte seinen Einfluß niemals zu seinem eigenen Nutzen, wohl aber zum Besten der Religion und der wegen der Religion Verfolgten und Flüchtigen, welche damals das Land erfüllten. Es wird behauptet, daß er an jener trotzigen und muthigen Antwort, welche die Herren von Bern betreffs der französischen Flüchtlinge dem Könige Ludwig XIV. gegeben und welche damals das Erstaunen und die Bewunderung der Welt erregte, großen Theil hatte, daß er es war, der ihnen die Zuversicht einflößte, mit welcher sie dem mächtigen Könige zu Gunsten der Hugenotten, nach der Aufhebung des Edictes von Nantes und nachdem der Religionskrieg im Süden erdrückt worden, entgegentraten.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts mochte Herr von Chatelard sechzig Jahre alt sein und in dieser Zeit beginnt die Geschichte, die ich hier erzählen will. Ich erinnere mich genau. Es war am 11. Juli 1702, als mir Herr von Chatelard befahl, gegen zwei Uhr Nachmittags mit mehreren Dienern und einer Sänfte an den See hinabzusteigen. Als ich mich, wie es befohlen war,

um zwei Uhr auf den Weg machte, schloß sich zu meinem Erstaunen Herr von Chatelard selbst mit seinem Sohne Elias und Herrn Besson, einem französischen Prediger, und mehreren anderen in unserem Hause verweilenden französischen Flüchtlingen von edler Geburt unserem Zuge an. Herr von Chatelard saß zu Pferde, hatte seinen dreieckigen Hut, seine Allongeperücke aufgesetzt, seinen schwarzsammetnen mit Silbertressen und Spitzen besetzten Rocquelor angezogen und seinen silbernen Degen umgeschnallt; auch sein Sohn Elias war in Galatracht, und so hatten auch die anderen Herren ihre besseren Kleider angethan. Ich sagte mir, daß wir irgend einen hohen Gast empfangen sollen, da sich der Herr mit solchem Aufzuge und mit den geachtetsten seiner Gäste selber so weit bemühte und diejenigen, die wir erwarteten, in Person empfangen wollte. In Nyon am Landungsplatze lagen nur einige ärmliche Barken, und soweit ich hinaus sah über den See, ich konnte kein Fahrzeug erblicken, das mir eines so pomphaften Empfanges würdig schien. Doch war es gerade ein ganz unscheinbarer Kahn, der die Erwarteten und zwar vom savoyischen Ufer herüberbrachte. Schon von ferne sah ich einen kleinen Mann mit grauen Haaren, der sich im Kahn erhob, und mit einer gewissen Spannung dem Ufer entgegensah. Als er Herrn von Chatelard mit dessen Gefolge erblickte, verneigte er sich tief, sagte etwas zu den Schiffern, welche darauf die Ruder rascher bewegten. Da wurde hinter einem Koffer und mehreren Nachtsäcken auch eine junge Dame sichtbar, welche, den Kopf in die Hand gestützt, in der Mitte des Kahnes saß; Herr von Chatelard stieg vom Pferde und ging dem Kahne entgegen, als dieser ans Ufer stieß. Der alte kleine Herr trat mit gemessenem und feierlichem Schritte aus dem Kahn, streckte dann, ohne die dargebotene Hand des Herrn von Chatelard zu ergreifen, beide Arme zum Himmel empor und rief andächtig: „Gelobt sei Gott, der Gott Israels, der mich aus Aegypten, dem Lande der Sklaverei, geführt hat.“ Dann erst ergriff er die Hand des Herrn von Chatelard, während er mit der Linken seinen dreieckigen

Hut vom Kopfe nahm. „Seien Sie mir willkommen, mein Herr Graf,“ sagte Herr von Chatelard und verneigte sich mit großer Ehrfurcht. Eben so that sein Sohn Elie und alle die anderen Herren, deren Gesichter die höchste Ehrfurcht und die andächtigste Stimmung ausdrückten. Herr Elie de Chatelard ging dann etwas schüchtern dem Kahne entgegen, um der jungen Dame beim Aussteigen behülflich zu sein. Diese aber, ein Fräulein von neunzehn oder zwanzig Jahren, obwohl sie sich erhoben hatte, schien zu zögern. Ihr Gesicht, ihr wunderschönes und blühendes Gesicht, erblaßte mit einem Male, sie schwankte und stützte sich auf den Arm eines Dieners, eines treuen, rüstigen Gesellen, der neben ihr stand, bald das Fräulein mit besorgtem, bald die Versammlung am Ufer mit verdrießlichem Gesichte betrachtend. Dann wandte sich das Fräulein, sah sehnsüchtigen Blickes hinüber aufs jenseitige Ufer des See's und schien in diesen Anblick so versunken, daß sie der Gesellschaft, die ihrer wartete, und des Landens vergaß. Der junge Baron, Herr Elie de Chatelard, der leicht in Verlegenheit gerieth, ließ den Arm sinken, den er ihr entgegengestreckt hatte, blieb aber vorgebeugt stehen, während er, wie hülfesuchend, seinen Vater und den Neuangekommenen anblickte. Dieser, der Graf von Sassari, wandte sich endlich um und rief dem Fräulein zu: „Komm, meine Tochter, tritt ans Land, berühre diesen gesegneten Boden, denn es ist der Boden Kanaans, des gelobten Landes, es ist die Heimat des wahren und reinen Glaubens, der Boden, den der Herr vom Götzendienst gereinigt.“ Das Fräulein raffte sich auf und trat mit einem entschiedenen Schritte auf das Brett. Ihr Blick fiel auf die schüchternen Augen Elie's, sie zögerte wieder einen Augenblick, stützte sich dann auf seinen Arm und ging der Gesellschaft entgegen, die sie mit einer stummen Verneigung grüßte und von der sie mit derselben Ehrfurcht wie ihr Vater begrüßt wurde. Graf Sassari trat dann wieder zurück an den Kahn und rief dem Diener zu: Giorgio! Auf dieser freien Erde darf ich es laut bekennen, daß ich meine Seele aus den Schlingen des

römischen Götzendienstes gerettet habe. Ich flüchte mich hierher, um die reine Lehre zu bekennen und den Heiland anzubeten im Geiste und in der Wahrheit des Evangeliums. Dir steht es nun frei, zurückzukehren, wo deine falschen Götter verehrt werden, oder mir fürder zu folgen als ein treuer Diener, wie du bisher gethan hast.“ Der so angeredete Diener zuckte mit der Achsel und rief: „Per bacco, ich weiß nichts von falschen Göttern und bleibe bei dem, was mich meine Mutter gelehrt hat. Sie werden hier vom lieben Gott und von dem Treiben der Heiligen ebenso wenig wissen, wie wir in Italien. Queste sono pazzie!“ So sprechend, warf er das Gepäck aufs Land und setzte sich wieder auf die Bank des Kahns, offenbar entschlossen, mit den Schiffern, die sich schon zur Abfahrt bereit machten, ans jenseitige Ufer zurückzukehren. Graf Sassari wollte ebenso entschlossen seinem verstockten Diener den Rücken kehren, als seine Tochter mit einem Male und in größter Aufregung dem Kahne wieder zueilte und dem Diener die Hand entgegenstreckend mit zitternder Stimme sagte: „Lebe wohl! Giorgio! Grüße mir Italien! Ich werde es nicht wiedersehen.“ Auf diese Worte wandte sich Giorgio wieder um, sein mürrisches Gesicht nahm den Ausdruck der höchsten Zärtlichkeit an, und mit dem Rufe: „Nein, Signora Maria, Sie kann ich nicht verlassen!“ war er mit einem Sprunge auf dem Lande und mit dem zweiten Rufe: „Addio Italia! Cara Italia! Benedetta Italia!“ schwang er einen der Mantelsäcke auf seine Schulter und wieder den Dienern des Herrn von Chatelard ein kräftiges „Vorwärts!“ zurufend, ging er mit breiten Schritten der ganzen Versammlung voraus. Die Comtesse Maria Sassari wurde von Elie zu der Sänfte geführt, ihr Vater bestieg ein bereit gehaltenes Pferd und feierlich schweigend bewegten wir uns Mont-Tabor entgegen. Dort angekommen, ging man geraden Weges in den Betsaal, wo sich bereits die anderen Bewohner des Landhauses und der Nebengebäude versammelt hatten; einige Psalmen wurden abgesungen und dann predigte Herr Besson, der französische Prediger aus

Nimes, über den Text: „Einen Stein verwarfen die Bauleute und siehe, er ward zum Haupteckſteine." Dann erst wurden Graf Sassari und seine Tochter auf ihre Zimmer geführt.

Wir wußten bald, daß Graf Sassari, aus einer modenesischen Familie, aber in piemontesischen Diensten, aus der katholischen zur reformirten Kirche übergegangen. Man erzählte sich, daß er von König Victor Amadäus II. von Sardinien als Commissär und Verfolger in die Thäler der Waldenser geschickt, daselbst von einem Prediger der Verfolgten zum Lesen der Bibel bewogen worden, daß er sich dann heimlich die Schriften Calvins angeschafft, mit hervorragenden Persönlichkeiten Genfs und des Waadtlandes in Verbindung getreten und endlich einem an ihn heimlich abgeschickten Genfer Prediger das Glaubensbekenntniß der reformirten Kirche abgelegt habe; darauf bezog sich auch die Predigt des nächsten Sonntages, welche die Bekehrung des Verfolgers Saulus zum Texte nahm, wie sich überhaupt die Predigten der ersten Wochen nach der Ankunft des Grafen meistens auf ihn und seine Bekehrung bezogen. Bei seiner Stellung und den Verhältnissen Piemonts mußte der Graf seinen neuen Glauben verbergen, bis er seine Angelegenheiten so weit geordnet hatte, daß er die Flucht ergreifen konnte. Seine geschwächte Gesundheit diente ihm zum Vorwand; erst begab er sich in das Bad Evian auf dem savoyischen Ufer des Genfer-See's und dort, eine weitere Lustreise in der Schweiz vorschützend, schiffte er sich mit seiner einzigen Tochter ein und kam, wie beschrieben, zu uns nach Mont-Tabor, nachdem er mit Herrn von Chatelard schon seit längerer Zeit im Briefwechsel gestanden hatte. Wir erfuhren bald noch mehr, nämlich, daß Fräulein Maria sich geweigert hatte, jenem Prediger, den man ihrem Vater nach Turin geschickt, das reformirte Glaubensbekenntniß abzulegen und daß sie noch der römischen Kirche angehörte, oder, wie man sich im Hause ausdrückte, daß sie noch dem Baal diente.

Dieser Umstand gab dem armen Fräulein in der Welt, in der sie jetzt lebte, eine eigenthümliche und traurige Stellung.

Man muß nur wissen, wie es in unserem Hause aussah. Das Hauptgebäude war bis unter das Dach von Männern bewohnt, welche sich als Glaubenshelden auszeichneten, von Predigern, die in Frankreich nach Aufhebung des Ediktes von Nantes zu predigen fortgefahren, unter beständigen Lebensgefahren ihre Pflicht erfüllten und Frankreich erst verließen, nachdem der letzte und verzweifelte Kampf in den Cevennen ausgekämpft war. Neben diesen waren es Adelige oder gelehrte Herren, die ebenfalls vielfache Verfolgungen erlitten hatten und sich nicht wie Andere vom Adel und wie andere Gelehrte durch die Maintenon und ihren Anhang zum Verrath an ihrer Sache verleiten ließen. Alle diese waren natürlicher Weise eifrige Anhänger ihres Glaubens, ebenso mußten alle Diejenigen sein, mit denen Herr von Chatelard irgend welche Verbindung aufrechthielt und die im Hause empfangen wurden. Aber damit ist noch nicht die ganze Gesellschaft von Mont-Tabor genannt. In den Nebengebäuden der weitläufigen Villa, wie in vielen größeren und kleineren Bauernhäusern ringsherum, wohnte ein ganzes, kleines Völkchen, das nicht darnach aussah, als ob es zu jener adeligen und gelehrten Gesellschaft gehörte und das mit dieser doch aufs Innigste zusammenhing. Es waren dieß die zahlreichen Flüchtlinge aus den Cevennen, die sogenannten Kamisarden, welche Herr von Chatelard bei sich aufgenommen und zu einer Art von Kolonie versammelt hatte, meist Feld- und Weinbauern aus den Thälern des genannten Gebirges und aus den Ebenen von Languedoc, die er nach ihrer Art beschäftigte und die seine Felder, Wiesen und Weingärten pflegten. Diese waren noch voll des Feuereifers, mit dem sie sich, eine Hand voll Leute, gegen große Armeen und gegen die berühmtesten Marschälle des großen Königs durch Jahre vertheidigt hatten und der durch ihre männlichen und weiblichen Propheten, ja selbst durch gottbegeisterte Kinder in ihnen mehr und mehr entflammt wurde. Viele von diesen waren nicht mehr zur Rückkehr zur Feldarbeit zu bewegen, und Herr von Chatelard ließ sie gewähren, um sie nicht in ihren

heiligen Beschäftigungen oder in ihrer Vertiefung zu stören. Sie lasen fortwährend die Bibel oder schlichen stumm und in sich gekehrt über den Hof, durch den Park, oft Tage lang durch die Gebirge. Alle diese Kamisarden hielten sich von dem Gottesdienste im allgemeinen Betsaale fern. Treu den Gewohnheiten, die sie während der Verfolgungen und während des Krieges angenommen, versammelten sie sich am liebsten im Freien, irgendwo hinter dunklen schattigen Gebüschen oder in einem trockenen Bett eines Wildbachs oder in irgend einer wilden Felsenschlucht des nahen Gebirges, wo sie dann ihre Psalmen sangen, einem Prediger aus den Zweigen eines Baumes horchten, oder auch einem ihrer Propheten, über den der Geist kam. Unter diesen Propheten zeichnete sich vorzugsweise ein junges Weib, Namens Isabeau, aus, von der man erzählte, daß sie in einer Schlacht im Vaunages die Kinder der Wüste, wie sich die Kamisarden selber nannten, mit gottbegeistertem Muthe und Psalmen singend, zum Siege geführt; Isabeau war ewig stumm und schweigsam; in sich gekehrt, schlich sie in zerrissenen Kleidern und mit struppigem Haare durch Haus und Hof, ohne je den Mund zu öffnen, außer um Psalmen zu singen, oder wenn der Geist über sie kam, zu Weissagungen. Obwohl noch jung, da sie schwerlich viel über zwanzig Jahre hatte, war ihre Seele doch ganz von aller Weltlichkeit abgekehrt und war ihr Gesicht von Falten bedeckt, wie bei einer Alten. Auch kümmerte sie sich nicht darum, daß ihre zerfetzten Kleider überall Blößen zeigten. Ihr flammendes Auge allein hätte ihre Jugend verrathen, wenn sie nicht immer mit beinahe ganz geschlossenen Wimpern umher gegangen wäre, was die Kamisarden sagen ließ, daß sie mit innerem Auge sehe.

Es war natürlich, daß die Comtesse Maria Sassari in einer solchen Welt eine eigenthümliche und traurige Stellung einnahm. Allen diesen Menschen war ein Römischkatholischer ein Götzendiener, ein Gräuel vor dem Herrn, und unter die Kamisarden besonders kam eine gewisse unruhige Bewegung, als sie erfuhren, daß ihre Gemeinde durch die Anwesenheit einer Götzendienerin

verunreinigt wurde. Die Herren im Hause begegneten ihr zwar mit jener Rücksicht, die sie als Cavaliere einer Dame ihres Ranges und ihrer Erziehung schuldig waren, und dann als einer zukünftigen Schwester, welche nach der Versicherung ihres Vaters früher oder später zu ihnen gehören und sich zum reinen Glauben bekehren werde; die Kamisarden aber betrachteten sie mit mißtrauischem Auge, ja mit Abscheu; sie wichen ihr aus und hüteten sich, wenn sie ihr begegneten, vor einer Berührung ihres Kleides. Zu all dem kam, daß es dem armen Fräulein ganz und gar an weiblicher Gesellschaft fehlte, da Madame de Chatelard längst verstorben und die Töchter des Hauses in die Ferne verheirathet waren.

Ich hatte das größte Mitleid mit dem armen Fräulein. Nicht ihr Vater war der Verbannte; er fand Freunde und Männer, mit denen er sich besprach, von denen er sich mehr und mehr in seinen neuen Glauben einweihen ließ: sie aber war flüchtig für eine Sache, die nicht die ihrige war, und lebte in einer Welt, mit der sie nichts gemein hatte. Neben dieser traurigen Stellung, die schon für sie einnehmen konnte, sprach noch ihr ganzes Aussehen und ihr bescheidenes Auftreten zu ihren Gunsten. Sie hatte wenig von einer Italienerin und glich mit ihrem blonden Haar, trotz der dunkeln Augen, mehr einer Deutschen. Ihre Bescheidenheit war um so mehr zu rühmen, als sie neben ihrem Range und ihrer Schönheit noch ein sehr großes Wissen besaß, wie es in dieser Zeit viele Damen ihres Landes auszeichnete. Ich konnte das wohl an den Büchern erkennen, die ich ihr aus der Bibliothek herbeischaffen oder zwischen ihr und Herrn Elie, einem sehr gelehrten jungen Manne, hin- und hertragen mußte. Ich erkannte aus diesen Büchern, daß Fräulein Maria Sassari die meisten neuen Sprachen und selbst Griechisch und Lateinisch kultivirte, und daß sie vorzugsweise die großen Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen der gebildeten Völker las.

Diese Neigungen waren es vor Allem, welche zwischen ihr und Herrn Elie bald eine innige Verbindung, ja eine vertraute

Freundschaft herstellten. Da ich nicht eine Liebesgeschichte erzählen will, so sage ich es nur in kurzen Worten, wie ich vom ersten Augenblicke an bemerkte, daß die Erscheinung des Fräuleins auf unsern jungen Herrn einen tiefen Eindruck machte und daß sein ganzes Wesen sich seit ihrer Ankunft verändert hatte. Man muß nämlich wissen, daß Herr Elie de Chatelard, obwohl bereits sechsundzwanzig Jahre alt, der schüchternste und unbeholfenste aller jungen Männer war. Das kam daher, daß sein Vater in der Familie eine unumschränkte Autorität ausübte, und daß er, der Bibel folgend, wie ein Patriarch von seiner Familie, von seinem ganzen Hause die unbedingteste Unterwerfung verlangte. Seine Kinder durften sich nie den geringsten Widerspruch, niemals eine eigene Meinung erlauben, und Herr v. Chatelard glaubte solche Unterwerfung von ihnen um so mehr verlangen zu dürfen, als die Fremden, seine Schützlinge, ihm dieselbe beinahe im gleichen Maße zeigten, und Alles, was er that, gut fanden. Elie, nachdem er eine solche gehorsame Kindheit verlebt, wurde einem strenggläubigen Prediger zur weiteren Erziehung übergeben, der ihn womöglich noch in strengerer Zucht hielt, als sein Vater. Es darf hier nicht vergessen werden, daß Elie einen älteren Bruder hatte, der, dieses Lebens müde, in seinem zwanzigsten Jahre aus dem väterlichen Hause entfloh, bei den Generalstaaten unter falschem Namen Kriegsdienste nahm und seitdem verschollen war. Elie suchte sich aus der Tyrannei, die seine Jugend niederhielt, auf andere Weise zu retten, indem er sich in die Bücher flüchtete, was ihm, als man ihn in seinem zwanzigsten Jahre auf die Universität von Heidelberg schickte, erleichtert wurde. Seit zwei Jahren lebte er wieder in Gesellschaft seines Vaters, der Theologen und Glaubenshelden, die ihn umgaben, fuhr aber deßhalb nicht weniger fort, die Bücher als seine besten Freunde zu betrachten. Der Vater hatte nicht zu fürchten, daß auch Elie vor der langen Weile und der theologischen Zucht des väterlichen Hauses entfliehen werde; Elie war nicht so geartet, daß man dergleichen von ihm erwarten konnte.

Er war in sein Schicksal ergeben, fürchtete die Berührung mit der Welt, hatte das Bewußtsein seiner Unbeholfenheit und war selbst mit einem fremden Kinde schüchtern. Diese Schüchternheit verließ ihn auch der Gräfin Sassari gegenüber nicht, aber sei es das Mitleid, das er mit ihrer Einsamkeit fühlte, sei es die Kraft der Liebe, die den Furchtsamsten zum Helden macht, es ist gewiß, daß er sich diesem Fräulein gegenüber so benahm, wie er sich noch nie einer Dame gegenüber benommen hatte. Anfangs freilich begnügte er sich damit, ihr, wenn ich Bücher bei ihm holte, dieß und jenes über den Autor sagen zu lassen, oder hier und da eine Stelle anzustreichen, oder sich einen Rath in Bezug auf ihre Lektüre zu gestatten. Wenn ich ihm dann ihren Dank bestellte, oder gar eine Frage im Namen des Fräuleins an ihn zu richten hatte, war er bis zur Verwirrung glücklich, und von Zeit zu Zeit konnte er nicht umhin, seine Bewunderung des Fräuleins gegen mich auszusprechen. „Ist es nicht erstaunlich, was sie Alles liest und versteht! — Mein lieber Baud, was sagen Sie nur zu einer solchen jungen Dame! — Ist Ihnen schon etwas derart vorgekommen! — Ein so junges und so schönes Mädchen und dabei so unterrichtet! — So viel Sinn für das Ernste und Schöne!“ Derart waren die Ausrufe, die ich oft zu hören bekam, und an diese knüpften sich manchmal Erkundigungen, was das Fräulein mache u. s. w. Bald aber hatte er den Muth, immer an die Bücher anknüpfend, sich dem Fräulein im Parke anzuschließen und endlich mit ihr lange Spaziergänge am See und in den Bergen zu unternehmen. Im Grunde war der arme Herr Elie in Mont-Tabor ebenso einsam, wie Fräulein Maria, und es war kein Wunder, daß sich Beide innig an einander schlossen.

Während dieser Zeit aber beschäftigten sich die anderen Herren in Mont-Tabor, wenn auch auf andere Weise, doch nicht mit geringerem Eifer mit Fräulein Maria. Wenn ihre Anwesenheit den Kamisarden ein Gräuel war, so war sie den gelehrten Theologen des Hauses ein Vorwurf, eine Beschämung. Ihr

Vater hatte diese aufgefordert, die Bekehrung der Tochter zu Stande zu bringen, und er zweifelte nicht, daß ihnen gelingen werde, woran er in Italien vergebens gearbeitet hatte. In Italien war sie von ihren katholischen Jugenderinnerungen umgeben, hier von diesen getrennt und sogar, auf den Wunsch des Vaters, am Gottesdienste theilnehmend, mußte sie dem beredten Munde berühmter Prediger und Theologen leichter weichen und ihren Starrsinn aufgeben. Dieß war bei ihrer Ankunft die Hoffnung Aller, und Alle wurden verstimmt, als sie diese Hoffnung getäuscht sahen. Fräulein Maria erklärte mit Beharrlichkeit, daß gewisse Sätze der calvinischen Lehre, z. B. der Satz von der Verworfenheit und Rettungslosigkeit des größten Theiles des Menschengeschlechts, der Satz von der Gnade, ihrem ganzen Gefühle widerspreche, ja sie abstoße, mit Widerwillen erfülle, und daß sie nur eine Lüge ausspräche, wenn sie sich zu dieser Lehre bekennen würde. Der Eifer, wie der Stolz der Theologen, wurden durch diese Widerspänstigkeit eines jungen Mädchens herausgefordert und beleidigt, und unbeschäftigte Flüchtlinge, wie sie meistens waren, wurde die Bekehrung des Fräuleins bald die Hauptsache und der Gegenstand, um den sich Alles drehte. Man hielt Konferenzen, um die Verfahrungsweise in dieser wichtigen Sache festzustellen, man veranstaltete Kolloquien, denen Maria beiwohnen mußte, und in denen ein Theologe die Sache der katholischen Kirche vertheidigte, ein anderer sie angriff; sämmtliche Predigten, die nun in Mont-Tabor gehalten wurden, waren so abgefaßt, daß Maria erkennen konnte, wie sie nur auf sie abzielten. Die Stunden, in welchen Herr Besson ihr die reformirte Lehre beibringen sollte, wurden bedeutend vermehrt, und Maria mußte mehr als die Hälfte des Tages theologische Auseinandersetzungen anhören und außerdem versprechen, die Bücher zu lesen, die ihr Herr Besson brachte, und die sie nicht im Geringsten interessirten. Herr Besson fand bald, daß die unabhängige Lektüre des Fräuleins sie nur zerstreue, daß die weltlichen Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen mit eine Ursache ihrer Verstocktheit

seien, und ihr Vater nahm ihr alle Bücher, die Herr Besson entfernt wissen wollte. Das Leben des armen Fräuleins wurde immer beschränkter, immer ärmer und unfreier. Zum Glücke sah Herr Besson in dem Umgange mit Elie ein gutes Mittel der Bekehrung. Mit Vergnügen bemerkte er, daß die beiden jungen Leute einander gern aufsuchten, und er meinte, man dürfe es nicht verschmähen, wenn ein verirrtes Schaf durch die irdische Liebe auf die Pfade der himmlischen geleitet werden kann. Man legte dem Umgange der beiden jungen Herzen nichts in den Weg, und Fräulein Maria fand im Gespräch mit Elie, was man ihr durch Entziehung der Bücher geraubt hatte, da dieser die Verhaltungsregeln, die ihm Herr Besson gegeben, wohl mit Lächeln hinnahm, aber sie wenig befolgte. Nach Herrn Bessons Meinung sollte Herr Elie nur sein Sprachrohr werden und sollten die Lehren Calvins im Munde eines sechsundzwanzigjährigen jungen Mannes die Wirkung haben, die sie bis jetzt, aus dem Munde eines alten Predigers kommend, verfehlten. Herr Besson versprach sich viel von dieser frommen List, und zufrieden folgte sein Blick dem Paare, wenn es sich auf seinen Spaziergängen im Parke oder in dem Gebirge verlor. Maria aber erfuhr auf diesen Spaziergängen, daß der religiöse Gewohnheitseifer seiner Umgebung ihrem Freunde ebenso unerquicklich war, wie ihr die Studien, zu denen man sie zwang, daß er diesen Fanatismus ebenso verwarf, wie jeden anderen, und daß er sich von früher Jugend an, besonders aber seitdem ihm die Wissenschaft weitere Blicke eröffnete, in dieser Welt ebenso fremd fühlte wie sie. Sie glaubte ihm noch mehr Mitleid schuldig zu sein, als er ihr bezeigte. Was sie seit Wochen litt, litt er es nicht schon seit Jahren? Seit er denken gelernt? Doch schien er nur ihrer Leiden zu gedenken und nur Trost für sie zu suchen. Sollte sie ihm dafür nicht mit ebenso viel Liebe danken, als er ihr entgegen brachte?

Ich weiß es allerdings nicht, wie und wann die Beiden einander ihre Liebe gestanden, aber ich merkte bald, daß sich Beide aufs Innigste verbunden, ganz und gar an einander gewiesen

und einig fühlten. Herr Elie war bei aller Melancholie, bei allem Kummer, den ihm die Lage Maria's verursachte, heiterer, als er es je vorher gewesen. Früher in seiner Abgeschlossenheit immer etwas abstoßend, ja reizbar, war er jetzt sanft und freundlich gegen alle Welt. Und selbst die Gesellschaft suchte er jetzt gern auf, wenn Maria in dieser Gesellschaft erschien. In dieser Beziehung war allerdings die Auswahl nicht groß. Man versammelte sich ein Mal in der Woche beim Bailly von Nyon, einem Herrn von Wattenwyl aus dem Berner Geschlechte, dessen Frau sich eines gewissen Rufes als geistreiche und gebildete Dame erfreute. Elie wich sonst diesen Abendgesellschaften gern aus; jetzt aber, da man auch die Gräfin Sassari geladen, begleitete er sie mit Vergnügen dahin, um sich an den Triumphen zu erfreuen, die sie mit ihrer Schönheit, ihrem Geiste, ihrem reichen Wissen über alle diese Damen davontrug, welche zwar ihrem Range sich gern beugten, aber doch nicht umhin konnten, der in einem verfinsterten Glauben verstockten Katholikin eine verletzende Verwunderung zu zeigen.

Aber die Liebe Elie's, die mir, der ich Alles ruhig beobachten konnte, längst kein Geheimniß war, sollte bald auf eine auffallende, ja lärmende Weise aller Welt kund werden. Giorgio, der italienische Diener des Grafen Sassari, der nur aus Anhänglichkeit an Maria in Nyon geblieben war und daselbst ausharrte, trotz des Abscheus, der ihm von den Kamisarden gezeigt wurde, kehrte im Auftrage seines Herrn wieder nach Italien zurück, um allerlei Habseligkeiten, die man in Turin hatte zurücklassen müssen, herbeizuschaffen. Er besorgte Alles, was ihm der Graf aufgetragen, und er that mehr als das, indem er Alles einpackte, wovon er glaubte, daß es der Gräfin Maria angenehm sein würde und was ihr die verlorene Heimat auf das Lebhafteste vergegenwärtigen könnte. In der That war Comtesse Maria glücklich, als er gleich am Tage seiner Ankunft mehrere Kisten in ihre Wohnung schaffen ließ und sie beim Auspacken die ganze Einrichtung ihrer Turiner Stube erkannte. Sie weinte

vor Freude und küßte manches Möbel und manches Bild in der Rührung des Wiedersehens. Unter den mitgebrachten Gegenständen befanden sich auch manche alte Originalbilder und manche Kopien nach den Werken alter Meister. Giorgio stellte und hängte Alles so auf, daß es so weit als möglich an die Turiner Stube Maria's erinnerte, und in der That war es ihr von diesem Augenblicke an, wenigstens für einige Zeit, als ob sie einen Theil des verlorenen Glückes und der verlorenen Heimat wieder gewonnen hätte. Ihre Wohnung, die ihr bis jetzt als ein Gefängniß erschien, wurde ihr lieb, und durch viele Tage konnte sie sich kaum bezwingen, sie zu verlassen. So saß sie eines Nachmittags träumend, in sich versunken, das Herz von Heimweh erfüllt, als sie mit Einem Male durch einen Schrei des Zornes geweckt wurde. Sie sah sich um und hinter ihr, auf der breiten Terrasse, von der aus man in ihr Zimmer sehen konnte, hart am Fenster, stand Isabeau, jene Prophetin der Kamisarden, blickte ihr mit flammenden Augen entgegen und streckte die Hand im höchsten Zorne gegen eine Madonna von Andrea del Sarto aus. Isabeau, seit sie von der Verstocktheit Maria's erfahren, pflegte ihr, obwohl immer schweigend, aber lauernd und beobachtend nachzuschleichen, als ob sie von der Papistin irgend welchen Gräuel erwartete, den sie abwenden wollte. Maria war schon daran gewöhnt, sich von ihr umschlichen zu sehen, und welches Grauen es ihr auch einflößte, sich immer von Isabeau, die sie für wahnsinnig hielt, gefolgt und beobachtet zu wissen, so hatte sie sich doch vorgenommen, sie nicht zu beachten, sie gewähren und sich selbst nicht von ihr erschrecken zu lassen. Trotzdem fuhr sie jetzt entsetzt auf, als sie die Prophetin in dieser Stellung, mit diesem Ausdruck hinter sich erblickte. Sie hätte fliehen mögen, wenn nicht ihr Charakter so geartet gewesen wäre, daß zugleich mit der Furcht und dem Schrecken in ihr der Muth und die Lust an der ruhigen Beobachtung erwachte. Wie entsetzlich, wie drohend auch Isabeau blickte, Maria betrachtete sie nach dem ersten Momente der Ueberraschung doch wie ein belehrendes Schauspiel,

und der Gedanke, wie der Fanatismus bis zur wahnsinnigen Wuth in jeder Religion gedeihen kann, flog durch ihren Kopf. Aber so stark war sie nicht, um auch während des Schauspieles, das folgte, ihre ruhigen Betrachtungen fortsetzen zu können. Isabeau, die sie nie sprechen gehört hatte, entleerte mit Einem Male und mit einer furchtbar schrill tönenden Stimme eine Wolke von Flüchen über das Haupt der Götzendienerin, und ehe Maria sich dessen versah, hatte die Prophetin das Fensterkreuz eingedrückt und stand im Fenster selbst, aber so, daß sie Marien den Rücken und dem Hofe das Gesicht zukehrte. Ganz außer sich, riß sie die Fetzen ihrer Kleidung vom Leibe, warf sie in die Luft und schrie, daß man herbeikomme und die Gräuel entferne, die das Haus verunreinigen. Es war schon Winter, und die Kamisarden waren zum größten Theile in den anstoßenden Gebäuden versammelt. Auf den Ruf ihrer Prophetin stürzten sie in Schaaren herbei. Diese Stimme, die sie lange nicht gehört hatten, die sie in den Zeiten des Kampfes und der blutigen Verfolgung zu hören gewohnt waren, weckte in ihnen alle diese Gefühle, mit denen sie sich sonst den Henkern des Königs voll Todesmuth entgegenstürzten. Da sie diese Stimme wieder hörten, prüften sie nicht länger, wurden sie von demselben Rausche der Begeisterung, des Glaubenskampfes ergriffen, und folgten sie ihr, als hörten sie die Stimme Gottes. „Herbei! Herbei!“ rief Isabeau, „herbei ihr Kinder Israels, Jesabel hat ihre Gräuel aufgestellt, ihre Götzen prangen! Die Zelte Jeschuruns sind entweiht und Altäre Baals rauchen auf Karmel! Herbei! Vernichtet die Hure Babylons, zerschmettert ihre Bildsäulen, reißet ihre Haine nieder, so spricht der Herr, der Herr Zebaoth!“ — Die Kinder der Wüste begriffen schnell, was die Prophetin meinte, da sie auf Maria deutete und sie, ihrem zeigenden Finger folgend, im Innern der Stube mehrere Heiligenbilder erkannten. Dieser Anblick erfüllte sie mit demselben Abscheu, mit demselben Ingrimm, wie die Prophetin, und ihr folgend, stürmten sie, Verwünschungen gegen den Götzendienst ausstoßend, durch das Fenster in das Zimmer.

Maria stand zitternd da, sah ihre geliebten Bilder, darunter manches herrliche Meisterstück, bedroht und wußte nicht, was zu beginnen. Mit ausgestreckten Armen stellte sie sich vor eines derselben, einen Domenichino, der ihr als Erbschaft ihrer Mutter besonders theuer war, entschlossen, wenigstens dieses vor den Bilderstürmern zu retten. Aber gerade diese Stellung zog die Aufmerksamkeit der Stürmer auf das Bild, das sie beschützen wollte, und da sie sie zurückdrängte, deutete Isabeau befehlend dahin, und mehrere Kamisarden erfaßten sie zugleich an den Armen, um sie fortzuziehen und den Weg zu dem Bilde zu öffnen. In dem Augenblick flog die Thüre auf und Elie stürzte herbei. „Fanatisches Gesindel!" rief er mit blassen Lippen, schlug mit der Faust einen der Männer nieder, die sich an Maria vergriffen hatten und faßte dann die Prophetin, als sie eben zum Kampfe gegen ihn auffordern wollte, am Arme und warf sie zur Thüre hinaus. Dieß Alles war das Werk einer halben Sekunde. Die Kinder der Wüste waren überrascht, den Sohn ihres Ernährers und Beschützers sich gegenüber zu sehen; mehr noch überrascht waren sie, daß er so leicht die Prophetin Gottes bewältigt hatte, und ehe sie wieder zur Besinnung kamen, hatte er sie zum Zimmer theils hinausgetrieben, theils hinausgestoßen. Wie er, waren auf den Lärm auch andere Bewohner des Hauses und war auch Herr v. Chatelard selbst herbeigeeilt. Die Herren schüttelten bedenklich den Kopf zu den Titeln und Ausdrücken, mit denen Elie die Kinder Gottes und der Wüste zur Thüre hinausstieß. Herr Besson war entrüstet, daß er von fanatischem Gesindel sprach, mehr als Alles empörte es die Herren, daß Giorgio, als Bundesgenosse Elie's, er, der unreine römische Götzendiener, am Kampfe den thätigsten Antheil nahm und die Kinder Gottes mit Faustschlägen niederwarf. Indessen war man es im Allgemeinen doch zufrieden, daß Fräulein Maria vor der Begeisterung der Prophetin und ihres Anhanges geschützt worden. Diese, als sie sich plötzlich aus der Gefahr gerettet sah, fiel kraftlos zusammen. Elie hob sie auf, und sie, unbekümmert darum, daß indessen ihr

Vater, Herr v. Chatelard, Herr Besson und andere Herren in das Zimmer getreten waren, schlang ihre Arme um den Hals ihres Retters und brach in Weinen aus; Elie sah wohl, welche Zeugen diese Szene hatte, aber er schien seine bisherige Natur gänzlich geändert, seine Schüchternheit vollkommen abgelegt zu haben; noch vom Kampfe ganz erhitzt und um einen Kopf größer als sonst, drückte er Maria ans Herz und versicherte sie mit lauter Stimme, daß sie an ihm stets einen Vertheidiger gegen alle Angriffe des Fanatismus finden werde. Mir, der ich bei Seite stand und Alles betrachten konnte, schien es, als ob Graf Sassari, obwohl er die Augen niederschlug, diese letzte Szene nicht ungern gesehen. Herr Besson lächelte, Herr v. Chatelard wandte sich mit Geräusch und ging auf seine Stube zurück. Elie sah ihm einen Augenblick lang nach, machte sich dann aus den Armen Maria's los und folgte mit entschlossenen Schritten seinem Vater.

Herr v. Chatelard, als er seinen Sohn mit so entschiedenem Schritte bei sich eintreten sah und überhaupt bemerkte, daß dieser ihm muthiger und entschlossener, als er es an ihm gewohnt war, entgegenblickte, empfing ihn mit größerer Förmlichkeit, als er sonst zu thun pflegte und zeigte auf einen Stuhl. Vater und Sohn setzten sich. „Mein Herr Vater," begann Elie, „was Sie jetzt gesehen, hat Sie gewiß nicht erst in ein Geheimniß eingeweiht. Ich habe es seit lange nicht verborgen, wie sehr ich ein Fräulein achte und liebe, das jeder Achtung und Liebe so sehr würdig ist. Der rohe Einbruch dieses Volkes, das Sie beschützen, in das Heiligthum einer jungfräulichen Wohnung führte zu einer Szene, die es mir zur Pflicht macht, früher als ich gesonnen war, mich öffentlich zu erklären. Mein Herr Vater, ich wünsche mich mit Fräulein Sassari zu vermählen und bitte Sie um Ihre Einwilligung und um Ihren Segen."

„Gräfin Maria Sassari," erwiderte der Vater, „ist eine ausgezeichnete junge Dame; eine Verbindung mit dem edlen Grafengeschlechte kann unserer Familie nur zur Ehre gereichen, aber,

mein Herr Sohn, Fräulein Maria Sassari ist katholisch, und Niemand würde es begreifen und ich am Allerwenigsten, wenn sich ein Chatelard, der Sohn einer Familie, die zu allen Zeiten in den ersten Reihen der Vorkämpfer für die reine Lehre gestanden, sich mit einer römisch-katholischen Dame verbände. Mein Sohn, ich darf mit Ihnen aufrichtig sprechen. Es ist nicht der Adel und es ist nicht der Besitz, die eine Stellung machen; diese danken wir immer irgend einer Idee, irgend einer Partei, der wir uns anschließen. Ich wäre nichts, ich wäre ein einfacher Herr von Chatelard mit so und so viel Renten, ein Junker, wie es ihrer hier im Waadtlande, in Gex, in Savoyen und überall so viele gibt, die nichts haben, als ihren unbedeutenden Namen, der nicht den geringsten Werth hätte, wenn sie sich nicht unter einander einige Ehrerbietung erzeigten und eine Komödie fortsetzten, die Jedem, der außerhalb steht, lächerlich erscheinen muß; — ich sage, ich wäre wie einer von denen, wenn ich nicht mein Leben lang Opfer gebracht, mich selbst zu einem Mittelpunkte einer großen Partei, mein Haus zum Sammelplatze der Märtyrer dieser Partei gemacht und so der Schale meines Namens einen Inhalt gegeben hätte. Mein Name ist bekannt, auf mich sieht man, nicht nur in den Alpen, sondern auch in Deutschland, in Holland, in Schottland, überall, wo Calvins Lehre Anhänger hat. Nach den Verfolgungen in Frankreich wandten sich die meisten Häupter der Hugenotten sofort an mich, und da ein italienischer Graf Verfolgungen zu fürchten hat, wird ihm mein Haus sofort als Asyl bezeichnet. Dieß, mein Sohn, ist ein Ruhm, den ich mit Ausdauer und mit großen Opfern erworben habe, und der mir theurer ist als mein Name. Dieser Ruhm wäre zum großen Theile dahin, dürfte mit Recht angezweifelt werden, die Früchte lebenslanger Arbeit wären verloren in dem Augenblicke, da ein Chatelard, mein Sohn, eine Katholikin heirathete. Erfahren Sie es, Herr von Chatelard, daß ich nicht fanatisch bin, daß ich mich mit meinem Nachdenken und meinen Zweifeln an manche Lehre unserer Religion wage, daß ich Vieles verachte, was in meiner

eigenen Partei vorkommt, geschieht, gewollt und gesprochen wird; ich weiß auch, daß ein Protestant mit einer Katholikin von der Bildung der Gräfin Maria Sassari sehr wohl in Harmonie und in Glück leben kann, aber ich weiß ferner, daß ein Mann, der eine einflußreiche Stellung in der Welt einnehmen will, seinem Namen, seinem Ruhme persönliche Ansichten, wie persönliche Gefühle, selbst Glück und Liebe aufopfern muß. Ich verlange das von Ihnen, wenn Fräulein Maria nicht zu unserm Glauben übertritt; ich gebe Ihnen meinen Segen an dem Tage, an dem sie sich zu diesem Schritte bereit erklärt."

„Maria," antwortete Elie, „ist ebenso unfähig, ein Wort gegen ihre Ueberzeugung auszusprechen, als Sie, mein Herr Vater, sich für unfähig erklären, einen Theil der Früchte Ihrer Bemühungen aufzugeben."

Herr von Chatelard erhob sich und antwortete auf diese Erklärung mit der Frage: „Können Sie sich einen Chatelard mit einer Katholikin verheirathet denken?"

„Ja," antwortete Elie kurz, indem er sich ebenfalls erhob.

„Ich nimmermehr!" rief Herr von Chatelard, „und nun," fügte er hinzu, „da ich Ihnen meine Meinung so rückhaltslos gesagt, daß Sie sie für unumstößlich halten müssen, will ich Sie noch bitten, künftig, und was immer vorkommen möge, sich solcher Ausdrücke wie „fanatisches Gesindel" zu enthalten. Es steht den Führern schlecht, ihre Schaar nicht zu achten, und sie wären nichts ohne den Fanatismus dieser Schaar."

Elie verneigte sich kurz und mit einem Ausdrucke, der sagen wollte: Dieß ist Ihre Meinung, nicht die meinige; ich will nicht diskutiren, aber ich werde handeln, wie ich es für gut halte. Der Vater mochte wenigstens diese Rede auf dem Gesichte seines Sohnes gelesen haben, denn er ging ihm noch einige Schritte nach und sagte mit warnender Stimme: „Erinnern Sie sich, daß ich ohne Bedauern bereits einen Sohn aufgegeben habe, weil dieser die Traditionen der Familie aufzugeben drohte."

Elie erwiderte nichts und ging.

Zur selben Zeit fand in der Stube der Gräfin Maria zwischen Vater und Tochter ein Gespräch statt, welches mit dem so eben mitgetheilten einige Aehnlichkeit hatte. Graf Sassari war bei seiner Tochter zurückgeblieben, als sich Elie und die Anderen zurückgezogen hatten. Er setzte sich zu ihr aufs Sopha, ergriff ihre Hand und sagte, nachdem er die Wildheit der Kamisarden mit ihrer tiefen Ueberzeugung zu entschuldigen und seine Tochter über den Vorgang zu beruhigen gesucht: „Maria, ich habe dich mit vielen anderen Zeugen so eben in den Armen eines jungen Mannes gesehen und habe Worte gehört, die zwischen euch Beiden ein festes Einverständniß errathen lassen. Fürchte keine Vorwürfe. Ich kenne dich. Ich würde dich mit Glück als die Gattin des jungen Chatelard sehen, aber ich habe die feste Ueberzeugung, daß sich diese Hoffnung nicht verwirklicht, so lange du in deiner Weigerung, zu uns überzutreten, beharrst."

Maria schwieg.

Der Graf, nachdem er eine Zeitlang vergebens auf Antwort gewartet, fuhr fort: „Willst du mir auch nicht die geringste Hoffnung geben?"

„Mein Vater," antwortete Maria, „schon schäme ich mich, dasselbe Wort zu wiederholen, das ich nun hundert Male wiederholt habe. Ich komme mir schon wie eine Schauspielerin vor, die dieselbe Rolle unzählige Male recitiren muß. Zwingen Sie mich nicht so aufzutreten, daß ich mir selber wie eine Tugendheldin erscheinen muß; lassen Sie mich nicht immer wieder die Versicherung geben, daß ich nicht lügen kann."

Sie sprang auf, nahm ein Buch vom Tische und las: „Gott machte vor der Erschaffung der Welt das Gesetz der Jahrhunderte in Christo Jesu, unserem Herrn. Er machte dieses Gesetz aus dem reinen Vergnügen seines Willens, ohne irgend eine Voraussicht des Verdienstes der Werke oder des Glaubens. Er wählte zur Verherrlichung seiner Gnade eine feste und bestimmte Anzahl Menschen aus, die zwar das Unglück haben sollten, mit dem Reste der Menschen aus verdorbenem Blute geboren und aus

unreiner Substanz gebildet zu werden und dadurch Sklaven der Sünde sein würden; aber er beschloß, sie zum Heile zu führen durch den einzigen Mittler Jesum Christum. Er beschloß sie zu sich zu rufen, sie wiedergeboren werden zu lassen und ihnen den Glauben und die Reue zu verleihen in Anbetracht der Verdienste Jesu Christi und durch die allmächtigen Tugenden des heiligen Geistes, des Urhebers der Wiedergeburt. Er beschloß den Menschen zuerst unschuldig zu erschaffen, dann seinen Fall zu gestatten und endlich mit einigen wenigen der sündigen Menschen Mitleid zu haben und sie eben deßhalb auszuerwählen, die anderen aber in der Verderbtheit zu lassen und sie endlich ewiger Verdammniß preiszugeben."

Maria warf das Buch mit Entrüstung von sich. „Dieser Gott," rief sie, „ist schlimmer als der Baal, von dem hier so viel gesprochen wird. Dieser Gott, der zu seinem Vergnügen schafft, auserwählt und ungeheure Mengen Unschuldiger verdammt; zu einem solchen Gotte, mein Vater, werde ich mich nie bekennen, und lieber bin ich mit der ungeheuren Menge der unschuldig Verworfenen verdammt, als mit den wenigen Auserwählten begnadet."

„Aber, mein Kind," stammelte Graf Sassari, „der heilige Augustin —"

„Sagt dasselbe," fiel ihm Maria ins Wort, — „er gilt mir auch so viel wie Calvin."

„Maria," nahm der Graf ruhiger das Wort, „es ist nicht meine Sache, dich über die Mysterien zu belehren, du hast deine Lehrer. Ich habe dir nur als Vater und als erfahrener Mann zu sprechen, und dir einige Erwägungen vorzulegen. Du weißt, mein Kind, daß wir kein Vermögen haben. Meine Armuth trieb mich aus Modena in piemontesische Dienste. Meine Stelle reichte hin, uns mit Anstand und beinahe unserm Range gemäß leben zu lassen. Nun sind wir in die Welt hinausgestoßen und wir leben von der Gnade und Milde meiner Glaubensbrüder. Wenn ich sterbe, was wird aus dir? Ja, was wird selbst aus mir bei

längerem Leben, wenn du in deiner Weigerung beharrst? Glaube mir, man wird die Verstocktheit der Tochter dem Vater nicht verzeihen. Bedenke meine schiefe Stellung in dieser mir neuen Welt, bedenke, wie wenige Mädchen so glücklich sind, in dem Manne ihrer Liebe zugleich einen Mann zu finden, der alle Glücksgüter mit seiner Liebe bietet. Herr von Chatelard, der Adelige kleinen Namens, wird seinen Sohn gern mit der Gräfin Sassari verbinden und der Gräfin und Neubekehrten, der gewonnenen Seele, wird man alle Liebe, alle Ehrerbietung, alle Freude des Lebens gern entgegenbringen."

„Sie meinen also," sagte Maria mit einiger Bitterkeit, „daß ich mich denn doch bekehren soll, um eine gute Heirath zu machen?"

„Mein Fräulein," rief der Graf Sassari mit Strenge, „eine Tochter hat ihrem Vater zu gehorchen; ein einfältiges junges Mädchen hat kein Recht, so sehr auf ihre Grundsätze zu pochen und ihre sogenannten Ueberzeugungen der Erkenntniß weiser und gelehrter Männer, dem Willen ihres Vaters, dem Wunsche ihrer Wohlthäter entgegenzusetzen. Mein Fräulein, dieses Verfahren ist unweiblich und kann bei einem jungen Mädchen nicht ohne einige Frechheit vorkommen. Hätte ich Sie ohne alles Wissen aufwachsen lassen, so hätten Sie jetzt weder Muth noch Waffen, sich mir zu widersetzen, und Sie hätten sich bekehrt, weil ich es befohlen hätte. Sie haben die Herzlosigkeit, persönliche Ueberzeugungen vorzuschützen, wo Sie an nichts Anderes denken sollten, als wie Sie eine Ihrem Glücke und dem würdigen Auftreten Ihres Vaters entsprechende Stellung einnehmen. Sie aber thun Alles, um meine Stellung zu verderben und mir vielleicht ein unglückliches und hülfloses Alter zu bereiten. Man hat Sie bis jetzt mit einer Rücksicht behandelt, deren Sie sich unwürdig zeigen; man wird von nun an auf eine Weise gegen Sie auftreten, wie es Ihre Verstocktheit gegen göttliche und menschliche Gesetze verdient."

Trotz dieser Drohung kam jetzt für Gräfin Maria eine etwas

ruhigere Zeit. Die Kamisarden hielten sich seit dem abgeschlagenen Sturme von ihr fern und die Theologen waren etwas müde und hofften, daß die Verbindung mit Elie die Bekehrung Maria's trotz Allem zur Folge haben werde, da sonst an eine endliche Vermählung nicht zu denken war. Da trat, obwohl außer aller Verbindung mit Mont-Tabor, ein Ereigniß ein, welches den Eifer der Bekehrungssüchtigen aufs Neue anfachen und auf das Leben der jungen Gräfin den größten Einfluß haben sollte. Eine junge Genferin aus patrizischem Geschlechte, ein Fräulein Sarassin, war, von einem Jesuiten aus Carouge bekehrt, zum Katholizismus übergegangen. Sie war unendlich reich und trat mit allen ihren Reichthümern in ein Kloster. Die Sache machte um so größeres Aufsehen, als das Fräulein aus einer streng reformirten Familie stammte, als die Bekehrung von dem Jesuiten in sehr kurzer Zeit zu Stande gebracht und als diese nach den Verhältnissen der Gegend als ein großer Sieg der Katholiken betrachtet wurde. Man hörte gewissermaßen den Jubel von Carouge herüber nach Genf ertönen. Die calvinistische Geistlichkeit war gedemüthigt, beschämt, noch mehr waren es die theologischen Einwohner von Mont-Tabor, welche seit Monaten vergebens an der Bekehrung eines in ihrer Mitte lebenden, ihnen ganz überlassenen Mädchens arbeiteten, unterstützt vom Vater dieses Mädchens und unterstützt durch alle Umstände, während der Jesuit trotz aller Hindernisse, aus der Entfernung mit wenigen Briefen und, wie es hieß, nach nur zwei kurzen Zusammenkünften, sein Ziel erreichte. Ueberall in den reformirten wie katholischen Gegenden ringsumher wußte man, daß in Mont-Tabor ein junges Mädchen lebte, das man von allen Seiten bestürmte, und das trotzdem den ausdauerndsten Widerstand leistete. Man wußte in Mont-Tabor, daß die Katholiken frohlockten und daß selbst die Reformirten über die Bekehrer zu spotten anfingen. Dem mußte ein Ende gemacht werden und man mußte Genugthuung haben jenem Jesuiten gegenüber, man mußte den Verlust der Genfer Patrizierstochter durch die Eroberung einer italienischen Gräfin decken. Es

kam eine ganz neue Thätigkeit in die Bewohner von Mont-Tabor; es wurden neue Konferenzen gehalten, deren ausschließlicher Gegenstand Maria war, und endlich beschloß man, sie nach Genf zu bringen, da auch Herr Besson, der dort als Prediger angestellt wurde, in diese Stadt übersiedelte. Herr von Chatelard hatte in Genf eine alte Freundin, eine Wittwe, Madame de Planteamour, die in der frommen Welt eine große Rolle spielte, an der Spitze mehrerer religiösen Gesellschaften stand und die bereits, wenn auch noch nicht eine Katholikin zum Calvinismus, doch mehrere verlorene Frauenzimmer zu gottesfürchtigem Lebenswandel bekehrt hatte. Dieser Dame sollte Gräfin Maria Sassari anvertraut werden, während Herr Besson seine Unterrichtsstunden bei ihr fortsetzte. Madame Planteamour erklärte sich gern bereit, das gottgefällige Werk zu unternehmen und sprach ihre Zuversicht aus, daß es ihr damit ebenso gelingen werde, wie es ihr mit Gottes Hilfe schon bei den verstocktesten Gemüthern gelungen sei. Sie wollte, wie sie versicherte, der jungen Gräfin eine Mutter ersetzen und nur auf ihr Wohl und Heil sinnen. Auf diese Antwort wurde der definitive Entschluß gefaßt und vom Grafen Sassari seiner Tochter angekündigt.

„Mein Vater," sagte Maria, als ihr die Mittheilung gemacht wurde, „Sie wissen, daß das einzige Glück meines jetzigen Lebens mein Umgang mit Elie ist, daß ich aus seiner Nähe viel des Trostes schöpfe, dessen ich in meiner Lage bedarf. Sie berauben mich um Vieles, indem Sie mich jetzt in die Ferne schicken, und mir ahnt, daß ich keinem glücklichen Leben entgegengehe. Aber Sie sind mein Vater; ich versage Ihnen den Gehorsam nicht weiter, als es unbedingt nothwendig ist. Mein innigster Wunsch ist es, Ihre unterthänigste Tochter zu bleiben und zwischen uns ein Verhältniß aufrecht zu erhalten, das Ihnen wenigstens ein Theilchen Familienleben rettet, nachdem Sie Ihr Vaterland verloren. Ich weiß es, daß Sie sich in einer Beziehung beunruhigen, Sie fürchten, daß ich in meiner Empörung gegen Sie weiter gehen werde, daß ich, wie ich es könnte, vielleicht die Hülfe meines

Königs anrufe, — fürchten Sie nichts! Ich werde nichts derart thun. Sie verfügen über mich nach Gutdünken, aber ich flehe Sie an, mich nicht einer unnöthigen Sklaverei zu überliefern und niemals zu vergessen, daß ich Ihre Tochter bin, wenn auch leider durch Ueberzeugungen von Ihnen getrennt."

Graf Sassari erwiderte in kurzen Worten, daß Madame de Planteamour als eine ausgezeichnete Frau bekannt sei und daß er ihr seine Tochter ohne die geringste Besorgniß anvertraue. Elie, als er von dem Plane hörte, stürzte herbei und bot Marien jede Hülfe an. „Fliehen wir," sagte er, „ich fühle Kraft genug, Sie überall in der Welt zu beschützen, für Sie zu sorgen und den unversöhnlichen Zorn meines Vaters zu ertragen."

„Noch fühle ich mich," erwiderte Maria, „zu einem solchen Schritte nicht berechtigt; noch ist es meine Pflicht, abzuwarten, ob mein Vater mit der Zeit in dieser Angelegenheit mit geringerem Eifer handeln wird. Auch darf ich Madame de Planteamour, die ich nicht kenne, nicht als ein Uebel betrachten, das mir das Recht zu einem Schritte gäbe, welcher mich vielleicht für immer von meinem Vater trennt. Er ist allein, alt und in der Fremde; er kann noch in die Lage kommen, in der er meiner bedarf, und ich muß jeder Katastrophe ausweichen, die möglicherweise zwischen ihm und mir eine ewig trennende Kluft eröffnet. Lassen Sie mich ziehen, lieber Freund. Madame de Planteamour ist eine Frau, und wie ich hier trotz allem Glaubenseifer bei allen diesen Herren doch noch ritterliche Rücksichten erfahre, so werde ich bei ihr vielleicht ein weibliches Herz finden, dessen ich nach so langem ausschließlichen Umgange mit Männern bedarf."

Nachdem die Liebenden sich besprochen, wie sie einen Briefwechsel aufrecht erhalten möchten, trennten sie sich mit dem Versprechen, nicht von einander lassen zu wollen, und am selben Tage bestiegen Herr von Chatelard, Graf Sassari und seine Tochter die Karrosse, um sich nach Genf zu begeben. Die beiden Herren kamen am folgenden Tage wieder zurück.

Von dem Leben, das jetzt für die Gräfin Maria Sassari

begann, kann ich, Samuel Baud, nicht weiter als Augenzeuge erzählen, aber es sind Briefe vorhanden, welche sie während ihres Aufenthaltes in Genf an ihren Geliebten schrieb, welche Giorgio abholte und die er an Denjenigen abzugeben wußte, für den sie bestimmt waren, obwohl sie die Adresse des Grafen Sassari trugen. Von diesen an Herrn Elie de Chatelard geschriebenen Briefen theile ich hier einige ganz oder theilweise mit.

Genf, den 16. Januar 1704.

..... Madame de Planteamour sieht ganz anders aus, als ich mir sie vorgestellt habe. Sie ist weder dürr, noch lang, sondern im Gegentheil ziemlich klein und von einer nicht unangenehmen Fülle. Auch trägt sie sich nicht schwarz und übertrieben einfach, wie ich mir eine Genfer Puritanerin vorgestellt habe. Sie ist ziemlich bunt und ich glaube nicht, daß ihre Toilette in allen Theilen den Luxusgesetzen Calvins entspricht. Ihre schon halb ergrauten Haare trägt sie noch immer à la Henriette in unzähligen Locken und Löckchen. Was Küche und Tisch ihres Hauses betrifft, sucht sie allerdings wieder gut zu machen, was sie mit ihrer Toilette gegen die Luxusgesetze verbricht. Ich glaube, daß sie drei oder vier Schüsseln auf dem Tische haben dürfte; wir bekommen aber, neben einer sehr dünnen Wassersuppe, gewöhnlich nur eine einzige zu sehen .... Bis jetzt hat sie sich nur sehr wenig um mich bekümmert, da sie überaus beschäftigt ist, vielen Wohlthätigkeitsgesellschaften angehört und einen sehr ausgedehnten Briefwechsel unterhält. Sie läßt mich halbe Tage lang allein in meiner Hinterstube, die auf einen engen und düsteren Hof geht und von der aus ich nichts sehen kann, als eben diesen Hof, ein kleines Stück Himmel und die Spitze des einen Thurmes von St. Pierre, welcher mir mit seinem Glockenspiele jede Stunde eine arg entstellte Melodie eines Psalmes von Goudimel vorsingt. Damit ich mir in dieser Wohnung, in welcher eine Bibel, die Psalmen Clement Marots und einige Andachtsbücher meine einzige Gesellschaft sind, nicht wie eine Gefangene vorkomme

hatte Madame de Planteamour einige Tage nach meiner Ankunft die Aufmerksamkeit, mich zu einem Spaziergange einzuladen. Sie führte mich durch die Straßen der Stadt und erzählte mir bei dieser Gelegenheit die Geschichte Genfs, und so kamen wir auch vors Thor, an eine gewisse Stelle vor den Befestigungen, von der aus man die Ebene vom Plainpalais übersehen kann. Hier nahm sie plötzlich eine feierliche, ja beinahe drohende Miene an, und mit ausgestrecktem Finger auf den Boden deutend, sagte sie: „Hier hat Calvin den Gottesleugner Michael Servet verbrennen lassen." Vielleicht erwartete sie von mir irgend eine Bemerkung über diese Schandthat und wollte sie daran irgend welche Lehren anknüpfen — ich aber schwieg und nahm ihre Worte wie eine einfache historische Mittheilung eines Führers hin. Dann führte sie mich wieder durch die Straßen und erzählte mir an verschiedenen Punkten, durch verschiedene Häuser daran erinnert, von ungläubigen oder unsittlichen Frauen, welche Calvin und nach seinem Beispiele auch die späteren Regierungen, im Hemde mit der Kerze in der Hand, durch die Straßen führen ließen, oder denen man andere derartige mehr oder weniger schimpfliche Penitenzen auferlegt hatte. Was war der Zweck dieser Mittheilungen? Wollte sie mich erschrecken? Wollte sie mir sagen, mit welcher Strenge man in Genf verfahren könne? Ich gestehe, daß ich nach diesem Spaziergange etwas von der Sicherheit verlor, die mir das Benehmen der Madame Planteamour in den ersten Tagen eingeflößt hatte. Ich konnte mir nicht wegleugnen, daß ihre Mittheilungen wie Drohungen klangen und daß an der Stelle, wo Servet verbrannt wurde, aus ihren Worten und Blicken der Fanatismus eines Dominikaners hervorbrach. Indessen hat sie mich seitdem wieder mir selbst überlassen und ich habe mich über nichts zu beklagen, als über die Einsamkeit, über den Mangel einer mir zusagenden Beschäftigung, über meine dunkle Stube und vor Allem, mein lieber Freund, über meine Trennung von Ihnen. Indessen dient mir meine Einsamkeit dazu, mich auf das Lebhafteste zu erinnern, was Sie mir während meines Aufenthaltes

in Mont-Tabor waren, und es mich auf das Dankbarste fühlen zu lassen, was Sie mir sind, da ich ohne Sie in dieser Welt ganz verödet wäre, ohne Halt, ohne Stütze, ohne Liebe. Wahrlich, nach Allem, was ich in den letzten Monaten erfahren, müßte ich ohne Sie zu der schrecklichen Ueberzeugung gelangt sein, daß ich Niemand mehr, daß ich überhaupt nicht mehr lieben könnte. Denken Sie sich, daß Herr von Chatelard nicht einen Sohn besäße wie Sie, oder, daß Sie während meines Aufenthaltes in Mont-Tabor abwesend gewesen und ich Sie nicht kennen gelernt hätte, oder daß Ihr freier Geist den Einflüssen Ihrer Umgebung erlegen und Sie geworden wären wie die Anderen. Wen hätte ich jetzt auf dieser weiten Welt? Wen könnte ich noch lieben? Wem sonst als Ihnen, mein theurer Freund, danke ich die Heiterkeit, die mir trotz Allem bleibt? Ich glaube wohl, daß ich in jedem Falle den Muth bewahrt hätte, mich gegen eine Lüge bis ans Ende zu sträuben, aber dieser Muth allein hätte mich nicht aufrecht erhalten, wie mich jetzt Ihre Liebe aufrecht erhält. Mit allem Muthe hätte ich nicht das Bewußtsein eines Kämpfers in der Schlacht gehabt, sondern nur die trostlose Vereinsamung und die Verzweiflung des einzelnen Wanderers, der in der Wüste von Thieren oder von Verschmachtung überfallen wird. Soll ich diesem Bekenntnisse noch einen Dank hinzufügen? Oder irgend welche andere Versicherung?....

Genf, den 30. Januar 1704.

..... Die Szene hat sich bedeutend verändert. Die Geschäftigkeit der Madame Planteamour in den ersten Tagen hatte nur den Zweck, die Hände frei zu machen, damit sie sich ganz und gar mir widmen könne. Seit ungefähr acht Tagen verläßt sie mich, die Schlafstunden ausgenommen, beinahe keinen Augenblick. Des Morgens werde ich durch ihre Magd geweckt und muß mich augenblicklich erheben, dann mich so ankleiden, wie es mir die Magd nach den Vorschriften der Madame Planteamour befiehlt. Komme ich dann in die Wohnstube dieser Dame, werde ich wieder zurückgeschickt, um das oder jenes an meiner Toilette

zu ändern. Sie findet an mir sehr Vieles kokett und weltlich, was sie sich in einem weit höheren Grade erlaubt. Ich darf nicht den geringsten Schmuck tragen, während sie Finger, Arme und Brust bedeckt hat; freilich mit Andenken von frommen Männern oder Zeugnissen von guten Werken. Jeder Ring, jede Busennadel hat irgend eine fromme Geschichte, ist das Monument einer Bekehrung oder einer Stiftung. Des Morgens frühe versammeln sich die Hausgenossen zu frommen Gesängen, und während gesungen wird, muß ich bei Seite stehen und zuhören. Dann nach dem Frühstück liest mir Madame Planteamour einige Kapitel aus der Bibel vor. Sie begann mit der Schöpfung, und nach ihrem systematischen Fortschreiten zu schließen, gedenkt sie mir so das ganze alte und neue Testament vorzulesen. Nach dieser Lektüre kommt eine andere an die Reihe: Kommentare der Kapitel, die wir eben gelesen, und nach diesen Kommentaren beginnt Madame Planteamour ein Gespräch über das Gelesene, und ich muß gegen meinen Willen Einwürfe erheben, um widerlegt werden zu können. Da ich nicht die geringste Lust zu disputiren habe, sage ich das erste Beste, was mir einfällt, und Madame Planteamour ist empört über die Albernheiten, die ich den ewigen Wahrheiten entgegensetze. Sie ist erstaunt, daß man mich ihr als eine Person von einigem Geiste geschildert, und hat bereits begonnen, mich als ein dummes Mädchen zu behandeln. Manchmal, wenn sie in dieser Beziehung zweifelhaft wird, schreibt sie mein Widerstreben nur dem bösesten Willen, der Verstocktheit gemeinster Art zu, und in diesem Sinne gibt sie Herrn Besson Anweisungen zu meiner Behandlung. Ich werde also, dieß ist meine Zukunft, entweder als ein böses oder als ein dummes Mädchen behandelt werden. Herr Besson, der gegen Mittag kommt, unmittelbar nachdem die Diskussionen mit Madame Planteamour geschlossen sind, scheint in der That dieses System bereits angenommen zu haben. Wie ganz anders tritt er hier gegen mich auf, als in Mont-Tabor; so salbungsvoll, milde und einschmeichelnd, als er dort gewesen, so heftig, un-

geduldig ist er hier. Madame Planteamour macht mir die heftigsten Vorwürfe darüber, daß ich einen solchen Mann so kränken könne, und oft unterbricht sie ihn während seiner Lektionen, um mir eine Predigt zu halten, und er läßt sich gerne unterbrechen. Mein lieber Freund, ich habe hier nichts zu thun, als Eine Tugend zu üben, die Geduld, und ich glaube, ich habe es darin schon weit gebracht. Wenn einst in glücklicheren Zeiten unserer Beider Wünsche gekrönt werden, dann, mein lieber Freund, bekommen Sie eine geduldige Frau, wie sie sich der größte Haustyrann nur wünschen kann. Ach, ich scherze! aber ich kann es nur, wenn ich an Sie schreibe, an Sie denke. Dann kommt mir ein Schatten jener Heiterkeit zurück, mit der eine gütige Natur mein Wesen ausstattete und die, ich gebe die Hoffnung nicht auf, einst ebenso kräftig und hell mein Inneres erfüllen wird, wie damals, als ich noch im Thale von Aosta lebte und nicht wußte, daß es in der Welt Kummer und Sorgen gibt, daß der Tod die Mutter, der Glaube den Vater vom Kinde trennen könne. Leben Sie wohl!

Genf, den 10. Februar 1704.

..... Seien Sie gut gegen Giorgio, erzeigen Sie ihm Wohlthaten, wo Sie können. Der treue Diener entwickelt aus purer Treue und in seinem Eifer, mir zu dienen, das Talent und die List eines ächten Komödienbedienten. Die Bücher, die Sie mir schicken, weiß er mir auf das Klügste zuzustecken oder sie, selbst vor vielen Zeugen, irgend wie in der Stube unterzubringen, wo ich sie dann, wenn ich allein bin, auffinde. Auch läuft er die halbe Nacht durch, um früh genug bei mir einzutreffen und mich sprechen zu können, bevor Madame Planteamour erwacht ist. Und wäre das Alles nicht, ich liebte ihn schon als meinen Landsmann und als Einen, der mich in einer besseren Zeit kannte. Wie verderben uns doch die Verhältnisse? In meiner Jugend war ich über die Komödien empört, in denen Eltern und Vormünder von Kindern und Mündeln, meist mit

Hülfe von Dienern, betrogen werden. Ich fand das höchst unmoralisch, und wie sehr ich die Liebe liebte, so konnte sie mir doch nicht als Entschuldigung dieser Lügen und Betrügereien dienen. So puritanisch war ich und so unpuritanisch machen mich die Puritaner, daß ich jetzt selber die Mittel anwende, die mich einst mit Entrüstung erfüllten, daß ich eine geheime Korrespondenz habe, mich eines Bedienten dazu bediene, meinen Vater betrüge und Diejenige, die er zu meiner Vormünderin gemacht. Aber glauben Sie nicht, daß ich mir darüber Gewissensskrupel mache; auch halte ich mich nicht für so schlecht, als mich Madame Planteamour glauben machen will. Madame Planteamour hat nämlich entdeckt, daß meine Verstocktheit in den niedrigsten Anlagen und Neigungen begründet sei, daß mich nur die Liebe zum Laster im Schooße der katholischen Kirche zurückhalte. Nur weil man mit Hülfe der Beichte und der Absolution alle möglichen Schandthaten begehen könne, ohne der ewigen Verdammniß zu verfallen, nur deßhalb halte ich an der Religion der Beichtstühle fest. Ich sage Ihnen das auf die verblümteste Weise; Madame Planteamour drückte sich und zwar in Gegenwart Herrn Bessons etwas stärker aus und zählte mir alle die Laster auf, alle meine niedrigen Neigungen, welche mich zu einer treuen Katholikin machten. Ich war erstaunt über die Phantasie einer so frommen Frau, ich war noch mehr erstaunt, über die Verwirrung der Begriffe, welche Beschränktheit, Vorurtheil und Haß hervorbringen können. Werden Sie es glauben? Die größten und erhabensten Meister der Kunst mußten die Beweise liefern, daß die katholische Religion nichts anderes sei, als der Kultus der Sinnenlust. Die Freude am Schönen, die sich in den Kunstwerken der italienischen Meister ausdrückt, ist eine Freude am Irdischen, also am Sinnlichen, also am Niedrigen, also am Laster. Die Kirche ließ sich durch diese Künste verherrlichen, also ist sie eine Beschützerin des Lasters, und alle Diejenigen, die sich von dieser Kirche nicht lossagen wollten, beweisen nur ihre Anhänglichkeit am Laster, an der Sinnlichkeit,

an der Verworfenheit. Sie werden begreifen, daß ich solchen Argumenten gegenüber zu stolz bin, meine geringe Katholizität hervorzuheben, ja daß ich mich herausgefordert fühle, mich gegen solche Ansichten aufzulehnen und mir selber einzureden, daß ich katholischer bin, als es in der That der Fall ist. Ich bin also in den Augen der Madame Planteamour und jetzt auch schon in den Augen des Herrn Besson, der ihr in Allem beipflichtet, nicht mehr eine bloße Verblendete oder Verstockte, die man zum Lichte bekehren will, nein, ich bin einfach eine Verworfene, in der alle Uebel bereits entwickelt oder wenigstens im Keime vorhanden sind. Madame Planteamour verwirft alle Moral und alle Tugend außerhalb des Glaubens, obwohl sie zugeben muß, daß es unter Heiden und selbst Katholiken moralische Menschen gegeben. Trotzdem kommt sie zu dem Schlusse, daß man außerhalb ihrer Lehre auch nicht tugendhaft sein könne. Mit einem Worte, lieber Freund, und um es so zart als möglich zu sagen: Ich bin, weil ich keine Calvinistin bin, eine Magdalene vor der Bekehrung. Es liegt mir im Grunde sehr wenig an der Meinung des Herrn Besson — aber er ist doch ein Mann, und Sie werden begreifen, wie es mich berühren muß, solche Dinge vor ihm anhören zu müssen, und welche Stunden des Zornes, der Entrüstung mir das bereitet. In der That kam ich nicht später als heute so sehr in Harnisch, daß ich mich mit einem Male an ihn wandte und ihn aufforderte, mich gegen soche Angriffe zu vertheidigen. Aber diese Frommen haben den letzten Rest jener Eigenschaft verloren, die man Ritterlichkeit nennt, und Herr Besson antwortete mir auf die salbungsvollste Weise, daß er mir aus der Schrift beweisen könne, wie sehr Madame Planteamour Recht habe. Ich muß mich darauf vorbereiten, Frauen wie Bathseba und Abigail, weil es biblische Frauen sind und weil sie ihre Ehemänner an den Psalmensänger verrathen, zu verehren und mich selbst als eine Verworfene zu betrachten. So lange ich es nicht zu dieser Kraft des Glaubens gebracht, kann ich auf Ruhe nicht rechnen. Sie können sich nicht

vorstellen, was mir Alles als Sünde oder vielmehr als katholisch vorgeworfen wird. Da ist z. B. eine Katze im Hause, eine nothwendige Mitbewohnerin wegen der unzähligen Mäuse, die Tag und Nacht in den alten Mauern umhertoben. Diese Katze ist ein sehr anmuthiges Thier; vielleicht ist sie es auch nicht, aber sie ist das einzige Geschöpf, das mir nicht predigt und das mich nicht als eine Verworfene betrachtet. Ich habe sie lieb gewonnen, weil ich ihr Liebe zeigen kann, weil sie sich von mir streicheln läßt und dazu ebenso freundlich knurrt, als ob sie eine reformirte Hand streichelte. Sie ist mir, was so vielen Gefangenen eine Spinne oder eine Maus war. Nun wohl! der Umgang mit dieser Katze ist mir verboten worden. Meine Liebe zu dem Thiere ist katholisch! Es ist die Liebe zu den unvernünftigen Thieren ohne Seele, der Anfang des Götzendienstes; so hat der Thierdienst bei den Heiden begonnen, und die katholische Bilderverehrung, als Folge der Liebe zum Sinnlichen, ist nichts als eine Fortsetzung und ein Abglanz jenes Götzendienstes. Meine Liebe zur Katze war also katholisch. Es ist unglaublich, mit aller Phantasie würde man es nicht errathen, in welchen Dingen allen Madame Planteamour Katholizismus wittert ....

P. S. So eben ist mir Miltons „verlorenes Paradies", das Sie mir vor einigen Tagen schickten, konfiszirt worden; Miltons, des frommen puritanischen Dichters frommes Gedicht. Es ist Poesie, es ist weltlich — vielleicht sogar katholisch?

Genf, den 21. Februar 1704.

Ich beschwöre Sie, mein lieber Freund, beunruhigen Sie meinen Vater nicht meinetwegen, bedrängen Sie ihn nicht, machen Sie ihm keine Vorwürfe! Er kann nichts für mich thun, er hat seine ganze Gewalt über mich in die Hände der bewußten Herren und der Madame Planteamour niedergelegt; er hat sich schriftlich verpflichtet, sie in Allem, was meine Bekehrung betrifft, vollkommen frei gewähren zu lassen, keinen Widerspruch zu erheben und alle Mittel gut zu heißen, die man als an-

gemessen erachtet. Verurtheilen Sie ihn nicht. Ich habe Ihnen, mein theurer Freund, ein Geständniß abzulegen, Sie in ein Geheimniß einzuweihen. Ich bin es Ihnen schuldig, einmal meines Vaters wegen, daß Sie seine Handlungsweise nicht zu hart beurtheilen, dann weil ich Ihnen überhaupt alles Vertrauen schuldig bin. Ich muß mich kurz fassen, ich muß mich beeilen, bevor die Nacht in mein immer dämmeriges Zimmer hereinbricht und bevor Madame Planteamour von ihrem nachmittägigen Besuche zurückkehrt. Da mir so wenig Zeit übrig bleibt, müssen Sie sich zu dem, was ich Ihnen zu sagen habe, Vieles hinzudenken, und Sie thun mir damit einen Gefallen, da Sie mir das Aussprechen sehr peinlicher Dinge ersparen.

Vor Allem: mein Vater ist nicht immer zurechnungsfähig; man würde ihm Unrecht thun, wollte man ihn für Alles, was er thut oder unterläßt, verantwortlich machen. Sein Geist ist durch eine Reihe äußerer und innerer Erlebnisse bis zu einem gewissen Grade zerrüttet. Seine Bekehrungsgeschichte ist nicht so, wie man sich dieselbe in Mont-Tabor erzählte; nein, sie ist leider anders.

Mein Vater gehört einer in Vermögensverhältnissen herabgekommenen Familie an; um dieser neuen Glanz zu geben und von Ehrgeiz getrieben, verließ er Modena, um in Piemont, das sich seit einer Reihe von Jahren bedeutend zu erheben begann, Dienste zu nehmen. Obwohl ziemlich gleichgültig in Glaubenssachen, schloß er sich, um desto rascher zu seinem Ziele zu gelangen, der mächtigen Partei der Geistlichkeit an. Er bekam in der That auch bald eine gute Stellung, als eine Art von Statthalter des Thales von Aosta. Wir, meine Mutter und ich, wir waren glücklich in diesem reizenden Thale und hätten gewünscht, es nie verlassen zu müssen. Nicht so mein Vater. Er blieb mit Regierung und Geistlichkeit in Turin in beständiger und inniger Verbindung, nur den Moment abwartend, wo er Unterpfänder seiner Treue und Fähigkeit liefern könnte, um dann desto rascher emporzukommen. Der Moment ließ leider nicht lange auf sich

warten. Es brach eine jener unruhigen Bewegungen in den Thälern der Waldenser aus, welche manchmal die Folge unerträglichen Druckes, manchmal von der katholischen Geistlichkeit künstlich hervorgebracht waren, um Vorwände zu neuer Verfolgung der Ketzer zu haben. Bei meinem Vater wurde unter der Hand angefragt, ob er an der Spitze mehrerer Kompagnien als Kommissär der Regierung sich in die Thäler der Waldenser begeben und daselbst so walten wolle, wie man ihm vorschreiben werde? Schon auf die Anfrage hin eilte mein Vater nach Turin und dort vor Allem zum Erzbischof, um Verhaltungsbefehle einzuholen. Ich muß eilen mit meinem Berichte. Mein Vater wurde in die Thäler der Waldenser geschickt. Die Unruhen wurden unterdrückt. Lassen Sie mich nicht sagen, wie? Mein Vater war ein Verfolger, wie ihn die Inquisition wünschen konnte. Nach Turin kehrte er mit einem traurigen Gefolge zurück: mit vier ehrwürdigen Priestern der unglücklichen Sekte, mit vier Duldern in Fesseln. Man stempelte sie zu Rebellen und Hochverräthern und alle vier wurden in Turin gehängt. Mein theurer Freund, das hat der Vater Ihrer Geliebten gethan, ein Mann, der nicht an die Satzungen der katholischen Kirche und vielleicht noch weniger an die Schuld der vier Märtyrer glaubte. Er hielt sich für stark genug, um ein Staatsmann zu sein, wie unzählige Andere, und sich mit unzerstörbarer Ruhe des Verstandes einem Systeme anschließen zu können, wie viele Andere, Alles zu vermögen, was das System und was die Carrière verlangt. Das System ersetzt bei den meisten Staatsmännern und Beamten Italiens das Gewissen und die Vernunft: er glaubte ein solcher Staatsmann zu sein. Er war es nicht. Unglückseliger Weise mußte er in einer Sendung an demselben Morgen, an welchem die vier Märtyrer hingerichtet wurden, die Stadt verlassen und an dem Richtplatze im entscheidenden Momente vorüberkommen. Seine Carrière war gemacht; er hatte dem Klerus die verlangten Opfer geliefert und er erhielt eine Stellung in Turin, die ihn dem Throne nahe brachte und weite

stolze Aussichten eröffnete. Ach, es war ihm damit nicht geholfen. Er vergaß die Verfolgungen, die er über die Thäler der Waldenser hatte ergehen lassen, und den Tod der vier Märtyrer nicht wieder. Wozu Ihnen einen grauenvollen Seelenzustand schildern und Ihnen erzählen, wie meine Mutter an den Thaten ihres Gatten, den sie geliebt hatte, und an seinem Anblick zu Grunde ging. Sie starb noch jung, und erwägend, daß Derjenige oder vielmehr Diejenige, die nunmehr bestimmt war, ihn zu trösten, sein Arzt zu sein, daß ich das Uebel kennen mußte, an dem er krankte, weihte sie mich in das Geheimniß ein, in das Geheimniß seiner Gewissensbisse und seiner schauderhaft verbrachten Tage und Nächte. Er versank immer mehr in sich selber, in ein Brüten, welches nichts anderes war, als ein Suchen des Heiles oder vielmehr seiner Heilung. Diese konnte er unmöglich in einer Kirche finden, die ihn zu seinem Verbrechen bewogen hatte, und er floh aus einer Religion, in deren Schooß sich sonst Sünder und Verbrecher zu flüchten pflegen. Die Logik solcher Gemüthskranken ist sehr eigenthümlich. Gerade was in der calvinistischen Religion am meisten abstoßen muß, zog ihn am Stärksten an. Die Verdammniß, die er, nach der calvinistischen Lehre, mit der ungeheuren Mehrheit des Menschengeschlechtes zu theilen hatte, verlor für ihn einen großen Theil ihrer Schrecken; er konnte aber auch, nach eben dieser Lehre, einer der wenigen Auserwählten und trotz seines ungeheuren Verbrechens gerettet sein. Dieß machte ihn zum Calvinisten. — Ich muß eilen, die Dunkelheit nimmt immer mehr zu. — Er fühlte sich vernichtet und gedemüthigt, als er merkte, daß ich, von meiner Mutter unterrichtet, um seinen Seelenzustand und seine Verbrechen wußte. Er fürchtete dadurch sein Kind zu verlieren und ich mußte ihn beruhigen, indem ich ihm schwor, ihm immer eine gehorsame Tochter zu sein. Leider habe ich seinen Seelenzustand für einen Augenblick vergessen, an jenem Tage, als Sie mich und meine Bilder vor den Kamisarden erretteten. Sie werden aber, nach diesen Mittheilungen, künftig Manches

an mir und meinem Vater besser verstehen. Sie werden nun begreifen, warum er sich selbst, gewissermaßen mit gebundenen Händen, den calvinistischen Fanatikern, die übrigens seine Geschichte kennen, hingibt und warum er, abgesehen von seinem Eifer, auch mich so dringend zu bekehren sucht. Er möchte, so weit es ihm möglich, den der römischen Kirche feindlichen Religionen gewissermaßen Ersatz liefern für Das, was er an den Waldensern gethan. Religion und Gewissen sind bei dieser Illusion gleich betheiligt. Darum aber glauben Sie ja nicht, daß der weltliche, kluge Mann, als welcher mein Vater seine Laufbahn begonnen, in ihm gänzlich erstorben sei; er kommt noch manchmal zum Vorschein, und dieß rechtfertigt mein etwas hartes Benehmen, das ich mir damals zu Schulden kommen ließ, als er mich an die Nützlichkeit einer Bekehrung erinnerte. Sie werden nun auch verstehen, mein Freund, warum ich in meinem Gehorsam vielleicht weiter gehe und in meiner Fügsamkeit, als es sonst die Pflicht geböte; warum ich Vieles ertrage, das ich sonst nicht ertragen würde. Aber glauben Sie nicht, daß ich mit alldem vergessen werde, was ich mir selbst schuldig bin.

Also, mein lieber Freund — ich wiederhole die Bitte, mit der ich begonnen — beunruhigen Sie meinen Vater nicht — er kann nichts thun — ich bin seiner Gewalt entzogen — es ist dunkle Nacht. Gute Nacht.

... März

.... Frau Planteamour glaubt jetzt, meine Verstocktheit habe ihre Ursache im Fleische; ich müßte mich kasteien, um zur Erkenntniß durchdringen zu können. Sie läßt mich förmlich fasten. Mein Leib soll von aller Weltlichkeit gesäubert und damit auch in meiner Seele aufgeräumt werden; wenn sich dann das Bedürfniß nach dem Himmel einstellt, ist sie da, um mir die Wege dahin zu zeigen. Sie würden gut thun, mein lieber Freund, mir künftig durch Giorgio anstatt der Bücher einiges Brod oder irgend welche Nahrungsmittel zustecken zu lassen. Der gute Giorgio, glauben Sie ihm nicht, daß ich so schlecht aussehe, er sieht mich mit den

Augen der Besorgniß. Ich bin allerdings etwas blaß geworden, aber das kommt nur von den lichtleeren Räumen, in denen ich meine Tage verbringe. Madame Planteamour führt mich jetzt nur äußerst selten in die Luft und überhaupt aus dem Hause. Des Abends muß ich sie manchmal in Konventikel begleiten, in denen ich mich auf das Grausamste langweile. Ich höre da ewig dasselbe und ich begreife in der That diese Menschen nicht, wie sie bei dieser Einförmigkeit ihrer Gedanken bestehen und darauf noch stolz sein können .....

Ende März ....

Also Sie, mein Freund, sind vor mir schwach geworden? Sie rathen mir, nachzugeben? Ich soll eine Förmlichkeit erfüllen, die mich nicht hindert, in meinem Innern zu bleiben, was ich will? Seien Sie ruhig, mein theurer Freund, ich mache Ihnen keine Vorwürfe. Wären Sie im Gefängniß, wüßte ich Sie von Inquisitoren umgeben, von der ungeheuersten Langeweile belagert, so vielen Quälereien und Demüthigungen ausgesetzt, dann wäre ich wohl eben so schwach, Ihnen Aehnliches zu rathen. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß man nicht mehr ist, was man sein will, nachdem man selbst nur eine Förmlichkeit erfüllt hat, die mit unserm Wesen im Widerspruch ist. Jedes Ereigniß, jede That, der wir uns mit dem letzten Reste des freien Willens fügen, wird ein Tyrann unserer ganzen Zukunft, den wir nicht zu stürzen im Stande sind. Man kann Vieles sühnen, man kann ein gestörtes Gleichgewicht wieder herstellen, aber man kann Nichts verwischen. Und seien wir froh damit; welche sinnlose Mosaik wäre unser ganzes Leben, wenn wir vergessen könnten. Sie sagen: Form! Allerdings, es gibt abgestorbene Formen, die man verachten muß, aber andere haben noch einen lebendigen Inhalt und man kann sich über sie nicht hinwegsetzen, ohne sich an sich selbst und an der Welt zu versündigen. Indessen ist es das nicht allein, was mich abhält, mich gefälliger zu zeigen; es ist Etwas, was viel stärker ist als all' mein Nachdenken, als meine Ueber-

zeugungen, als mein Stolz und mein Charakter. Ich bin eine Italienerin, und als solche habe ich der Religion gegenüber das Gefühl, das, wie ich glaube, die orientalischen Völker beherrscht, bei denen Religion und Nation eins und dasselbe sind, in einander verschwimmen und nicht getrennt werden können. Wie ungläubig ich auch bin, so kann ich mir doch dieses Italien ohne seine Kirchen, ohne seine Giotto, Fra Beato, Brunelleschi, Leonardo, Raphael, Michel Angelo, Andrea del Sarto nicht denken und ohne die ganze Geschichte, die mit Italiens Palästen, mit seinen Kirchen, Dichtern und Künstlern zusammenhängt. Wenn ich mich mir selber fromm vorstelle, so denke ich mir auch, daß ich mich in meinem Kummer so recht nur in einer italienischen Kirche ausweinen und nur beim Anblick dieser Bilder, die von den Wänden auf mich niedersehen, aus Herzensgrund ausbeten und trösten könnte. Es ist das Alles mit einem italienischen Herzen als ein Theil des Nationalgefühles, als ein Familiengefühl verwachsen, und eine Trennung von dem Allen wäre mir wie Felonie und ein Uebergang aus dem Dom von Pisa oder aus der Kathedrale von Parma in einen leeren, weiß angestrichenen Tempel, wäre mir wie ein Lossagen von aller Schönheit und wie eine Verhöhnung meiner ganzen Jugend. Glauben Sie mir, wenn der Italiener von Sinn und Gefühl nicht in eine der weiter vorgeschrittenen Kirchen übergeht, so ist das bei ihm nicht ein Zeichen mangelhafter Erkenntniß. Ich will nicht sagen, daß das Land, welches die Campanella und die Galilei hervorgebracht hat, ewig in dem Glauben verharren werde, der ihm vor tausend Jahren zurecht gemacht worden, aber ich glaube allerdings, daß, so lange jene Zeiten, die so Großes und Schönes geschaffen, unsere schönsten Zeiten sind, sich ein italienisches Herz von Allem, was mit ihnen verwachsen ist, also auch von der katholischen Kirche schwer trennen wird. Ein ungläubiger Katholik Italiens, dem die Unfehlbarkeit des Papstes, überhaupt die Dogmen der römischen Kirche nichts sind, verläßt trotzdem, wenn er die römische Kirche verläßt und in eine der protestantischen eintritt, sehr viel, ohne

etwas dafür zu gewinnen. Wer über die katholischen Dogmen durch eigenes Nachdenken hinausgekommen ist, der ist auch über die protestantischen hinausgegangen. Der Einzelne, der sich reformirt, bleibt nicht auf halbem Wege stehen, wo die Massen, von Predigern geführt, stehen bleiben. Er begeht eine größere Lüge, indem er sich für eine andere Kirche erklärt, als wenn er in der angeborenen bleibt, für die er nicht verantwortlich ist. Die reformirten Kirchen werden darum immer weniger Bekehrungen machen, als die katholische, wenn nicht wieder politische Gründe die Massen in Bewegung setzen und sie ihnen entgegentreiben. Die katholische hingegen wird immer neue Bekehrte aufnehmen, weil Derjenige, der Glaubensbedürfnisse hat, dahin geht, wo sie am stärksten befriedigt werden.

Lachen Sie nicht, daß ich Ihnen wie ein Doktor spreche und gewiß Altbekanntes wiederhole. Mein Geist wie mein Herz sind seit einem Jahre durch meine Lage zu sehr aufgefordert, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen, und es ist natürlich, daß ich Ihnen bei dieser Gelegenheit meine ungefähre Meinung sage, daß ich Ihnen andeute, aus wie vielen Gründen es mir unmöglich ist, ein Wort auszusprechen, das mich von vielen Quälereien befreien und mich zu Ihrer Gattin machen würde. Ich weiß es, wie undankbar meine Verstocktheit ist, wie geringe Früchte sie selbst meiner Eitelkeit tragen kann, da ich dem einen Glauben widerstehe, ohne die Märtyrerin des andern zu sein. Niemand dankt mir mein Benehmen, bei Vielen erweckt es Haß, mich selbst kann es zu Grunde richten und bringt es um mein Glück; aber was ist zu thun? Sagen Sie mir wenigstens, daß ich Recht habe.

Ihre treue Maria.

. . . . 6. April . . . .

Ich habe Sie auf der Treppe gehört, ich habe Ihre Stimme erkannt, mein lieber Freund; ich konnte nicht zu Ihnen eilen, da man in dem Augenblicke, als Sie im Hause erschienen, einen Riegel vor meine Thür schob und ich gefangen war. Ich weinte

vor Sehnsucht nach Ihnen und vor Ingrimm während des ganzen Lärmens auf der Treppe. Ich erfuhr dann von einer Dienstmagd, die mir einige Freundschaft zeigt, daß Sie gekommen sind, um mich zu befreien. Lassen Sie ab, mein Freund, von diesen Versuchen, sie tragen nur dazu bei, mein Loos zu verschlimmern. Oft finde ich jetzt den Riegel vor meine Thüre geschoben; meine Diät wird immer strenger, Herr Besson kommt nicht mehr, um mich zu unterrichten; nicht mehr die Ueberredung — die Gewalt, die Ermüdung soll mich bekehren. Der arme Giorgio, der mit Ihnen auf der Treppe war, ist, wie ich von der Dienstmagd höre, im Gefängniß. Sie wird dafür sorgen, daß diese Zeilen, die ich in Hast schreibe, an Sie gelangen. Thun Sie um Gottes Willen Alles, um Giorgio zu befreien; leider ist er Unterthan des Kaisers, und dieser hat keinen Agenten hier. Zu mir wird man ihn auf keinen Fall mehr lassen, und ich weiß nicht, wie lange unser Briefwechsel noch dauern wird. — Noch Eins: Der Syndik hat der Madame Planteamour einen Mann vors Haus gestellt, der es überwachen und die Schaarwache benachrichtigen soll, sobald ein Versuch zu meiner Befreiung gemacht wird. Madame Planteamour ist die Schwägerin des Syndik. — Noch Etwas: Sie sagte mir, daß ich jeden Gedanken an Flucht aufgeben solle; man kenne mich an allen Thoren, und bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß sie mich zu wiederholten Malen durch sämmtliche Stadtthore geführt, nur um mich den Thorwächtern zu zeigen, damit mich diese im Falle einer Flucht erkennen und aufhalten. Sie sagte es mir übrigens rund heraus, daß jeder derartige Versuch von meiner oder von anderer Seite meinem Schicksale nur eine traurige Wendung geben könne.

. . . . Ende April . . . .

Jetzt, mein Freund, ist es Zeit. Ich gebe Ihnen Vollmacht, thun Sie Alles, was Sie können, um mich zu befreien. Haben Sie keine Rücksicht mehr, auch nicht für meinen Vater. In diesen Wochen, in denen unser Briefwechsel unterbrochen war, habe ich

das Schlimmste erfahren, und ich befinde mich in einer schmachvollen Lage. Madame Planteamour hat mehrere verlorene Geschöpfe in der Straße aufgegriffen, und diese bilden jetzt meine einzige Gesellschaft. Ich werde von ihnen als ihresgleichen behandelt, aber von Madame Planteamour als tief unter ihnen stehend, denn sie geben alle möglichen Versprechungen, die man von ihnen verlangt, und lassen sie neue Triumphe hoffen. Sie genießen innerhalb des Hauses die größte Freiheit, während ich fortwährend wie eine Gefangene gehalten und von ihnen und der Dame des Hauses zu Dienstleistungen gezwungen werde. Es ist mir ein widerwärtiger Anblick, wie diese Mädchen eine jämmerliche Komödie spielen, und wie sich die fromme Dame gerne täuschen läßt .... Ich höre und sehe Dinge, die mich vor mir selbst entwürdigen. Und doch muß ich mich auf die Barmherzigkeit einer dieser Personen stützen, um Ihnen diese Zeilen zukommen zu lassen. Sie ist wahrlich besser als Madame Planteamour und hat es zum Theil aus Güte, zum Theil aus Lust, ihre Bekehrerin zu betrügen, übernommen, einen Boten und eine Gelegenheit ausfindig zu machen. Leben Sie wohl. Ich schäme mich, Ihnen ausführlicher zu sagen, was mich bestimmt, Sie zum Aeußersten, selbst zur Gewalt und zur offenen Empörung gegen Ihren Vater aufzufordern.

Dieser letzte Brief kam Herrn Elie de Chatelard erst spät zu, denn es waren viele Tage vergangen, bis jenes liederliche Frauenzimmer durch einen ihrer Freunde, einen Schiffer aus dem Hafen Genfs, den Brief nach Nyon schicken konnte. Dort, nach der Verabredung, die ich mit Herrn Elie de Chatelard getroffen hatte, fing ich ihn auf, und darauf verging wieder eine geraume Zeit, bis ich den Aufenthalt des jungen Herrn in Genf ausfindig machen konnte. Herr Elie de Chatelard hatte nämlich das Haus seines Vaters, mit dem er sich gänzlich überworfen hatte, seit einigen Wochen verlassen und sich in Genf angesiedelt, um seiner

Geliebten nahe zu sein. Er wohnte in dieser Stadt mit Giorgio, den er aus dem Gefängniß befreit hatte, der sich aber verbergen mußte, weil ihm der Aufenthalt auf dem Gebiete Genfs verboten war. Manchmal, wenn er Entdeckung befürchtete, begab sich Giorgio nach Carouge auf savoyisches Gebiet. Herr Elie de Chatelard, als ich ihm die Zeilen der Gräfin Sassari überbrachte, gerieth außer sich und brach bald in Wuth, bald in Thränen aus. In der jetzigen Lage seiner Geliebten hätte er vielleicht auf die Hülfe des alten Grafen hoffen und ihn bewegen können, sein väterliches Ansehen wieder zu ergreifen, um seine Tochter aus der schmählichen Umgebung, aus den Demüthigungen, mit denen man sie erdrückte, zu befreien; aber er war ferne. Man hatte ihn in einer Sendung religiösen Charakters an die Freunde in den Niederlanden und in Schottland auf Reisen geschickt. Was mich betrifft, ich glaube nicht, daß der Graf Sassari von einigem Nutzen gewesen wäre, denn seit der Abwesenheit seiner Tochter hatte er jeden Willen und jede Selbständigkeit verloren, ja ich glaube, daß sein Geist jede Fähigkeit zu irgend welchem Entschlusse eingebüßt hatte. Wenn ihn die Herren auch immer mit einer gewissen Rücksicht behandelten, so gaben sich doch die Diener auf Mont-Tabor mit Achselzucken und halben Worten zu verstehen, daß Herr Graf Sassari seines Verstandes nicht immer mächtig sei; und sein Umherirren während der Nacht, sein Tage lang andauernder tiefer Trübsinn, in dem er kein Wort hervorbrachte, schienen das zu bestätigen. Aber das gehört nicht hieher.

Herr Elie de Chatelard eilte sogleich in das Haus der Madame Planteamour, entschlossen, um jeden Preis bis zu seiner Geliebten vorzudringen und sie wo möglich sogleich aus dem Gefängnisse zu befreien. Zu seinem Erstaunen fand er jetzt die Thüren offen und das Haus in allen Theilen zugänglich. Madame de Planteamour war ausgegangen und er traf nur jene Personen, die ihm Fräulein Sassari beschrieben hatte. Diese sagten ihm sogleich, daß Fräulein Sassari vor mehreren Tagen aus dem Hause fortgebracht worden, aber sie konnten nicht sagen, wohin, wie

sehr sie es auch offenbar gewünscht hätten, Madame Planteamour zu verrathen. Indessen erinnerte sich eine derselben und zwar dieselbe, welche den Brief besorgt hatte, daß Fräulein Sassari höchst wahrscheinlich über den See gebracht worden, denn sie hatte Tags vorher denselben Schiffer am Hause gesehen, dem sie den Brief übergeben. Darauf hin holte mich Herr Elie an der Kathedrale ab, wo ich ihn erwartete, und wir gingen zusammen hinab an den Hafen. Ich erkannte sogleich den Schiffer, und für ein gutes Geschenk erzählte er bereitwillig, daß er in seinem Kahne vor ungefähr acht Tagen, und während der Nacht, ein Fräulein, das von mehreren Männern begleitet war, über den See nach Nyon gebracht habe. Ich aber wußte, daß Gräfin Sassari nicht auf Mont-Tabor und nicht im Schlosse des Bailly sich befand, und Herr Elie gerieth aufs Neue außer sich, als ihn der Gedanke überfiel, daß sie sich nirgends anderswo, als in jenem Hause der Büßerinnen befinden konnte, welches die Frommen ganz in der Nähe von Nyon erbaut hatten. Er gab mir den Abschied und begab sich sogleich nach Carouge, um Giorgio, der sich eben dort befand, aufzusuchen, da es möglich war, daß er seiner Hülfe bedurfte, und da er sich auf ihn in Allem verlassen konnte, wenn es sich um die Befreiung der Gräfin handelte.

Dieser Gang nach Carouge war für den armen jungen Herrn verhängnißvoll. Bevor ich aber dieß erzähle, muß ich hier einschalten, was ich später erfahren habe. Madame Planteamour, sowie die frommen Herren und die Syndiks von Genf waren wegen der Angelegenheit der Gräfin Sassari besorgt geworden. Giorgio hatte in Carouge erzählt, was vorging; außerdem hatte die Geistlichkeit daselbst bereits erfahren, daß man in Genf eine katholische junge Dame confiscirte und zum Uebertritt zwingen wolle. Die Regierung von Savoyen hatte schon mehrere Male angefragt und sogar gedroht. Genf ist ein kleiner Staat und von Katholiken umgeben, die Syndiks befürchteten große Verlegenheiten und theilten ihre Befürchtungen der Madame Planteamour mit, und in Folge dessen beschloß man, Fräulein Sassari auf Berner Land

zu bringen, weil Savoyen nicht den Muth hatte, sich mit den Berner allmächtigen Herren zu entzweien. Dieß ist die Ursache, warum Fräulein Sassari in das Haus der Büßerinnen nach Nyon gebracht wurde.

Herr Elie de Chatelard fand Georgio zu Carouge in einer Weinschenke, aber er fand dort in seiner Gesellschaft noch einen Anderen, einen merkwürdigen Mann, vor dem damals die ganze Gegend zitterte, und dessen sich die Herren von Genf, die er zu Tode ärgerte, gerne bemächtigt hätten. Es war dieß der Seigneur von Copponex, ein savoyischer Edelmann, der zwar nur geringes, sehr geringes Vermögen, aber ein altes Schloß mit wenigen Ländereien hatte, und welcher sich aus alten Zeiten beinahe ganz unabhängige Souveränitätsrechte bewahrt hatte. Es gab damals noch mehrere solche Herren an den Gränzen zwischen Savoyen und Frankreich. Seigneur de Copponex hielt treu zum Hause Savoyen, seine Familie zeichnete sich immer im Kriegsdienste aus; das Haus Savoyen beschränkte darum seine Rechte nicht und ließ ihn gerne gewähren, weil er vorzugsweise die Republik Genf belästigte. Seit vielen Jahren führte er gegen Genf einen Krieg, wie ihn ehemals die Löffelritter gegen Genf geführt hatten. Er belästigte fortwährend die Gränzwachen, griff das Genfer Gebiet auf den verschiedensten Punkten an, plünderte die Landhäuser und Güter der Syndiks und der Adeligen und zog sich dann auf sein Schloß zurück, wo er sicher war, da ihn die Genfer daselbst nicht angreifen konnten, ohne savoyisches Gebiet zu verletzen. Am Furchtbarsten war er und die kühnsten Thaten führte er aus, wenn die Genfer Herren einen Preis auf seinen Kopf setzten. Dann erschien er plötzlich in der Stadt selbst, stahl irgend etwas, z. B. irgend ein Wappen oder eine Fahne vom Hause eines Syndik, malträtirte irgend einen Beamten, dem er begegnete, und war wieder verschwunden, bevor die Schaarwache gerufen werden konnte. Der Seigneur de Copponex war übrigens in der Umgegend sehr beliebt, da er selten einem seiner Landsleute etwas zu Leide that, im Gegentheil immer mit seiner Hülfe bereit war,

wenn Jemand Unrecht geschah. Er wollte ein Ritter aus alter Zeit sein, der überall das Unrecht bekämpft und den Verfolgten zu Hülfe kommt. Nur in Genf war er verrufen, aber selbst da beim niedern Volke beliebt, und man behauptete, daß er bei seinen Streichen gegen die Syndiks von Genfern unterstützt werde, freilich nur von den Habitants, nicht von den Bourgeois, denn damals begannen schon die Bewegungen der Habitants gegen die Regierung von Genf. Man sagte auch vom Seigneur de Copponex, daß er einen unvergleichlichen Muth besitze und vor keiner Unternehmung erschrecke. Er war zwar zu arm, um sich ein Gefolge, eine kleine Armee zu bezahlen, aber so oft er etwas unternehmen wollte, fand er an den Gränzen und in Genf selbst immer unbeschäftigte Leute genug, die sich ihm anschlossen und die zu Allem bereit waren. Diesen Seigneur de Copponex fand Herr Elie de Chatelard zu Carouge, wie er eben dem Giorgio zu trinken gab und sich von ihm die Geschichte der Gräfin Sassari erzählen ließ. Elie hatte ihn nie gesehen, er hatte von ihm immer nur wie von einem Raufbold, einem rohen Gesellen, wie von einer Art Räuber sprechen hören, und er machte ihm beim ersten Anblick, wie er an dem Tisch der Schenke vor dem Weine dasaß, auch einen Eindruck, der mit dem Gehörten übereinstimmte. Gesicht und Stirn waren von mehreren Narben entstellt, mit einer dicken Haut überzogen und wettergebräunt; seine Kleider hie und da geflickt und im Ganzen vernachlässigt. Ein großer, breiter Degen mit eisernem Griff hing an seiner Seite und im Gürtel trug er zwei gewaltige deutsche Reiterpistolen. Aber sobald ihm der Name Elie's von Giorgio genannt wurde, und er sich erhob, um ihn zu begrüßen, verwandelte sich sein ganzes Wesen. Er war mit einem Male ein anmuthiger Edelmann von den feinsten Manieren, und wie er Elie einlud, mit ihm ein Glas Wein zu nehmen, vergaß dieser, daß er sich in einer schmutzigen Schenke befand, und glaubte der Gast eines großen Herrn zu sein. Ich weiß es nicht, welcher von Beiden das Gespräch auf das Schicksal der Gräfin Maria brachte; wahrschein-

lich war es der Herr de Copponex, da Herr Elie de Chatelard nicht mittheilsamer Natur war. Vielleicht aber hatte doch dieser von einer Sache zu sprechen begonnen, von der ihm eben das Herz so voll war. Auf welche Weise die beiden einander so unähnlichen Edelleute Bundesgenossen geworden, bin ich außer Stande zu erzählen. Der arme Elie war in so trauriger Lage und so verzweifelt, daß er gerne jede Hülfe annahm, die sich ihm bot, und der Seigneur de Copponex machte ihm den Antrag, seine Geliebte auf jeden Fall und mit Gewalt aus den Händen der Feinde befreien zu wollen. Er war ganz Feuer und Flamme, als er von Elie genauer unterrichtet wurde, und seine Begeisterung gewann ihm dessen ganzes Vertrauen. Copponex hatte eben keine Leute zur Verfügung; aber er versprach, in wenigen Tagen mit einer entschlossenen Schaar in Nyon zu erscheinen; Elie solle ihn dann nur dort erwarten, und sie wollten den Streich gemeinschaftlich ausführen. Ich weiß nicht, welches die Absichten Herrn Elie's waren und was er nach der Befreiung seiner Geliebten beginnen wollte. Er kam allein nach Nyon zurück, ließ Giorgio in Gesellschaft des Seigneur de Copponex und miethete sich im Orte ein, ohne nach Mont-Tabor zurückzukehren, da er mit seinem Vater gänzlich entzweit war. Nur einmal im Geheimen kam er in das Landhaus, um auf seiner Stube Waffen zu holen. Ich weiß auch nicht, ob es zufällig oder ob eine Absicht dahinter verborgen war, daß man in diesen Tagen eine Anzahl von Kamisarden in das Haus der Büßerinnen schickte und ihnen die Ueberwachung desselben übergab. Sie zogen von unserem Hofe nicht ab, ohne ihre Waffen mitzunehmen, und als Isabeau sie in Waffen sah, stellte sie sich an ihre Spitze und zog, Psalmen singend, vor ihnen einher. Ich unterließ es nicht, Herrn Elie von all dem in Kenntniß zu setzen; er aber sagte, daß das Haus gestürmt werden müsse, und wenn es von ganzen Armeen besetzt wäre.

In der Nacht vom 1. auf den 2. Juni kam der Seigneur de Copponex vom Jura her in einem Thale hinter Nyon an. Giorgio holte Herrn Elie ab, und die beiden Edelleute, gefolgt

von Giorgio und ungefähr zwölf bis fünfzehn Männern, bewegten sich dem Hause der Büßerinnen entgegen. Dieses stand in der Mitte eines Gartens, der von einer hohen Mauer eingefaßt war. Man war nicht darauf vorbereitet, hohe Mauern zu erklimmen, und rückte daher geraden Weges auf das Thor los, um dieses zu erbrechen, und dann ins Haus einzudringen. Der Seigneur de Copponex trat zuerst an das Gitterthor, rüttelte und zog die Glocke, um den Pförtner auf ritterliche Weise zur Ergebung und Uebergabe des Hauses aufzufordern. Gleich darauf erscholl eine andere Glocke und in demselben Augenblicke erschienen auf der Mauer mehrere Männer, die auf die kleine Schaar feuerten.

„Das wird ernst," rief der Seigneur de Copponex, drang selbst zuerst in die Wohnung des Pförtners, deren Thür er einstieß, und von da in den Hof. Ihm folgten seine Gefährten. Herr Elie de Chatelard hatte sich über die Mauer geschwungen und eilte, ohne sich um alle anderen Vorgänge zu kümmern, geraden Weges in das Haus. Während er über den Hof lief, entspann sich daselbst ein heftiger Kampf zwischen den Leuten des Seigneur de Copponex und den Kamisarden, die, in großer Menge von allen Seiten herbeiströmend, mit Hellebarden, Piken und Schwertern das kleine Häuflein der Abenteurer im Augenblicke zu ersticken drohten. Seigneur de Copponex erkannte die Gefahr, erkannte, daß die ganze Unternehmung verrathen war, und da schon zwei seiner Leute blutend am Boden lagen, gab er das Zeichen zum Rückzug und führte sein Häuflein durch das Gitterthor, das er indessen von innen geöffnet hatte, wieder ins Freie. „Ma foi," sagte er, „fünfundachtzig Sous wären für diese armen Leute" — er meinte seine Angeworbenen — „ein viel zu geringer Preis bei einer verrathenen Unternehmung." Vor dem Hause angekommen, zerstob die Schaar zwischen Hecken und Feldern, und den Kamisarden, die ihnen, immer von Isabeau geführt, nachjagten, blieb nichts zu verfolgen übrig. Einen Psalm anstimmend, als hätten sie ein heidnisches Heer vertilgt und die Ehre Gottes neu erhöht, kehrten sie auf den Hof und

in das Haus zurück. Sie glaubten Alles beendet, als ihnen aus dem Innern Geschrei und Lärm entgegentönte. Herr Elie de Chatelard, der sich wohl früher nach Mancherlei erkundigt haben mochte, eilte geraden Weges auf eine große Stube im Hause der Büßerinnen zu und erbrach die Thüre. Er stand in einem Saale, welcher von mehreren Betten eingenommen war, in denen einzelne Mädchen aufrecht saßen und ängstlich dem Lärme horchten, der aus dem Hofe herausdrang. Er rief: „Maria!“ und seine Geliebte sprang ihm in demselben Augenblicke entgegen. Er hob sie auf seine Arme und eilte sogleich mit ihr zurück über den Gang und die Treppe hinab, als sich ihm ein ganzer Knäuel von Weibern und Männern entgegenwarf. Er konnte Marien nur noch mit einem Arme umschlingen, während er sich mit dem Degen einen Weg zu bahnen suchte. Der Haufe stob wohl auseinander, wo er ihm seinen Degen entgegenstreckte; aber die Weiber klammerten sich an Marien und zerrten an ihr, um sie von Elie loszureißen. Trotzdem konnte Elie bis an die Thüre des Hauses vordringen. Aber er hatte dazu viel Zeit gebraucht, und noch bevor er die Schwelle überschreiten konnte, kamen die Kamisarden triumphirend und Psalmen singend zurück. Isabeau, die, mit einer Fackel in der Hand, an ihrer Spitze stand, erkannte zuerst Elie und Maria, und mit dem Rufe: „Hier sind die Sünder!“ stürzte sie sich auf Marien mit solcher Gewalt, daß sie diese und Elie zugleich niederriß. Aber Elie gab darum den Kampf noch nicht auf. Er erhob sich rasch, und mit der einen Hand rückwärts greifend, erfaßte er den struppigen Kopf der Prophetin, die er so von Marien losriß, und drang er mit der Rechten, die immer noch den Degen hielt, auf die Kamisarden ein. Der Vorderste taumelte, am Halse verwundet, zu Boden, aber in demselben Momente fielen die langen Hellebarden der Kamisarden auf Elie's Kopf nieder, und er sank unter der Menge der Hiebe.

Der Angriff auf das Haus der Büßerinnen, das Glockenläuten daselbst, der ganze Lärm des Kampfes, das Geschrei und die Gesänge der Kamisarden hatten den Flecken geweckt. Alles

strömte dem Hause der Büßerinnen zu, und unter der Menge auch einige Diener von Mont-Tabor und endlich auch die Wache des Schlosses, die der Bailly abgeschickt hatte. Die Diener erkannten ihren jungen Herrn und hoben ihn auf, um ihn in das väterliche Haus zu tragen; aber dem widersetzten sich die Trabanten des Bailly, und erlaubten ihnen nur, bei ihm zu bleiben, bis sie ihn ins Gefängniß des Schlosses gebracht. Denn sie hatten Befehl, Alles zu verhaften, was an dem nächtlichen Angriff Theil genommen.

Am folgenden Morgen kam Herr von Wattewyl, der Bailly von Nyon, nach Mont-Tabor, um Herrn de Chatelard persönlich Bericht zu erstatten und ihm zu sagen, daß sich sein Sohn schwer verwundet im Gefängnisse des Schlosses befinde. Er habe Bewaffnete und Fremde zu einem räuberischen Angriffe auf Berner Gebiet geführt, und könne, wenn er mit dem Leben davon komme, sowohl als gemeiner Räuber, wie als Rebell, Hoch- und Landesverräther behandelt werden, je nach dem weisen Ermessen der großmächtigen Herren von Bern. Herr de Chatelard erwiderte mit großer Ruhe: der Herr habe ihn schon einmal in seinen Kindern heimgesucht; er ergebe sich zum zweiten Male ebenso demüthig in den Willen des Herrn wie das erste Mal. Er sei nicht so verwegen, der Weisheit der großmächtigen Herren von Bern irgend etwas vorzuschreiben oder zu rathen.

Ungefähr drei Wochen nach jener Nacht glaubte man Herrn Elie de Chatelard ohne besondere Gefahr für sein Leben nach Bern bringen zu können, um ihm daselbst seinen Prozeß zu machen. Während des Prozesses, der auf Landesverrath und Aufruhr mit bewaffneter Hand lautete, erhielt Herr de Chatelard von den großmächtigen Herren von Bern eine Zuschrift, in welcher gesagt war, daß das Gericht gern bereit sei, seine Verdienste und den Adel seines Hauses zu berücksichtigen und nach Vollendung des Prozesses dem Verbrecher jede Gnade angedeihen zu lassen, die Herr de Chatelard selbst verlangen werde. Herr de Chatelard antwortete und zwar durch meine Hand, so daß ich diese Antwort genau kenne und sie verbürgen kann: Herr Elie de

Chatelard sei ein Rebell gegen die Herren des Landes und gegen die väterliche Autorität, und es sei leider anzunehmen, daß er, angesteckt von jener verstockten Papistin, Gräfin Maria Sassari, sich auch gegen die reine Lehre Gottes empöre. Diese drei monströsen Verbrechen an göttlichen und menschlichen Gesetzen müßten gestraft werden. Indessen bitte er die großmächtigen Herren als liebender Vater, seinem verirrten Sohne Zeit zur Reue und zur Umkehr zu gestatten und ihm demgemäß das Leben zu fristen. Er, Herr de Chatelard, werde die Anerbietung der Gnade wie ein kostbares Geschenk für jene zukünftige Zeit aufbewahren und davon Gebrauch machen, wenn sein Sohn, durch Leiden geläutert, solcher Gnade würdig befunden werde. Auf diese Antwort des Herrn de Chatelard wurde Elie zum Tode verurtheilt, dann begnadigt und in die Feste Aarburg auf unbestimmte Zeit in Haft gebracht. Die Haft dauerte nur drei Jahre. Herr Elie de Chatelard, der, krank und immer an seinen Wunden leidend, in ein schlechtes, feuchtes, ungesundes Gefängniß gebracht wurde, konnte trotz seiner Jugend nicht lange widerstehen. Er starb, nicht volle dreißig Jahre alt im Gefängniß.

Der Seigneur de Copponex vergaß es nicht, daß er die Befreiung der Gräfin Maria Sassari versprochen hatte; aber wohl einsehend, daß die Befreiung nicht mit den Waffen in der Hand, wie in jener Nacht, bewerkstelligt werden könne, und wissend, daß er jetzt der einzige Vertheidiger der Gräfin war, begab er sich mit Giorgio, der damals mit ihm entwischt war, nach Turin, und von diesem treuen Diener geleitet, suchte er alle Freunde der Gräfin Sassari auf, um ihr Schicksal zu erzählen und zu ihrer Befreiung aufzustacheln. Auch an den König gelangte so in Folge der unermüdlichen Bestrebungen des Seigneur de Copponex die Erzählung von den Leiden Maria's, und er schwor, Alles zu thun, um die Unglückliche zu befreien. Aber der Krieg, der damals zwischen Haus Oesterreich und Frankreich wüthete und den König von Sardinien selbst den beständigen Wechsel des Glückes erfahren ließ, brachte die Geschichte der Gräfin Maria

Sassari wieder in Vergessenheit. Der Seigneur de Copponex, verzweifelnd, auf diesem Wege seinen Zweck zu erreichen, war aber daran, mit Anstrengung seiner letzten Mittel eine neue bewaffnete Unternehmung vorzubereiten, als er durch seine Späher, die er zu diesem Zwecke ausgeschickt hatte, erfuhr, daß Gräfin Maria weiter hinein ins Berner Land gebracht wurde. Ich darf es jetzt nach vielen Jahren hier niederschreiben, daß ich es war, der ihm diese Nachricht zukommen ließ, und daß er über das Schicksal der Gräfin überhaupt Vieles durch mich erfuhr.

In Folge jener Veränderung mußte er seine bewaffnete Unternehmung wieder aufgeben, da es nicht möglich war, so weit in das Land vorzudringen. Er ging wieder nach Turin, um auf alle Weise in dieser Sache zu wirken. Aber erst als in Utrecht Friede geschlossen wurde, gelang es ihm, den König dahin zu bringen, daß er seine Unterthanin mit Kraft von Bern zurückverlangte. Es wurden eigens zwei adelige Herren vom Hofe als Kommissäre nach Bern geschickt und diesen endlich die Gräfin Maria Sassari übergeben, volle neun Jahre, nachdem sie der Madame Planteamour ausgeliefert wurde. Als sie in Turin ankam, hielt sie Jedermann für eine Dame von wenigstens fünfzig Jahren; so sehr war sie in dieser Zeit gealtert. Ihre Haare waren grau und ihr Gesicht hatte so viele Falten, wie das Gesicht einer Matrone. Die Königin wollte sie zu ihrer Hofdame machen, und die Priester sie als eine Märtyrerin des Glaubens feiern; sie aber wies alle diese Ehren von sich und zog sich mit einer Pension von zweitausend Liren, die ihr der König auszahlen ließ, in das Thal von Aosta zurück, wohin ihr ihr treuer Diener Giorgio folgte, um sie nicht zu verlassen bis zu ihrem Tode. Dieser erfolgte schon im Jahre 1720, wie ich vom Seigneur de Copponex erfahren habe. Der alte Graf von Sassari ist nie wieder aus Schottland zurückgekehrt, und ich habe nie erfahren, wie es mit ihm endete.

Dieß ist eine der merkwürdigen Geschichten, die ich als Diener hoher Herrschaften mit erlebt habe.

Bei Kunstreitern.

Man kann auch in einer holländischen Stadt glücklich sein, selbst wenn diese Stadt ihre historische Größe und Bedeutung längst eingebüßt hat; selbst wenn zwischen dem ordentlichen Pflaster dieser Stadt das Gras wächst, und selbst wenn sie nur von Holländern bewohnt ist. Ich war um so glücklicher in einer solchen Stadt, die ich nicht nennen will, als ich daselbst eine liebenswürdige deutsche Familie kannte, welche sich hier angesiedelte, um die vor Kurzem angeerbten Güter und deren Verwaltung in der Nähe überwachen zu können. Ich hatte sie auf einer Lustreise kennen gelernt, war von ihr eingeladen und, als ich der Einladung ein Jahr später folgte, mit einer Herzlichkeit empfangen worden, mit der man nur einen lieben Anverwandten empfängt. In solcher Fremde, in der man mit Sitten und Charakter der Einheimischen nichts gemein hat, ist jeder Landsmann ein Anverwandter, abgesehen von dem Interesse, das man für Reisebekanntschaften empfindet, deren Andenken sich sehr vortheilhaft mit den Erinnerungen einer schönen Lustreise verknüpft und mit diesen identisch wird. Was mich betrifft, ich bedurfte dieser Erinnerungen nicht, um mich zu der deutschen Familie hingezogen zu fühlen und um der Einladung, ungeachtet eines großen Umweges, sobald als thunlich zu folgen. Fräulein Else, die Tochter des Hauses, wäre stark genug gewesen, mich in viel unwirthbarere Gegenden zu locken. Sie hatte während der kurzen

Reise mit ihrer lebhaften Anmuth, mit ihrem lieblichen Wesen mein ganzes Herz gewonnen, und die Briefe, die ich während unserer Trennung von ihr erhielt, waren nicht geeignet, ihr Andenken in mir ersterben zu lassen. Auf den verschiedensten Wegen, in den verschiedensten Gegenden, in den fernen Pyrenäen, wie in dem traurigen Irland erheiterten sie mich und gaben mir das Bewußtsein, dessen der Wanderer so sehr bedarf, daß es irgendwo auf Erden einen Punkt gibt, da man gerne gesehen ist, da man gemüthlich ausruhen könnte. Je größer die Anzahl dieser Briefe wurde, desto größer wurde in mir die Sehnsucht nach dieser gemüthlichen Rast, und von Irland kommend, vernachlässigte ich die Schönheiten Schottlands, um mich so rasch als möglich in Leith nach Holland einzuschiffen.

Seit vierzehn Tagen weilte ich bereits bei meinen Reisebekannten, und sie waren mir schon mehr als Gastfreunde. Der Vater gehörte seinen landwirthschaftlichen Sommerbeschäftigungen an, da er als neuer Gutsbesitzer in einem fremden Lande die hiesige Art der Oekonomie mit deutscher Gründlichkeit studiren wollte. Er verbrachte den größten Theil seiner Zeit auf den Feldern und überließ mich seiner Tochter, die, da die Mutter längst gestorben war, dem Hauswesen vorstand. Noch mehr als für dieses Vertrauen war ich ihm für die Freuden, für die tiefen Herzensergüsse dankbar, die mir dieser ungestörte Umgang mit dem ebenso schönen als liebenswürdigen Mädchen verschaffte. Wir ritten zusammen aus, wir lasen, wir plauderten, wir glaubten einander bis in die geheimsten Winkel unseres Herzens zu kennen und empfanden Beide die schöne Genugthuung, durch diese nähere Bekanntschaft Eines in des Andern Auge nichts verloren zu haben. Die Heiterkeit unseres Umganges war uns dessen sichere Bürgschaft.

An einem schönen September-Nachmittage folgten wir, trotz einigem Widerstreben, der Einladung mehrerer junger Männer, die in der Stadt den Ton angaben und uns schon mehrere Male aufgefordert hatten, mit ihnen einen Ritt nach einem der schönen

Punkte der Umgegend zu machen. Wir ritten wohl an zwei Stunden starken Trabes ins Land hinein, ohne eine Veränderung der Szenerie zu bemerken. Man kann in Holland eine Stunde lang selbst auf der Eisenbahn die Augen im Schlafe schließen, ohne beim Erwachen zu bemerken, daß man nur wenige Schritte weiter gekommen. Ein Kanal, auf dem sich eine Treckschuite langsam fortbewegt, ein Garten mit ölbestrichenem Stacket, eine Wiese mit wenigen Kühen, am Horizont eine unendliche Reihe von Windmühlen, die langweilig ihre Flügel bewegen — das ist die Landschaft, der man noch häufiger in der Natur als auf der Leinwand der holländischen Maler ins Gesicht blickt. Auf unserem Spazierritt war es nicht anders. Die Pferde bewegten sich, die Sträucher rechts und links flogen an uns vorbei — die Landschaft blieb dieselbe. Wir hielten vor einem Weghause, das, etwas höher gelegen, die Aussicht über eine größere Anzahl von Kanälen und Windmühlen gewährte, außerdem seines guten Käses, seines trefflichen Thees und seines guten Weines wegen berühmt war; vor seiner Thür kreuzten sich mehrere Land- und Wasserstraßen, und es war hier etwas lebhafter, als sonst im offenen Lande dieses dem Meere abgerungenen Sumpfbodens.

Die Jugend der . . . . . . r guten Gesellschaft fand an dem Champagner so großes und dauerndes Gefallen, daß es ziemlich spät wurde, ehe man sich auf den Weg machte und mehrere unserer Begleiter nur mit großer Schwierigkeit im Sattel die rechte Stellung fanden. Es ging beim Aufsitzen, trotz der Gegenwart mehrerer Damen, so lärmend her, daß demnächst Rohheit zu befürchten war. Else entschloß sich kurz, gab ihrem Pferde die Sporen und galoppirte vorwärts. Ich folgte ihr und bald hatten wir die ganze Gesellschaft weit hinter uns. Wir verloren nicht viel dabei, denn seit Stunden drehte sich das Gespräch um nichts Anderes, als um Pferde und Pferdezucht, und daran anknüpfend, um eine Kunstreiter-Gesellschaft, die man in diesen Tagen in Amsterdam erwartete und um die Heldin des Cirkus, die Laurabella. Es that uns so wohl, nach mehreren geräusch-

vollen Stunden wieder allein zu sein, daß Else einen Nebenweg einschlug, der uns, wenn auch mit einigem Zeitverlust, doch sicher nach Hause bringen und vor der Wiedervereinigung mit der Gesellschaft hüten sollte.

Aber Else mußte sich geirrt haben, denn wir ritten und ritten, freilich in behaglichem Schritt, der ein ebenso behagliches Gespräch erlaubte, ohne in bekannte Regionen zu kommen. Die Tage waren schon kurz und die Nacht war da, ehe wir uns ihrer versahen. Mit der Nacht waren plötzlich schwarze Gewitterwolken heraufgezogen, und bald sahen wir den Weg nur vermittelst des Blitzes. Schon tröpfelte der Regen herab, wir gaben den Pferden die Sporen, schon strömte es vom Himmel, und Donnerschlag folgte auf Donnerschlag. Wir befanden uns in einer Lage wie Dido und Aeneas und hatten uns außerdem verirrt. Else hatte sich zu sichere Kenntniß des Landes zugetraut, und selbst bei der besten Kenntniß wäre es in dunkler Nacht und bei strömendem Regen schwer gewesen, sich zurecht zu finden. Die Straße lief in vielfachen Mündungen zwischen Kanälen und Gräben hin; wir mußten ihr folgen, da es in keinem Lande so schwer ist, wie in Holland, querfeldein den Weg abzukürzen oder eine Zuflucht zu suchen. Erst nach einem Ritt, der uns bei den vielen Unannehmlichkeiten sehr lang erschien, entdeckten wir rechts von unserem Wege, etwa zweihundert Schritte weit von uns, ein Licht, das unregelmäßig aus Fenstern und Spalten eines Gebäudes zu dringen schien. Glücklicherweise führte an dieser Stelle eine Brücke über den Kanal und vom Kanal aus ein Weg dem Lichte entgegen. Wir folgten diesem Wege und kamen an ein Thor, das eine Stacketenwand schloß, und wir vermutheten, daß das Gebäude, aus dem das Licht kam, eine Scheune sei, wie sie sich auf den großen eingezäunten Wiesen Hollands zu finden pflegt. Auch eine Scheune war uns bei dem immer heftiger strömenden Regen als Zufluchtsstätte höchst willkommen. Ich stieg ab, öffnete das Stacketenthor und führte mein und Else's Pferd der Scheune entgegen. Der Weg führte gerade an das Scheunenthor, dennoch

mußte ich lange klopfen, bis es geöffnet wurde, denn der Lärm des Donners, der noch immer grollte, des strömenden Regens, verbunden mit Pferdewiehern und Gestampf, welches zugleich mit einem höchst eigenthümlichen Gesummse und vielstimmigen Gesang aus dem Innern der Scheune kam, machte, daß mein Klopfen und Rufen nicht gehört wurde. Endlich wurde geöffnet. Ein kleiner brauner Junge sah uns mit großen schwarzen Augen an, verstand uns bald und lud uns ein, so rasch als möglich einzutreten, indem er Fräulein Else mit vielem Geschick vom Pferde half, während er zugleich den Zaum meines Thieres ergriff. Dieses schien erschrocken über den Anblick, den das Innere der Scheune bot; aber der Junge behandelte es als ein Mann, der sich auf wilde Pferde versteht, und brachte es rasch wieder zur Ruhe. Er führte die Thiere in die Scheune und wir folgten ihm.

Ein wunderbares Schauspiel erwartete uns, ein Schauspiel, das uns Beiden ein erstauntes Ach! ebenso schnell hervorrief als unterdrückte. Die ganze Scheune bildete einen einzigen, großen, weiten, ungetheilten Raum; auf diesem weiten Raume boten sich die verschiedensten Gruppen in verschiedener Beleuchtung. Beinahe die ganze Hälfte der Scheune rechts vom Thor, durch das wir eintraten, war von Pferden der verschiedensten Größen und Racen eingenommen, von denen einige aus Trögen fraßen, andere neugierig und klug den Neuangekommenen entgegensahen, noch andere bereits auf dem Stroh lagen, um, wie es schien, nach langem, ermüdenden Marsche auszuruhen. Einzelne Stalllaternen an den Wänden und Holzpfeilern beleuchteten sie und einzelne Männer, die zwischen ihnen und hinter ihnen auf dem Stroh lagen, mit dämmerigem Lichte. Die Männer erfreuten sich eines tiefen Schlafes, trotz dem Lärm des Ungewitters und der mannigfachen Töne, die sich in der Scheune selbst hören ließen. Eigenthümlicher aber war der Anblick, den der Winkel links am andern Ende der Scheune gewährte. Dieser war in volles Licht getaucht, und dieses Licht kam von den vielen Stall-

laternen, die dort an den Holzwänden angebracht waren, von zwei großen Kerzen, die vor einer Art improvisirten Betpultes brannten, und von zehn bis zwölf großen, gelben, aus rohem Wachs gekneteten Wachskerzen, die alle zusammen in einem mit Sand angefüllten Futtertroge rechts vom Betpulte staken. In dieser hellerleuchteten Abtheilung der Scheune stand eine höchst auffallende Versammlung von Männern. Sie alle hatten weiße wollene oder damastene, von schwarzen oder blauen Bändern eingefaßte Mäntel umgeworfen, von deren Ecken vier gleichmäßig gebundene, längliche Wollfadenbüschel herabfielen und die oben, an dem Theile, der den Nacken bedeckte, mit silbernen oder goldenen Tressen besetzt waren. Mehrere dieser Männer trugen unter dem Mantel lange, weiße, leinene Kittel, die faltig bis über die Knöchel herabfielen, geschlossen und in der Mitte vermittelst einer Schnur am Leibe festgehalten waren. Der Mann, der in einem solchen Kittel an dem Betpulte, in der Nähe der Wachskerzen stand, hatte die Brust mit einem aus Silbertressen zusammengesetzten viereckigen Schilde geziert. Die Männer in den Kitteln trugen auf dem Kopfe weiße Hauben, die zum Theil mit Stickereien bedeckt waren; die andern hatten Hüte oder gewöhnliche Mützen auf. Sämmtliche Männer standen in einer Richtung dem Betpulte zugekehrt. So stille als sie dastanden, so stille saßen hinter ihnen auf ausgebreitetem Stroh mehrere Weiber und Mädchen, deren manche ein schlafendes oder wachendes Kind auf dem Schooße oder in den Armen hielt. Der weibliche Theil der Versammlung hatte, das andächtige Schweigen abgerechnet, nichts Feierliches oder Festliches. Die Frauen und Mädchen waren im äußersten Negligé; sie lagen oder saßen höchst ungezwungen auf dem Stroh, die Haare ordnungslos zurückgestrichen, oder über Brust und Schulter herabfallend, die gewöhnlichsten Werktagskleider nach Bequemlichkeit lose gemacht oder verschoben. Hinter dieser Gruppe, ganz nahe dem Thore, stand eine lange Reihe von Kasten und Kisten, welche theilweise geöffnet waren und einen Blick in ihr Inneres gestatteten. Da

waren die phantastischsten männlichen und weiblichen Trachten aufgehäuft, welche alle Farben spielten und meist mit Goldtressen, Schleifen und allerlei schimmerndem Geflimmer geschmückt waren. Zwischen den Kisten ordnungslos zerstreut lagen und ragten hervor allerlei buntbemalte Reifen, Stangen, Fahnen und anderer ähnlicher Hausrath wandernder Kunstreiter-Gesellschaften.

Es war kein Zweifel: wir befanden uns bei einer Kunstreiter-Gesellschaft und zwar höchst wahrscheinlich bei der im Lande berühmten Truppe Wullenwebers, deren Ankunft seit mehreren Tagen in Amsterdam erwartet wurde. Das erkannten wir sogleich bei unserem Eintritt; aber die in dem beleuchteten Winkel stehenden, in Todtenhemden gehüllten Männer, ihr stilles Gebahren und die sonderbare Beleuchtung blieben Elsen noch immer ein Räthsel. Sie wandte sich mit erstaunt fragendem Gesichte zu mir. „Merken Sie es nicht?“ flüsterte ich, der größte Theil der Gesellschaft besteht aus Juden; sie feiern den Vorabend des Versöhnungstages. Der Vorsänger verrichtet jetzt sein stilles Gebet, daß ihn Gott würdig mache, der Gemeinde vorzubeten, und seiner Lunge Kraft gebe. Wenn dieß vollendet ist, wird er zu singen anfangen; achten Sie auf die Melodie, Else, sie ist höchst originell und rührend.“

„So!“ lispelte Else ängstlich und neugierig zugleich und näherte sich der Gruppe der Weiber. Eine derselben, die auf einem Strohbunde saß und einen Säugling an der Brust hielt, rückte etwas bei Seite und lud sie ein, sich zu setzen, sprach aber nur leise, wie um die Andacht der Andern und ihre eigene nicht zu stören. Ihr ganzes Wesen war das einer guten und besorgten Mutter aus dem Volke. Ihre Aufmerksamkeit war sehr getheilt zwischen der religiösen Andacht und der Sorgfalt für das Kind, das sie verhüllt und mit Tüchern bedeckt am Busen hielt. Von Zeit zu Zeit hob sie eines der Tücher und blickte mit schmerzlichem Ausdruck auf das bleiche, offenbar kranke Gesicht des Kindes. Bei jeder Bewegung desselben zitterte sie am ganzen

Körper und ließ das hebräische Buch, das aufgeschlagen auf ihren Knieen lag, auf den Boden fallen, ohne es zu beachten, mit wie großer Frömmigkeit sie es auch jedes Mal aufhob, so oft das Kind ruhig wurde. Sie führte dann das Buch an die Lippen und küßte die hebräischen Lettern. Sie war auch gekleidet wie eine Frau aus dem Volke. Ein großes Tuch, dessen einer Zipfel über den Rücken herabfiel und das unter dem Kinn zusammengebunden war, bedeckte Kopf und Haare, welche letztere trotzdem schwarz und in dicken, aufgelösten Scheiteln auf die blassen Wangen hervorquollen. Ein gewöhnliches, sehr schlichtes, braunes Kattunkleid, das in der Mitte von einem dünnen Tuche zusammengehalten war, bedeckte die Gestalt, die die Fülle einer Frau in den besten Jahren verrieth. Nur die schwarzen, glühenden Augen hatten etwas, was mit der hausmütterlichen und zugleich frommen Situation der Frau nicht zusammengestimmt haben würde, wenn sie nicht der Ausdruck sanfter Trauer gemildert hätte.

Else sah das schöne, verblühte Gesicht der ebenso zärtlichen als frommen Mutter anfangs mit mitleidigen Blicken an, nach und nach schien sich das Mitleid in ein gewisses Interesse, selbst in Erstaunen zu verwandeln. Endlich, nachdem sie die Frau wiederholt beobachtet, schien sie ihrer Sache gewiß zu sein, und raunte mir ins Ohr: „Wissen Sie, wer die Frau ist?"

Ich schüttelte den Kopf.

„Laurabella!" flüsterte Else weiter. „Weiß der Himmel, es ist die Laurabella, die große Laurabella, das erste Sujet der Gesellschaft, die berühmte Reiterin, der Liebling des Publikums und das Ziel aller Stutzer, die Rivalin der Cuzent und heute so berühmt, wie vor einigen Jahren Landrinette und Adelheid Hinne. Eine Heroin des Circus; — seit vierzehn Tagen schlagen ihr in Amsterdam tausend Herzen voll Sehnsucht entgegen. Die kennen Sie nicht? Sie sind sehr zurück."

Während mir Elso so ins Ohr flüßerte, fing das Kind zu weinen an. Laurabella erhob sich und ging an das Thor, so

fern als möglich von der betenden Gemeinde, und lief dort tänzelnd auf und ab, indem sie das Kind auf den Armen wiegte. Else folgte ihr voll Neugierde und wie unwillkürlich. Als das Kind wieder ruhiger wurde und Laurabella am Scheunenthor in einem Winkel stehen blieb, näherte sie sich mit jener Neugierde, welche die Frau der guten Gesellschaft der Frau gegenüber, die einer abenteuerlichen Welt angehört, immer empfindet und der sie gerne den Zügel schießen läßt, wenn es die Umstände erlauben.

„Ihr armes Kind ist krank?“ fragte sie theilnehmend.

„Seit mehr als acht Tagen,“ seufzte die Angeredete; „das arme Würmlein, wie soll es genesen? Seit fünf Tagen sind wir auf der Reise — keine Ruhe, keine Pflege möglich — kaum daß ich mit einem Arzte sprechen konnte.“

Sie sagte das Alles so traurig und in kurzen, abgebrochenen Worten, daß Else's Theilnahme sich in wahrhaftiges Mitleid verwandelte.

„Nun,“ sagte sie tröstend, „Sie gehen ja nach Amsterdam, so viel ich weiß; dort finden Sie Aerzte und werden das Kind in Ruhe pflegen können.“

„Wenn wir nur erst dort wären! Wir bewegen uns mit unseren Pferden und dem ungeheuern Gepäck so langsam fort, und morgen müssen wir des Feiertages wegen hier rasten.“

„Könnten Sie nicht voraus reisen?“

„Wir dürfen nicht reisen an einem so hohen Feiertag, mein Fräulein; es ist der Versöhnungstag, der höchste und strengste Feiertag der Juden.“

„Ich glaubte immer, Sie wären eine Spanierin?“ sagte Else in fragendem Tone.

Laurabella lächelte. — „Eine Spanierin bin ich nur auf der Affiche und nur auf der Affiche heiße ich Laurabella. Im Leben heiße ich Jettchen Mannheimer und bin aus Paderborn. Das thut man so. Für Jettchen Mannheimer hätte sich kein Stutzer der Welt interessirt, aber Sennora Laurabella aus Valencia ist schnell berühmt geworden.“

Laurabella schien bereit, noch Manches in ironischem Tone ihrer Rede hinzufügen zu wollen, aber sie unterbrach sich plötzlich und ging rasch auf ihren vorigen Platz zurück, denn das Gebet begann.

„Jetzt horchen Sie!" sagte ich zu Else.

Der Vorsänger hatte sein stilles Gebet vollendet und begann das laute, das mit den Worten anfängt: „Alle Gelübde, alle Schwüre."

Die traditionelle Melodie dieses Liedes, die vielleicht Jahrhunderte alt, ist überaus melancholisch, sanft und herzergreifend, wenn sie von einem geschickten Sänger vorgetragen wird. Herr Wullenweber, der Direktor der Kunstreitergesellschaft, der den Vorbeter machte, schien musikalischen Sinn zu haben, denn er machte sie in ihrer ganzen tiefen Melancholie geltend. Kaum hatte er einige Takte gesungen, als bereits die Weiber zu schluchzen anfingen und selbst einige der betenden Männer, die vor ihnen standen, tiefe Seufzer ausstießen. Bald erscholl lautes Weinen und mit solcher Heftigkeit, als wäre es den Betenden nicht möglich, das überwallende Gefühl zurückzudrängen. Die christlichen Mitglieder der Truppe, die da und dort in der Scheune auf dem Stroh lagen, erhoben die Köpfe und blickten die zerknirschten und weinenden Beter mit eben so viel Erstaunen an, wie meine Begleiterin.

„Was mögen nur die hebräischen Worte sagen, die der Vorbeter singt?" fragte Else.

„Diese Worte," antwortete ich ihr, „haben eigentlich nichts, was die Beter so sehr rühren könnte, auch verstehen sie sie nicht."

„Warum weinen sie denn so sehr? Die Melodie ist zwar sehr originell und rührend, aber doch nicht so sehr aufregend."

„Mein Fräulein," sagte ich, indem ich mich zu ihr setzte, „die große Feier beginnt. Morgen ist der große Gerichtstag, da tritt der Böse vor den Herrn und klagt an, gerade so, wie Sie es aus dem Faustprolog im Himmel kennen. Morgen werden die Schicksale der Menschen für dieses ganze Jahr festgestellt, in

ein Buch geschrieben und besiegelt. Morgen werden die Sünden vergeben oder die Strafen für die unverzeihlichen bestimmt von Gott, dem Allmächtigen. Da wird bestimmt, wer durch Feuer, wer durch Wasser, wer durch Pest rc. zu Grunde gehen soll — da wird jegliches Glück und Unglück verhängt. Alles Elend, das diese Elenden in diesem vergangenen Jahre getragen, ist ihnen so am letzten Versöhnungstage verhängt worden. Nun, mit dem Beginn der Feier, erinnern sie sich plötzlich aller Drangsale, aller Mühseligkeit, aller Verluste, aller Schmerzen und, ach, aller Verachtung, die sie in diesem Jahre getragen. Sie weinen vor Gram über Vergangenes und vor Angst vor dem Zukünftigen. O, ihre Herzen sind in diesem Augenblicke vom gesättigtsten Kummer erfüllt; alle Leiden des Menschen, alle Leiden ihres Standes, und vorzugsweise alle Leiden des Juden stehen jetzt in Schaaren vor den Augen ihrer Seele."

„Sie sind ein Poet," sagte Else lächelnd, „glauben Sie, daß Laurabella, die als Sylphe durch sechs Reifen springt und vier Pferde zugleich reitet, dasselbe fühlt?"

„Sehen Sie die Laurabella jetzt an," antwortete ich.

Laurabella hielt mit beiden Armen das Kissen umklammert, in welches ihr Kind gehüllt war, und hielt sich so vorgebeugt, daß ihre Wange auf dem Kissen ruhte. Das Tuch war ihr halb vom Kopfe gesunken und ihre dicken, schwarzen Haare fielen wie ein schwarzer Schleier über das helle Gesicht. Ihr ganzer Körper zuckte krampfhaft unter dem Schluchzen, das aus tiefstem Herzen zu kommen schien, während das Kissen, auf dem ihr Kopf lag, von Thränen naß war.

„Sonderbar," sagte Else kopfschüttelnd, „wer hätte sich Laurabella jemals so vorgestellt? Und Sie, lieber Freund, was ist Ihnen? Sie sehen ja eigenthümlich aus."

„Vielleicht etwas ergriffen," sagte ich und legte mein Gesicht in beide Hände.

Indessen war jenes Lied zu Ende gesungen; es folgten andere, dann wieder Gebete, die entweder still oder etwas lauter

monoton hingemurmelt wurden. Das Ungewitter hatte sich auch beruhigt und der Regen fiel klopfend auf die Holzdecken der Scheune. Der Regen, das Murmeln der Beter, die Athemzüge der Schläfer woben, da auch das heftige Weinen aufgehört hatte, durch das ganze Gebäude ein traumhaftes Gewebe von Tönen. Ich brütete, vertiefte mich in alte Erinnerungen und empfand endlich ein so schmerzliches Behagen, daß ich selbst ungeduldig wurde, wenn mich Else mit Fragen nach diesem und jenem im jüdischen Kultus oder auch den Ursachen meiner Vertiefung störte. Als dann der Vorsänger das Lied begann: „Wie der Thon in der Hand des Töpfers, wie das Silber in der Hand des Goldschmieds, so sind wir in der Hand des Schöpfers," fiel ich mit halber Stimme ein und sang zum größten Erstaunen Else's die Melodie mit, wie eine altbekannte.

„Woher kennen Sie das Alles so genau?" fragte sie, „und überhaupt was ist Ihnen? Sie sind, wie ich Sie nie gesehen habe, aufgeregt, vertieft, gerührt, als ob Ihnen plötzlich ein Unglück geschehen wäre, erklären Sie mir —"

„Kommen Sie," erwiderte ich, indem ich aufstand, „der Regen hat aufgehört; sind wir in freier Luft, will ich Ihnen erklären."

Wir sagten noch Laurabella Adieu, schwangen uns auf die Pferde, die derselbe Junge uns vorführte, der sie uns abgenommen hatte, gaben diesem ein Trinkgeld und trabten davon. Die Nacht war nach dem Gewitter klar und heiter geworden; der Mond trat aus den Wolken, die sich am Himmel verspätet hatten und nun mit Eile den verschwundenen Gewitterwolken nachzufliegen schienen. Wir sahen weit ins Land hinaus; die breiten Straßen lagen weiß und deutlich vor uns.

„Nun," sagte Else, indem sie plötzlich ihr Pferd langsamen Schrittes gehen ließ, „nun erklären Sie mir, wie Sie zu der Kenntniß dieser jüdischen Gebräuche gekommen sind, woher Sie selbst diese Melodien kennen. Sonst sind uns alle diese Dinge doch so unbekannt, trotzdem die Juden in unserer Mitte leben."

„Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen."

„Ah, es steckt eine Geschichte dahinter, das ist prächtig, erzählen Sie. Gewiß haben Sie einmal einer schönen Jüdin den Hof gemacht und sich, wie der Tenor in der Halevy'schen Oper, als Jude unter den Juden herumgetrieben."

„Nein, es ist anders."

„Vor ungefähr zwanzig Jahren lebte in der Hauptstadt unserer Provinz ein Judenmädchen, das als ein Wunder der Schönheit gerühmt wurde. Nehmen Sie an, daß dieser Ruhm vollkommen und in allen Theilen gerechtfertigt war, und erlassen Sie mir die Beschreibung. Ich kann nur sagen, daß ich bis auf den heutigen Tag trotz aller meiner Reisen keine Frau, kein Mädchen gesehen, das sich mit dem Bilde, das in meiner Erinnerung lebt, hätte messen können. Diese schöne Jüdin, obwohl sie wohlhabende nahe Anverwandte hatte, war sehr arm, die Tochter sehr bedürftiger Eltern. Um diese zu ernähren, saß sie in einer elenden hölzernen Bude, welche in einem der vielen äußern Winkel eines alten fürstlichen Palastes stand, und verkaufte Watte und allerlei Baumwollenwaaren. Vor dieser Bude standen oft die Reisenden, um die größte Merkwürdigkeit der Stadt anzustaunen. Unter dem Vorwande, die Architektur des Palastes, seine Säulen, Bogen und Karyatiden zu betrachten — denn einer Sage nach sollten Plan und Zeichnung von Michel Angelo herrühren — gingen sie halbe Stunden lang um die Bude im Halbkreise herum und vergaßen Michel Angelo über der schönen Jüdin. Trotzdem der Neid den guten Ruf ungern bei der Schönheit wohnen läßt, erfreute sich Lea — so hieß sie — doch des allerbesten Leumundes; ihren Augen sah man es an, daß ihre Heiterkeit trotz aller Armuth eben so groß war, als ihre Schönheit, und die sie näher kannten, versicherten, daß ihre Güte hinter ihrer Schönheit nicht zurückstehe. Eines Tages kam der Fürst, dem der alte Palast gehörte, ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, der den größten Theil seines Lebens bei Hofe zugebracht hatte, in die Provinzialstadt zurück. Er bewohnte eine

Villa in der nächsten Nähe der Stadt, aber er wollte doch den alten verlassenen Palast seiner Väter in Augenschein nehmen und er sah, wie alle andern Reisenden, nur Lea. Sofort schämte er sich der zwanzig Gulden, die ihm, dem Besitzer des Winkels, den Lea als Mietherin mit ihrer Holzbude einnahm, seine Renten vermehrten. Er redete sie als ihr Miethherr an, er wollte ihr die Miethe für einige Zeit schenken; Lea wies das Geschenk zurück. Bald darauf verließ der Fürst die Villa und richtete sich in dem Palaste ein, und zwar in einem Flügel, aus dessen Fenstern er Lea den ganzen Tag betrachten konnte. Der Skandal war bald sehr groß in der ganzen Stadt; Lea schloß ihre Bude und sie war brodlos, während es hieß, daß nun ein glänzendes, wenn auch nicht ehrenfestes Leben für sie beginne. Man irrte sich. Der Fürst hatte nicht den geringsten Versuch gemacht, sie herabzuwürdigen; er liebte sie und — er heirathete sie. Nun erst war der Skandal in den zwei entgegengesetzten Klassen der Gesellschaft, bei den Aristokraten und bei den Paria's der Juden, sehr groß. Die Aristokraten ärgerten sich über die Mesalliance, die Juden über die Taufe der schönen Jüdin. Aber auch dieser Skandal verrauchte. Der Fürst war mächtig, unabhängig und bei Hofe sehr einflußreich. Er hatte die Kaiserin, die sehr fromm war, beinahe von Anfang an auf seiner Seite, weil er durch die Taufe eine Seele gerettet hatte, und sie wünschte die schöne Fürstin in ihrer Nähe zu haben, um das gottgefällige Werk zu Ende zu führen und sie in den Glauben und seine Geheimnisse selbst einweihen zu können. Sie empfing sie, sie machte sie zu ihrer Hofdame, und kaum drei Jahre nach der Taufe war dieselbe Lea, die aber jetzt Therese hieß, welche in der Holzbude Watte verkauft hatte, Sternkreuzordensdame. Das scheint Ihnen unglaublich, aber was ich Ihnen hier erzähle, ist historisch. Der Fürst war eben ein Mann voll Energie, der seine Frau wirklich liebte, und den der Widerspruch der Aristokratie gereizt hatte. Er hatte von jeher durchgesetzt, was er wollte.

„Nicht so rasch wie die Aristokratie beruhigte sich das Juden-

thum. Die Fürstin Therese gehörte einer Rabbinerfamilie an, und die ganze Gemeinde betrachtete es als ein ganz besonderes Unglück und als eine noch größere Schande, daß ein Sprößling gerade dieses Stammes abgefallen war. Ein Theil ihrer Familie legte Trauer an, wie um einen Hingeschiedenen (doch nicht ihre Eltern, die sich in das Unvermeidliche fügten und die Tochter nach wie vor liebten), ein anderer Theil aber sah mit der Erhebung der Anverwandten eine glänzendere Zukunft heraufziehen. Und als es endlich sicher war, daß die Fürstin bei Hofe empfangen, die Freundin der Kaiserin und in Folge ihrer bezaubernden Schönheit und der Macht ihres Gatten eine höchst einflußreiche Persönlichkeit wurde, machte sich dieser Theil der Familie mit dem Gedanken, zum Christenthum überzugehen, vertraut und es kamen schon da oder dort einzelne Ueberläufer vor, die es nicht erwarten konnten, unter dem Schutze der hohen Anverwandten und als Christen ihr Glück zu machen.

„Zu der Familie gehörte auch ein ziemlich wohlhabender Mann, der Anfangs über den Abfall Lea's sehr entrüstet war und mit seinem zehnjährigen Knaben eifriger und fleißiger als je die Synagoge besuchte. Um sein Kind vor einem ähnlichen Abfall zu bewahren, ließ er es die fünf Bücher und die Propheten in der Ursprache studiren und hielt es mit der größten Strenge zur Ausübung aller religiösen Formen und Ceremonien an. Aber denselben Knaben, der sich gewöhnt hatte, in der Frömmigkeit zu schwelgen, führte er ungefähr drei Jahre später in die Kirche, und als sie wieder heraustraten, sagte er ihm, daß sie Beide nunmehr Christen seien. Der Knabe brach in Weinen aus, aber der Vater versicherte ihn, es sei so besser, und er habe nur als guter Vater für seine Zukunft gesorgt. Wir verließen die Stadt und zogen in die Residenz, wo mein Vater in der That eine glänzende Carrière machte, denn er war eben so klug als unterrichtet —"

„Wie!" rief Else und hielt ihr Pferd an, „Ihr Vater? Sie sprechen von Ihrem Vater? Sie sprechen von sich?"

„Allerdings! der Knabe, von dem ich spreche, war ich.“

„Unmöglich!“

„Doch! Ich erzähle Ihnen keine Märchen. Aber warum sind Sie so blaß? Ich sehe es selbst beim Mondschein, daß Sie erblassen.“

„Sie sind ein Jude? Sie scherzen; ich kann es nicht glauben.“

„Fräulein Else, ich scherze nicht.“

„Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt?“ fragte Else mit einem Tone, der den bittersten Vorwurf verhüllen sollte.

„Wäre es mir je eingefallen, daß die Mittheilung Sie in solche Aufregung versetzen könnte, ich hätte es längst gethan, oder ich hätte Ihre nähere Bekanntschaft nicht gesucht.“

Else ritt weiter, ich folgte ihr und fuhr fort: „Ich könnte Ihnen sagen, daß ich bei Ihrer Freundschaft für mich, bei Ihrer Bildung, eine solche Mittheilung für überflüssig hielt, aber das wäre nur die halbe Wahrheit. Die ganze Wahrheit ist, daß ich nicht daran gedacht habe, daß ich es längst vergessen habe, jemals ein Jude gewesen zu sein. Von jenem Momente der Taufe an lebten wir nur unter Christen. Ich dachte nie an mein einstiges Judenthum, selbst nicht, wenn ich mit Juden zusammentraf. Nur wenn ich die alten Melodien meiner Jugend wieder singen höre, wie diesen Abend, wenn ich diese religiösen Bräuche wieder sehe, an denen ich einst mit ganzer kindlicher Seele hing, erwacht die Erinnerung so mächtig und wühlt mein ganzes Herz auf, daß ich weinen möchte — und wenn ich sehe, wie der Name noch immer Schrecken und Verzweiflung einflößt — wie vielleicht jetzt, so möchte ich gleich wieder abfallen, ein neuer Apostat, nur hinüber laufen in das Lager der Schwächern.“

„Was wird mein Vater sagen!“ rief Else.

„Darauf kommt es nicht an, mein Fräulein. Was Sie sagen, Sie, das ist das Richtigste, oder vielmehr was Sie verschweigen und nicht zu sagen brauchen,“ erwiderte ich mit einer Bitterkeit, deren ich mich Elsen gegenüber einige Stunden früher nicht für fähig gehalten hätte.

Else schwieg und ritt schweigend weiter; ich eben so schweigend neben ihr. Nach ungefähr einer Stunde hielten wir vor ihrem Hause. Ich sprang ab und half ihr vom Pferde, dann schwang ich mich wieder in den Sattel.

„Was thun Sie?“ fragte Else. „Wohin wollen Sie?“

„Nach Amsterdam!“ rief ich, „vielleicht zur Kunstreitergesellschaft, vielleicht in die Synagoge!“

Und ich ritt in die Nacht hinein. Ich habe Else nie wieder gesehen.

Selvaggia.

Auszug und Bearbeitung einer italienischen Chronik des siebenzehnten Jahrhunderts.

Trotz des lebhaften Verkehres, der zwischen dem Hofe des spanischen Vizekönigs von Neapel und dem Hofe Sr. Heiligkeit des Papstes zu Rom, besonders als Innocenz X. Pamphili auf Petri Stuhl saß, stattfand; trotzdem dieser Verkehr auf der Straße zwischen den zwei großen Hauptstädten, seitdem die Unruhen der neapolitanischen Fischer unter ihrem Häuptlinge, Thomas Agnelo, zahlreiche Flüchtlinge ins Ausland jagten, noch zugenommen hatte, war die kleine Stadt Piperno an einem gewissen Herbsttage des Jahres 1647 von einer ungewöhnlich großen Anzahl von Reisenden erfüllt, und waren ihre wenigen Gassen dicht gedrängt von den glänzend gekleideten Fremden und von den armen Einwohnern, welche sämmtlich ihre Häuser verlassen hatten, um die Reisenden in Sammet und Seide zu betrachten. Vor der Herberge standen ganze Heerden von Maulthieren und Pferden, zwischen ihnen, von Stallknechten und andern Dienern bewacht, lagen und standen Nachtsäcke, Felleisen, Koffer und mehrere einfache und einige prächtige Tragsessel, deren einer von einem Baldachin mit einer fürstlichen Krone überdacht war. Pagen, Kammerfrauen und Diener jeder Art sahen mit Verachtung das staunende Volk an, während mehrere in spanische Tracht gekleidete Herren bescheiden vor dem Hause auf- und niedergingen und dem Volke,

das sich heran drängte, gefällig Platz machten. Diese Edelleute, wie die zahlreichen Diener gehörten sämmtlich zum Gefolge der Fürstin Della Rocca, welche gegen Abend aus Neapel angekommen war, wie so viele Andere, in der Absicht, den Unruhen zu entfliehen, und die Wiederherstellung der spanischen Herrschaft in Rom abzuwarten. Die Fürstin selbst war nicht zu sehen. Kaum angekommen, hatte sie sich, so zu sagen aus der Sänfte, auf ein Pferd geschwungen, um in Gesellschaft einer Kammerfrau und eines einzigen Cameriere aus dem Städtchen hinauszureiten und sich in der Umgegend umzusehen. Auf einem Hügel angekommen, hatte sie die Aussicht in eine Bodenvertiefung, die wie ein Gebirgsthal aussah und von der der Fremde, von der Seite des Städtchens her, keine Ahnung hatte. In dem Thale lag ein gewaltiges Kloster, von einem kleinen Dorfe und von prächtigen Hainen und Gärten umgeben. Die Fürstin, die der schöne Anblick anlockte, glaubte das Kloster in wenigen Minuten erreichen zu können, merkte aber bald, daß sie nur auf einem vielfach gewundenen Pfade erst hinab in das Thal und dann auf einem ebenso gewundenen Pfade hinauf in das Kloster gelangen konnte, das auf halber Höhe des jenseitigen Abhanges lag. So geschah es, daß es in diesem tiefen Thal bereits dunkel war, als sie vor dem Portale des Klosters anlangte. Es war ein Kloster der Karmeliter. Eine hohe Mauer, wie eine Festung, umgab es ringsherum, denn die Karmeliter waren zu Zeiten gezwungen, sich gegen die Räuber und marodirende spanische Soldaten zu vertheidigen. Nur die Kirche, eine große prächtige Kirche, die ihnen weiland Kaiser Karolus Quintus hatte bauen lassen, stand so, daß sie mit ihrem Peristyle aus der umgebenden Mauer hervorragte und der Andächtige eintreten konnte, ohne in das Kloster zu gelangen. Die Fürstin della Rocca, eine fromme katholische Dame, sprang sogleich aus dem Sattel und trat in die Kirche, aus der ihr Gesänge und Gebete entgegenschallten. Der ganze große Raum war von einer Dunkelheit erfüllt, welche die wenigen Lampen nicht zu durchbrechen vermochten, und traurig klangen

die Gesänge und Litaneien der Mönche durch das dunkle Schiff. Die Fürstin trat bis an das Gitter, welches den hohen Chor abschloß. Hier hörte sie wohl die Gesänge deutlicher, aber die Gestalten der zahlreichen Mönche, es mochten ihrer über sechzig sein, verschwanden in dem noch dunklern Raume; nichts war von ihnen zu sehen, als manchmal eine Falte ihres weißen Gewandes. Die Fürstin, die anfangs gleichgültig zugehört hatte, wurde immer aufmerksamer, lehnte sich so fest an das Gitter, als ob sie es durchbrechen wollte und hielt endlich die hohle Hand hinters Ohr, wie man zu thun pflegt, um einen fernen Ton besser unterscheiden zu können. In der Dunkelheit konnte es selbst die neben ihr stehende Kammerfrau nicht bemerken, daß sie erst überrascht, dann gespannt und endlich sehr aufgeregt war. Diese Aufregung steigerte sich noch mehr, als die Mönche schwiegen und nur einer von ihnen mit tiefer, aber überaus klangvoller Stimme ein Todtenlied absang. „Erkennst du diese Stimme, Luisa?" fragte sie ihre Kammerfrau. — „Nein, Fürstin," sagte diese, „ich habe sie nie gehört." — „Freilich, wie solltest du auch?" murmelte die Fürstin, wandte sich um und eilte raschen Schrittes aus der Kirche, schwang sich in den Sattel und ritt, ohne auf die Gefährlichkeit des Weges zu achten, im schnellsten Trabe in die Herberge zurück. Dort angekommen, rief sie sogleich einen Pagen und sagte zu diesem: „Morgen mit dem Frühesten eilst du in das Kloster der Karmeliter und bestellst dem Prior meinen Gruß. Du sagst ihm, der Gruß komme von der Fürstin Selvaggia della Rocca, geborene Salviati, Nichte des Kardinals Montalto. Vergiß den Cardinal Montalto nicht! Ferner sage dem Prior, daß ich Se. Hochwürden bitte, mich zu besuchen und daß ich hier warten werde, bis er die Güte gehabt zu kommen. Ich habe einen Auftrag meines Oheims, des Kardinals Montalto, an ihn."

Die Fürstin konnte die halbe Nacht nicht schlafen, denn wie die Weiber sind, so regte es sie auf, nach jahrelanger Trennung einen Geliebten ihrer Jugend entdeckt zu haben, obwohl dieser Geliebte niedrigem Stande angehörte. Die Liebe wird in weib-

lichen Herzen so verderblich, daß sie alle göttlichen und menschlichen Gesetze mißachten, vorzugsweise aber jene Sitten und Gesetze, welche in Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes und der weisesten Menschen einen Unterschied zwischen Hoch und Niedrig wollen. Die Fürstin Selvaggia della Rocca stammte aus dem edlen florentinischen Hause der Salviato und wurde in ihrem neunzehnten Jahre mit dem neapolitanischen Fürsten vermählt, welcher Grand von Spanien, Großadmiral der Flotten Philipps IV., Comthur des Ordens von Calatrava war und ihren jetzigen Titel und unermeßliche Reichthümer gab. Man erzählte, daß er seiner katholischen Majestät einmal eine Silberflotte aus den Händen der Engländer gerettet und die Hälfte dieser Flotte zum Geschenk erhalten. Dieses vermehrte seine angeerbten Reichthümer um ein Bedeutendes und alle diese Schätze hinterließ er bei seinem Tode, der schon zwei Jahre nach seiner Vermählung erfolgte, der Selvaggia. Als ob es noch nicht genug wäre, daß eine zweiundzwanzigjährige Dame zur Befriedigung ihrer irdischen Gelüste so große Güter aufhäufe, sorgte der Kardinal Montalto, der über Se. Heiligkeit Alles vermochte, daß seine Lieblingsnichte, mit allen in Benevent gelegenen, dem Stuhle Petri angehörigen Besitzungen belehnt würde, ja er beschenkte sie sogar mit mehreren im Bisthume Otranto und in den Ländern von Forli und Urbino gelegenen geistlichen Benefizien, obwohl diese nach kanonischem Rechte nur auf ein männliches, mit den priesterlichen Weihen versehenes Haupt übertragen werden durften. Diese Selvaggia hatte aber ihr Leben in frühester Jugend mit Sünde begonnen und ihren Leidenschaften auf eine unadelige Art die Herrschaft eingeräumt. Schon im fünfzehnten Jahre hatte sie eine Liebschaft mit dem jungen Sohne des Verwalters ihrer väterlichen Güter in der Nähe von Siena und diesen selben Geliebten, Namens Baccio Vettore, glaubte sie in jenem Karmeliterkloster an der Stimme zu erkennen. Es wird nämlich gesagt, daß jener Baccio sie zuerst mit seiner schönen Stimme verführte und gewiß ist, daß der Vater Selvaggia's, als er hinter die geheime Liebschaft seiner

Tochter gekommen, den Baccio habe außer Landes bringen und in ein Kloster stecken lassen. Zu jener Zeit, nämlich acht Jahre vor diesem Tage, von dem wir erzählen, hieß es, der alte Signor Salviati habe den Baccio auf dem Wege von Siena nach San Geminiano ermorden lassen. Es ist wahr, daß er die Absicht hatte, als er die Schande seiner Tochter erfuhr, aber er gab die Absicht auf, weil der Vater Baccio's, der alte Vettore, sein Kriegsgefährte gewesen und ihm in verschiedenen Kriegen große Dienste erwiesen. Lange wurde Baccio für todt gehalten. Nur Vettore wußte, daß er lebte, weil es ihm sein Herr zum Troste gesagt hatte, und Selvaggia wußte es ebenfalls, nachdem sie es vom Vater ihres Geliebten erfahren. In welchem Kloster aber Baccio als Mönch lebte, wußte weder Selvaggia noch Vettore und erfuhr es dieser Letztere auch nicht, als er den sterbenden Signor Salviati auf den Knieen anflehte, es ihm zu verrathen. Die Selvaggia wurde ein Jahr später an jenen Fürsten verheirathet und es war ihr wohl selber damit gedient, daß der Geliebte ihrer Jugend verschwunden blieb. Nun aber, da sie wieder frei und Wittwe war, fühlte sie sich vielleicht glücklich, ihren ersten Geliebten durch Zufall wieder gefunden zu haben. Sie wachte mehr als die Hälfte der Nacht, bald war sie besorgt, daß sie sich vielleicht doch getäuscht habe und daß die Stimme, die sie gehört, nur der Stimme ihres Geliebten ähnlich sei und einem Andern gehöre; bald erinnerte sie sich nach Weiberart in der Stille der Nacht auf das Lebhafteste an die Zeit, die sie mit Baccio in glücklichen Sünden zugebracht, und konnte den Wunsch nicht unterdrücken, jene Sünden zu erneuen. Selbst als sie entschlief, träumte sie voll Angst und Hoffnung. Ihre erste Frage, als sie am andern Morgen erwachte, war, ob der Page schon nach dem Kloster abgegangen, und als man ihr sagte, daß er bald zurück sein müsse, setzte sie sich voll Vergnügen ans Frühstück und sagte zu ihrer Kammerfrau, sie hoffe, daß an diesem Tage ihre Jugend neu beginne. „Ew. Exzellenz," erwiderte die Kammerfrau, „ist noch jung und Eure erste Jugend hat noch nicht aufgehört."

„Du irrst, Luisa," antwortete die Selvaggia, „meine erste Jugend hat, Gott sei es geklagt, schon in meinem sechzehnten Jahre aufgehört und zwei Jahre lang lebte ich wie eine alte Frau neben einem alten Gemahl, aber so Gott will, werde ich wieder einholen, was ich versäumte, und wenn es mir gelingt, gelobe ich dem heiligen Januarius die Einkünfte eines ganzen Jahres von meinem Gute Ponte rotto."

Der Page, der eben zurückkam, erzählte, daß der Prior der Karmeliter sogleich bereit war, sich auf den Weg zu machen, als er erfuhr, daß es die Nichte des Kardinals Montalto war, die ihn einlud. In der That kam er kaum eine halbe Stunde nach dem Pagen in Piperno an. Es war ein uralter Mann, der sich kaum in der Sänfte aufrecht erhielt. Wie mich ein Bruder jenes Klosters versicherte, zählte er damals schon sechsundachtzig Jahre, wenn nicht mehr und war er außerdem ein Mann, den Gott zur Reinigung seiner Seele mit allen Krankheiten des Alters heimsuchte, und die Selvaggia hätte sich schämen sollen, einen solchen schwachen und heiligen Greis bemüht zu haben, nur um einen schändlichen Zweck zu erreichen, und ihn außerdem noch zu belügen. Denn es war nicht der Wahrheit gemäß, daß sie vom Kardinal Montalto einen Auftrag an ihn hatte; sie wagte nur das vorzuschützen, weil sie wußte, daß sie sich mit ihrem Oheime Alles erlauben durfte. Doch ich muß sagen, daß sie Ehrfurcht genug besaß, um dem Prior, als sie in ihm einen so ehrwürdigen Greis erkannte, die Hand zu küssen und ihn um seinen Segen zu bitten.

„Was wollt Ihr von mir, was befehlt Ihr, hohe Frau?" fragte der Prior.

„Ehrwürdiger Herr," antwortete sie, „Ihr habt in Eurer Brüderschaft einen Bruder Namens Baccio Vettore?"

„Ich weiß es nicht," sagte der Prior, „denn ich kenne meine Brüder nur nach ihrem Klosternamen. Wir sind vierundsechzig; es wäre meinem alten Kopfe zu viel, sollte ich mir alle weltlichen und geistlichen Namen meiner Brüder merken."

Die Fürstin della Rocca war in Verlegenheit und sagte nach einigem Nachdenken: „Dieser Bruder ist jetzt höchstens sechsundzwanzig Jahre alt und hat eine sehr schöne Stimme. Er stammt aus dem Toskanischen und ist bei Siena zu Hause.“

„Keiner der Brüder,“ sagte nach einiger Zeit der Prior, „singt so schön wie der Bruder Giovanbatista; auch ist er wohl nicht älter, als sechs- oder siebenundzwanzig Jahre, und wenn ich nicht irre, spricht er auch die schöne Sprache von Siena — dieser mag wohl einmal Baccio Vettore geheißen haben.“

„Dieser ist es gewiß,“ versicherte die Fürstin.

„Und was ist es mit diesem?“ fragte der Prior.

„Mein Oheim, der Kardinal Montalto,“ erwiderte die Fürstin mit frecher Lüge, „wünscht, daß Ihr mir diesen Giovanbatista als meinen Reise-Kaplan mitgebet.“

Der Prior erhob bei diesen Worten den Kopf, der bisher müde auf der Brust gelegen hatte und sah die Fürstin verwundert und fragend an. „Diesen Giovanbatista?“ fragte er kopfschüttelnd; „dieser Giovanbatista hat seit sechs Jahren das Kloster nicht verlassen. Se. Eminenz Euer Oheim, der Kardinal Montalto kann ihn nicht kennen...... Ich bin sehr verwundert...... dieser Giovanbatista ist ein Weltkind, das nur die strengste Zucht auf dem Wege der Frömmigkeit erhalten wird — er ist der mindest Gelehrte meiner Brüder..... Er paßt am wenigsten dazu, als Kaplan einer hohen Dame beigegeben zu werden...... Ich bin sehr verwundert......“

„Aber mein Oheim, der Kardinal,“ fiel ihm die Fürstin ungeduldig und mit etwas gebieterischem Tone ins Wort.

„So sei es,“ sagte der Prior mit einer leisen Verbeugung, „der Kardinal will es, ich habe nichts zu sagen, ich habe nichts zu prüfen. Und wann soll ich Ew. Hoheit den Bruder Giovanbatista zuschicken?“

„Sogleich! noch diesen Morgen, denn ich denke um Mittag meine Reise fortzusetzen, da mich mein Oheim schon morgen Abend in Rom erwartet.“

Der Prior erhob sich und ging.

Es war noch nicht Mittag, als ein einzelner Karmelitermönch vor der Herberge stand und nach der Fürstin della Rocca fragte. Ein Page führte ihn in das obere Stockwerk, öffnete eine Thüre und bedeutete ihm, allein weiter zu gehen. Er werde dort in dem letzten Gemache erwartet. Er trat ein, und als er auf den ersten Blick die Selvaggia erkannte, blieb er wie aus Stein gehauen an der Thüre stehen. Er bewegte sich erst, als sie ihn bei seinem alten Namen Baccio anrief, und Niemand als Gott hat es gesehen wie die Selvaggia, ohne ein anderes Wort zu sagen, den geweihten Priester umarmte. Als sie weiter reiste, ritt er neben ihrer Sänfte, und weil es hieß, daß der Weg bis Rom nicht sicher sei, hatte er, gleich den Dienern und Cavalieren, einen Degen umgegürtet. Da Jedermann seine Waffe brauchte und nicht eine mehr da war, als Männer da waren, hatte die Selvaggia eine ihrer Kisten öffnen und daraus einen der Degen ihres verstorbenen Gatten nehmen lassen, und so hatte der Giovanbatista die schönste Waffe der ganzen Gesellschaft, eben so wie ihm die Fürstin das schönste Pferd hatte geben lassen und ritt neben ihr, nicht wie ein Mönch oder Kaplan, sondern wie ein stolzer Cavalier. Der Kardinal Montalto lachte sehr, als er seine Nichte in seinem Palaste zu Rom empfing und sie in solcher Begleitung sah. Er war ein alter Herr und gewöhnt, zu Allem zu lachen, was die Selvaggia that oder sagte.

Die Selvaggia war sehr zufrieden, ihren Geliebten wieder gefunden und ihn jetzt in ihrer Nähe zu haben. Der Baccio von Siena, der sie mit sechzehn Jahren verführt hatte, war ein schöner Jüngling mit einer schönen Stimme gewesen; der Bruder Giovanbatista war jetzt ein schöner Mann und seine Stimme war auch kräftiger und klangvoller geworden. Die Gewandtheit, welche Selvaggia ehemals an ihm bewunderte, wenn er an gerader Mauer zu ihr hinauf kletterte, mit der er wilde Pferde tummelte, oder allerlei Waffenübungen trieb, hatte im Kloster nicht abgenommen, oder vielmehr stellte sich gleich wieder ein,

sobald er in Freiheit lebte, wieder ein Pferd besteigen, eine Waffe schwingen konnte. Die Kutte war ihm dabei allerdings beschwerlich, und er legte sie darum kurz nach seiner Ankunft in Rom ab, um sie gegen spanische Rittertracht zu vertauschen. Der Kardinal Montalto wollte ihn gar nicht wieder erkennen und lachte über die Verkleidung. Nur sanft verwies er es ihm, mit der Verkleidung nicht gewartet zu haben, bis seine Tonsur verwachsen war. Die Selvaggia war glücklich, sie versicherte ihren Oheim, der es mit Vergnügen hörte, daß ihr Glück, da sie es nach so langen Unterbrechungen wieder gewonnen und es jetzt in Freiheit genießen könne, vollkommen sei, und daß sie der Vorsehung danke, es ihr in früherer Zeit entzogen zu haben, um es ihr für jetzt aufzusparen. Wie groß die Vergnügungen waren, welche ihr die Hauptstadt der Christenheit, als der Lieblingsnichte des allmächtigen Kardinals, darbrachte, sie verschmähte sie alle; sie blieb allein in ihrem Palaste, zufrieden mit der Gesellschaft Baccio's, und sie beabsichtigte, sich nach Beilegung der Unruhen in Neapel mit ihm auf eines ihrer Schlösser in den Apenninen zurückzuziehen. Auch Baccio war glücklich; unbekümmert darum, daß er alle Gelübde des Priesters brach, freute er sich, des Klosterzwanges ledig zu sein, und die Selvaggia hatte ihn zum reichen Manne gemacht, indem sie ihn mit großen Geschenken überhäufte und außerdem die geistlichen Benefizien, die sie besaß, auf ihn übertragen ließ. Sie nahm es ihm auch nicht übel, wenn er sie oft allein ließ, um das neue Leben in der Freiheit und die Vergnügungen der Stadt Rom zu genießen. Sie sagte sich, daß ihn das immer mehr zum Cavaliere ausbilde, und daß er so ablegen werde, was an ihm von seinem niedrigen Stande und vom Leben im Kloster noch übrig war. Wie sündig eine Liebe sei, so ist es doch hergebracht, daß man die Treue einer solchen Liebe rühme, obwohl man damit nur die Ausdauer der Sünde rühmt. Vielleicht haben Diejenigen, die so thun, doch Recht, denn die Treue ist immer eine schöne Tugend, und wenn diese Leute Recht haben und wenn ich mich bezwinge, so zu denken

wie sie, dann muß auch ich die Selvaggia rühmen, daß sie jetzt nach sieben Jahren und als eine der mächtigsten Damen der Christenheit, dem Geliebten ihrer Jugend und dem niedrigen Manne dieselbe Liebe bewies wie ehemals. Ja die Liebe muß noch größer gewesen sein als ehemals, da damals die Selvaggia in der Einsamkeit keinen andern Mann kannte, und da sie jetzt als eine sehr schöne und so mächtige Dame unter allen Cavalieren der Stadt und des ganzen Italiens die Wahl hatte. So wollen wir sie denn loben.

In ihrer Liebe und Treue sorgte Selvaggia weiter als den laufenden Tag und beschloß sie, sein Wohlergehen für alle Zukunft zu sichern. Sie hatte ihm die Dispens ausgewirkt, daß er die weltlichen Kleider ohne Versündigung tragen dürfte und mit den Kleidern den Titel eines Cavaliere Baccio. Sie hoffte noch weiter mit Hülfe ihres Oheims ihn dem Säculo wiedergeben zu können, was nicht unmöglich war, da es sich fand, daß er in Folge des Drängens des verstorbenen Signor Salviati, ihres Vaters, sämmtliche Weihen, oder wenigstens die erste vor dem kanonischen Alter erhalten. Se. Heiligkeit der Papst konnte Baccio, ohne dem kanonischen Rechte irgend welchen Zwang anzuthun, mit Leichtigkeit dispensiren. Dieß wäre vielleicht schon einige Monate nach der Ankunft Selvaggia's und ihres Geliebten geschehen, wenn nicht der Kardinal Montalto die Angelegenheit absichtlich verzögerte. Er vermuthete, daß Selvaggia fähig war, oder vielleicht schon die geheime Absicht hegte, den Baccio zu heirathen, sobald ihm die Dispensation die Ehe gestattete, und damit war dem Kardinal nicht gedient, einen Neffen aus niedriger Volksklasse zu erhalten. Selvaggia für alle Fälle besorgt, arbeitete dahin, daß der Cavaliere Baccio, wenn ihr Hauptplan mißlänge, wenigstens aus dem Karmeliterorden in den ritterlichen der Johanniter von Malta treten dürfte, als in einen Orden, dessen Regel und Lebensweise seinem Temperamente besser zusagte. Die Selvaggia war eine kluge und voraussichtige Frau. Sie wußte sehr wohl, daß ihr Oheim, der ein bejahrter

Mann war, nicht viele Jahre mehr leben könne; nach seinem Tode könnte man ihrer Verbindung mit Baccio Hindernisse in den Weg legen. Darum wünschte sie, daß er auf jeden Fall in den Johanniterorden aufgenommen werde, weil die Mitglieder dieses Ordens sämmtlich wie Herren lebten und es auch dem strengsten Pontifikate nicht beikam, sie in ihrer Freiheit und in ihren Sitten zu beschränken. Man sagt, daß Kaiser Carolus Quintus vom Papste sich diese Freiheit der Ritter ausbedungen, als er ihnen die Insel Malta einräumte, nachdem sie die Insel Rhodus verloren hatten, und aus Dankbarkeit für diese Bedingung, so sagt man ferner, hätten besagte Ritter besagten Kaiser in seinen afrikanischen Kriegen so tapfer unterstützt. Das lassen wir dahingestellt, denn wir glauben nicht, daß sich jemals ein Papst eine solche Bedingung hätte aufdringen lassen, welche einem geistlichen Orden freie Sitten und mancherlei Laster für ewige Zeiten gestattet. Dieses kümmert uns nicht; ich erzähle nur von der vorsorglichen Liebe der Selvaggia.

Um diese Zeit lebte in Rom ein ehrlicher Hutmacher Namens Francesco Somigli, der sich mit ehrlicher Arbeit ein schönes Vermögen erworben und einen ehrbaren Hausstand aufrecht erhielt und seine Kinder, deren er drei hatte, eine erwachsene Tochter, von der wir noch sprechen werden und zwei kleine Knaben, Zwillinge, christlich erziehen ließ. Da hörte dieser Hutmacher Somigli, der jenseits der Tiber wohnte, von den Thaten der Räuber in Sonnino und in den Gebirgen, und er empfand einen unwiderstehlichen Drang, an diesen Thaten theilzunehmen. In einem Alter von fünfundfünfzig Jahren verließ er Haus, Weib und Kinder und ging in das Gebirge zu den Räubern, welche damals der tapfere Catone kommandirte. Er hatte kein Glück, denn gerade damals hatte Se. Heiligkeit der Papst dem Kardinal Montalto Vorwürfe über das Räuberwesen gemacht, und der Kardinal schwor die Räuber zu vernichten und alle, die nicht in den Gebirgen erschossen, aber gefangen werden, hängen zu lassen. An einem und demselben Tage ließ er zahlreiche

Rotten von Reiter und Fußvolk, darunter auch die Spanier, die an der neapolitanischen Gränze standen, an fünf verschiedenen Punkten in das Gebirge brechen, und viele Räuber wurden an diesem Tage erschossen und niedergehauen, viele andere als Gefangene nach Rom gebracht, so daß das alte Theater, in welchem sie überwacht wurden, ganz vollgefüllt war. Unter diesen Gefangenen befand sich auch der Hutmacher Francesco Somigli, der erst zwei Tage vorher in das Gebirge gekommen war. In der ehrlichen Familie des Hutmachers war große Klage darüber, daß der Vater gehängt werden sollte. Man wußte, was der Kardinal geschworen hatte und gab alle Hoffnung auf, auch nur einen der Räuber begnadigt zu sehen. Auch war in der Familie Somigli Niemand da, der sich für den Vater hätte verwenden können; die Frau des Hutmachers bekam bei der traurigen Nachricht eine Lähmung in das linke Bein und in die Zunge, so daß sie weder gehen noch sprechen konnte; die Knaben waren noch viel zu jung, und da war Niemand übrig als die Tochter Emilia, ein Mädchen von siebenzehn Jahren und das schönste Mädchen von jenseits der Tiber. Emilia lief klagend durch die ganze Stadt, bat, flehte, jammerte, weinte bei Jedermann, aber Niemand wußte ihr zu helfen. Doch erfuhr sie, daß die Fürstin Della Rocca bei ihrem Oheime in größtem Ansehen stehe, und daß diese allein ihren Vater retten könnte. Man rieth aber der Emilia, sich nicht an die Fürstin, sondern an den Cavaliere Baccio zu wenden, welchem wieder die Fürstin nichts versagen konnte. Ihr, der Tochter des Hutmachers, hätte die Fürstin leicht Nein sagen können und dann war der Vater verloren; versprach aber der Cavaliere bei der Fürstin ein Wort für sie einzulegen, so konnte man sicher sein, daß die Fürstin mit dem Kardinal sprechen und die Angelegenheit so zu einem guten Ende gedeihen werde. Die Emilia ging also zu dem Cavaliere Baccio, und dieser hatte sie kaum erblickt, als er ausrief: „Jesus Maria, dieß ist das schönste Mädchen, das ich jemals gesehen!“ Er faßte sogleich eine Leidenschaft für dieses Mädchen und er verschwor

sich hoch und theuer, ihren Vater zu retten, wenn sie dafür seine Geliebte werden wollte. Das Mädchen fügte sich seiner Forderung und er sprach mit der Selvaggia zu Gunsten des Hutmachers, indem er ihr vorstellte, daß sie eine gute That thue, wenn sie einen ehrlichen Mann, der bis dahin ein makelloses Leben führte, seiner Familie vom Galgen losredete. Die Selvaggia stellte ihrem Oheim vor, daß sein Schwur sich nicht auf den Hutmacher beziehe, da er den Schwur gethan hatte, noch bevor der Hutmacher im Gebirge angekommen war, und der Kardinal ließ den Hutmacher in dem Augenblicke entwischen, als man die andern Gefangenen aus dem alten Theater an den Galgen führte.

Der Cavaliere Baccio führte die Emilia in jenes Haus, welches mit dem rechten Angel auf den Monte Pincio sieht und richtete ihr daselbst im Hofe eine schöne Wohnung ein, in welcher er oft die Nächte verbrachte. Die Selvaggia beschränkte ihn so wenig in seinem Thun, daß er viele Nächte ausbleiben konnte, ohne daß sie ihn zur Rede stellte. Wenn sie ihn manchmal fragte, wo er die Nächte verbringe, so antwortete er ihr, das geschehe im Palaste der Malteser, wo man sehr lustig zeche, und der Selvaggia war es sehr angenehm, ihn in dieser ritterlichen Gesellschaft zu wissen, um so mehr als damals meist Malteser von der provenzalischen Zunge in Rom anwesend waren, welche man vorzugsweise wegen ihren edlen Manieren und feinem Wesen unter allen Zungen der Religion rühmte. Baccio lebte so ungestört durch viele Monate mit der Emilia, bis es ihm einfiel, oder vielmehr, bis man ihm eingab, ihr Bildniß machen zu lassen. Das war zu seinem Unglück.

Der Maler des Bildnisses war Fra Domenico, den man in Rom wegen seiner kleinen Gestalt Picciotto nannte. Fra Domenico kam aus demselben Kloster der Karmeliter, aus welchem die Selvaggia den Baccio entführt hatte. Er war ein sehr begabter Meister und hatte in Neapel eine Zeitlang unter dem berühmten Heiligenmaler Ribera gearbeitet. Von dort in sein

Kloster zurückgekehrt, schmückte er das Refektorium und die Kirche mit vielen Heiligenbildern, was ihm unter den Mönchen großes Ansehen verschaffte. Sie waren stolz auf seinen Besitz und meinten, daß ihr Haus durch ihn eben so berühmt werden solle, wie andere Klöster, z. B. San Marco in Florenz, durch die Malereien ihrer Brüder berühmt werden. Fra Domenico aber erkannte, daß er zur Vervollkommnung seiner Kunst noch die Gemälde Rafaels, Michael Angelo's und anderer Meister studiren müsse; denn, sagte er, in Rom hätten vor hundertfünfzig Jahren viele Meister gelebt, welche den Ribera weit übertrafen, obwohl dieser heute der berühmteste unter allen Malern ist. Man glaubte dem Fra Domenico, weil er der Kunstverständigste im Kloster war und weil es heute viele Leute gibt, die das glauben, nachdem ein junger Neapolitaner, Namens Salvator Rosa, viele Anhänger findet, die dasselbe behaupten. Auch sagte man sich, daß der Bruder Giovanbatista, der jetzt in Rom lebte und so große Macht hatte, den Bruder Domenico unterstützen und in Allem helfen werde. So kam Fra Domenico nach Rom, und Baccio nahm sich in der That seiner an, so weit er es vermochte. Er führte ihn auch seiner Herrin, der Selvaggia und dem Kardinal Montalto vor, und Fra Domenico hatte bald eine gute und sorgenlose Stellung. Er malte die Bildnisse vieler Kardinäle und selbst das des heiligen Vaters, und hatte so viele mächtige Bekanntschaften, daß er auf Benefizien rechnen durfte. Dieß Alles dankte er dem Baccio, als dessen vertrautester Freund er lebte und der Selvaggia, die ihn oft zum Nachtessen einlud. Aber Picciotto konnte es nicht vergessen, daß Baccio ihn beschützen sollte. Während er im Kloster der Karmeliter immer hoch angesehen war und den Andern kaum eines Wortes würdigte, wurde dieser nie anders denn ein niedriger Laienbruder betrachtet. Picciotto war der Ruhm des Klosters, während Giovanbatista wegen seiner Unwissenheit für Nichts geachtet wurde. Und jetzt in der Hauptstadt der Christenheit selbst, in der großen Welt der Kardinäle war Giovanbatista der Mächtige, und er, Domenico,

sein Klient und ihm zu Danke verpflichtet. Dabei mußte er als Künstler ein bescheidenes Leben führen, während der unwissende Baccio über größere Schätze verfügte, als ein Kardinal und zugleich eine der schönsten Frauen Italiens und gewiß das schönste Mädchen Roms zu Geliebten hatte. Um Emilia beneidete er den Baccio nicht, obwohl sie schöner war als die Fürstin, wohl aber beneidete er ihn um die Selvaggia, durch welche er über ungeheure Reichthümer und über die ganze Macht des Kardinals Montalto verfügte. Er verachtete den Baccio, daß er Alles das nur benützte, um ein adeliges Schlemmerleben zu führen und die Cavaliere nachzuahmen. Er sagte sich, wie anders er solche Mittel verwenden würde, um sich zu den höchsten Ehrenstellen, vielleicht bis auf den Stuhl Petri emporzuschwingen. Und in seinem Neide und Ehrgeize beschloß er, den Baccio in den Augen der Fürstin zu verderben und seine Stelle einzunehmen. Wie bei der Selvaggia, so pflegte er mit dem Baccio das Nachtessen bei der Emilia einzunehmen, und eines Abends beklagte er, daß die höchste Schönheit nicht unverwelklich sei und forderte den Baccio auf, die Emilia von ihm malen zu lassen, so lange ihre Schönheit in solcher Blüthe prange. Der verliebte Thor war nicht schwer zu überreden und Fra Domenico nahm seine ganze Kunst zusammen, um aus diesem Bildnisse ein Wunder der Malerei zu machen. Es war ein überaus schönes Bildniß, und viele Fremde und Einheimische besuchten die Werkstätte Fra Domenico's nur um dasselbe zu sehen. Als die Selvaggia von dem schönen Bilde hörte, fragte sie Fra Domenico, was es damit für Bewandtniß habe und ob das Bild wirklich so schön sei, wem es angehöre und ob sie es nicht auch sehen könne? Der Maler antwortete, das sei ein leerer Lärm mit dem Bilde und es sei gar nicht der Mühe werth, über die Person, die es darstelle und über die Malerei zu reden; aber er habe andere Bilder in seiner Werkstatt, die weit mehr Werth haben, und er würde sehr glücklich sein, wenn Ihre Hoheit die Fürstin die Werkstätte einmal besuchen wollte. Die Selvaggia war es zufrieden und bestimmte

den Tag und die Stunde. Der Picciotto besprach Alles mit seinem Farbenreiber und unterrichtete ihn, wie er die Selvaggia empfangen und was er ihr sagen solle. Als nun die Stunde des Besuches kam, verbarg er sich hinter dem Hause, und als die Signora eintrat, sagte ihr der Farbenreiber, daß Fra Domenico in einem dringenden Auftrage seines Priors so eben habe ausgehen müssen. Die Selvaggia, als sie das Bild der Emilia sah, war sehr erstaunt und sagte, das sei gewiß das schönste Mädchen Italiens. Dann fragte sie den Farbenreiber, wer denn das Mädchen eigentlich sei, welchem Stande sie angehöre und ob man ihr nicht Wohlthaten erzeigen könne; so sehr wurde sie von der Schönheit des Bildes eingenommen. Der Farbenreiber lachte mit verstellter Einfalt und sagte: „O, die bedarf keiner Wohlthaten, für die sorgt schon der Cavaliere Baccio."

„Wie so?" fragte die Fürstin.

„Weil sie die Geliebte des Baccio ist," antwortete der Mann.

Die Selvaggia aber lachte und sagte: die Geliebte des Baccio wäre es wohl zufrieden, so schön zu sein wie dieses Bild. —

„Nun seht," rief wieder der Andere, „wie schwer Liebende zu befriedigen sind, erst gestern war er mit ihr hier in der Werkstätte, und wie er sie neben dem Bilde sah, schwur er bei allen Heiligen, daß sie doch viel schöner sei, als sie Fra Domenico malen könnte."

Die Selvaggia wußte nicht, was sie aus diesen Reden machen sollte und fragte den Mann: „Kannst du mir auch sagen, wer sie ist?"

„Allerdings kann ich das," erwiderte der Geselle, „sie ist die Tochter eines Hutmachers von jenseits der Tiber, den der Baccio vom Galgen erlöst hatte."

Jetzt gerieth die Selvaggia in einen großen Zorn, sie erhob das Bein und trat ein Loch in das Bildniß der Emilia. In diesem Augenblicke trat der Picciotto in seine Werkstatt und beim

Anblick des Loches in der Leinwand schlug er die Hände zusammen und rief: „Wehe mir, ich sehe, daß Ihr schon Alles wißt, und daß ich zur unglücklichen Stunde ausgegangen bin!"

Die Selvaggia fragte, ob das wahr sei, was ihr der Geselle gesagt, und der Picciotto erwiderte, daß er es nicht läugnen könne, was der Geselle in seiner Einfältigkeit verrathen habe. Die Selvaggia ließ ihren Pagen, den Kavalier und die Kammerfrau, die mit ihr waren, auf das Kreuz ihres Gürtels schwören, dem Cavaliere nichts verrathen zu wollen, daß sie von seiner Liebe mit der Emilia schon etwas wisse. Auch der Picciotto mußte ihr schwören und dann mit ihr in ihren Palast heimgehen, um ihr nähern Bescheid zu geben, damit sie wisse, wie und womit sie sich an Baccio rächen sollte.

Sie verstellte sich so gut, daß der Baccio gar keine Ahnung davon hatte, daß ihn der Picciotto verrathen, daß die Selvaggia um seine Treulosigkeit wußte, und daß sie schon Alles vorbereitet hatte, um sich an ihm zu rächen. Zwei ihrer neapolitanischen Diener waren von ihr bestellt, ihn vor ihren Augen zu ermorden. Sie hatte nur das eine Bedenken und noch so viel Liebe für ihn, daß sie ihn nicht in der Fülle seiner Sünden, ohne Beichte, wollte sterben lassen. Darüber beruhigte sie der Fra Domenico, welcher ihr versprach, dabei zu sein, wenn der Baccio ermordet würde und ihm in seinem letzten Augenblicke die Absolution zu geben. Da es aber nicht sicher war, daß Fra Domenico noch Zeit genug haben würde, um dem Sterbenden die Beichte abzunehmen und ihm die Absolution zu geben und die Selvaggia um seine Seele besorgt war, beschloß sie es so zu machen, wie es kurz vorher die Marchesa von Valencia gemacht hatte, welche ihrem Geliebten, den sie ermorden ließ, in der letzten Stunde, und während er ermordet wurde, eine Todtenmesse lesen ließ.

Sie war mit dem Baccio bei einem großen Feste in dem Garten des Kardinals Gonzaga, welcher eben die französischen Abgesandten bei sich empfing. Gegen Mitternacht sagte sie zu dem Baccio: „Ich habe Nachricht erhalten, daß in dieser Nacht

um die zwölfte Stunde in Neapel ein mir lieber Freund von den Aufständischen hingerichtet wird, und ich habe ihm in der Kirche von Santa Maria ein Todtenamt bestellt. Dahin will ich jetzt gehen, um am Katafalk zu beten und seine Seele mit Gebeten zum Himmel zu begleiten. Du Baccio komme mit mir und singe mit im Chor, damit ich in dieser traurigen Stunde deine liebe Stimme höre, die ich so lange nicht gehört habe." Der Baccio ging gerne mit ihr in die Kirche Santa Maria. Diese war ganz dunkel und schwarz ausgeschlagen. Schwarze Tücher bedeckten die Säulen und die Wände. In der Mitte war ein Katafalk aufgeschlagen und nur wenige Lichter brannten rings umher. Die Selvaggia kniete in der Nähe des Katafalkes nieder und der Baccio stellte sich unter die Sänger, die am Fuße des Katafalkes standen. Der Sakristan gab ihm die Rolle in die Hand, aus welcher er singen sollte. Als er mit seiner wunderschönen Stimme zu singen anfing, sah er zur Selvaggia hinüber, wohl wissend, wie sehr sie ihn liebte, so oft er zu singen begann und beim Scheine der Kerze, an deren Fuße sie kniete und die ihr Gesicht beleuchtete, während das Uebrige ihrer Gestalt von Finsterniß bedeckt war, sah er, wie sie ihn mit liebendem Auge betrachtete und wie über ihre Wangen zwei große Ströme von Thränen herabflossen. Er nahm sich um so mehr zusammen, um noch schöner zu singen, und er sang mit großer Andacht fort, bis er auf einmal stockte und verstummte, denn er kam in dem Todtenliede an die Stelle, wo er für sein eigenes Heil, als eines Sterbenden, betete. Er las in der Rolle, die er in Händen hielt, ausführlich seinen eigenen Namen. Erschrocken sah er zur Selvaggia hinüber, die er aber jetzt nicht sehen konnte, da sie ihr Gesicht aus der Beleuchtung der Kerze in die Dunkelheit zurückgezogen hatte. Er faßte sich wieder und dachte, daß dieses nur ein Irrthum sei. Man werde dem Sakristan gesagt haben, wem er die Rolle zu übergeben habe, und dieser werde den Namen verwechselt haben mit dem Namen Desjenigen, der in dieser Stunde in Neapel enthauptet werden soll, und für den die Todten-

messe gefeiert wurde, weil ihm beide Namen gleich unbekannt waren. Der Baccio sang ruhig wieder weiter. Er sang so fort, bis die Chorknaben mit dem Weihrauch und dem Weihwedel um den Katafalk herumzogen. Der Sakristan trug ihnen eine brennende Kerze vor, und beim Scheine dieser Kerze sah Baccio abermals seinen Namen, der in großen Buchstaben auf einem weißen Streifen geschrieben, über dem Katafalke lag. Wieder brach seine Stimme ab und er sah zur Selvaggia hinüber, die er jetzt beim Scheine der Kerze, die der Sakristan trug, sehen konnte, und es kam ihm vor, als wäre jetzt ihr Gesicht, das ihm entgegen blickte, von Mitleid und Grimm zugleich bedeckt. Eine ungeheure Angst überfiel ihn, er dachte an Alles, was er an der Selvaggia verbrochen hatte, warf die Rolle auf den Boden und floh aus der Kirche. Eben als er aus der Thüre stürzen wollte, warf sich ihm Fra Domenico in den Weg, faßte ihn am Mantel und schrie mit lauter Stimme: „Er entwischt uns! Laßt ihn nicht entwischen!“ Auf diesen Ruf kamen rechts und links die zwei neapolitanischen Diener der Selvaggia hinter den Säulen des Portals von Santa Maria mit nackten Dolchen hervor. Aber bevor sie sich dem Baccio nähern konnten, hatte dieser seinen eigenen Dolch aus dem Gürtel gezogen und ihn dem Fra Domenico, der ihn aufhalten wollte, in die Kehle gestoßen, daß er augenblicklich zusammenfiel. Der Baccio sprang dann mit einem Satze die Treppe von Santa Maria hinunter, mitten zwischen den Dolchen der beiden Neapolitaner. Der Eine hatte schon mit solcher Heftigkeit nach ihm gestoßen, daß er seinen eigenen Arm nicht mehr zurückhalten konnte und sich selbst in den Schenkel so sehr verwundete, daß er den Baccio nicht zu verfolgen vermochte. Der andere Neapolitaner hatte nicht den Muth, den Baccio allein zu verfolgen. So kam dieser unverfolgt davon; aber er glaubte doch immer Schritte hinter sich zu hören und, mit dem Degen in der Hand, hörte er nicht auf zu laufen, lief er über die Brücke, bis er am Hause des Hutmachers Francesco Somigli ankam.

Dieser war sehr verwundert, als er hörte, was vorgegangen

war. „Dieses Alles," sagte er, „hat die Selvaggia wegen der Emilia unternommen. Nunmehr bist du, o Baccio, in Rom deines Lebens nicht mehr sicher; auch Emilia ist es nicht, und auch mich kann die Selvaggia jetzt noch hängen lassen."

„Was sollen wir beginnen?" fragte Baccio.

„Wir sind im ganzen Italien nicht sicher. Die Macht des Papstes reicht überall hin, und sobald dich die Selvaggia verfolgt, bist du eine so machtlose Person wie ich, der Hutmacher, und meine Tochter Emilia. Ueberall, sei es in Florenz, in Mantua oder in Venedig, werden die Sbirren dem Kardinal Monfalto gerne zu Willen sein und uns niederstechen oder gebunden nach Rom liefern. Nur in die Gebirge zu den Räubern reicht die Macht des Papstes und des Kardinals nicht. Dorthin müssen wir uns flüchten und wir werden gut aufgenommen sein, da ich dort viele Freunde zähle. Dem Baccio leuchtete das ein, daß er nirgends mehr vor den Dolchen der Selvaggia sicher sei, und sogleich holte er mit dem Hutmacher die Emilia, und noch in derselben Nacht stiegen sie über eine alte Bresche der Mauer aus der Stadt Rom und begaben sich nach Sonnino in das Gebirge.

Die Selvaggia war Anfangs sehr ergrimmt über das Mißlingen des Streiches; aber schon am andern Morgen freute sie sich, daß der Baccio am Leben war und lobte den guten Stoß, mit dem er den Fra Domenico für seinen Verrath bestraft hatte. Sie ging auch nach Santa Maria, um bei Tageslicht zu sehen, welchen geschickten und gewaltigen Sprung der Baccio gemacht hatte. Dann aber verfiel sie in große Traurigkeit, und die Luisa rieth ihr, den Baccio überall aufsuchen zu lassen, weil sie ohne ihn doch nicht wieder froh werde, und ihm zu verzeihen. Davon wollte sie nichts wissen. Nur im Geheimen sandte sie Späher aus, um zu erfahren, was der Baccio jetzt treibe und wo die Emilia sei. Aber sie konnte nichts erfahren. Der Baccio und die Emilia blieben verschwunden, und erst, als sich die Späher beim Hutmacher erkundigen wollten und auch dieser fort war,

vermuthete sie, daß sie Alle zu den Räubern in die Gebirge gegangen. Sie sandte ihre Späher auch dorthin und hatte bald die Gewißheit, daß dem wirklich so war.

Man hat es oft gesagt, daß Niemand errathen könne, was im Herzen eines Weibes vorgeht, entsteht oder aufhört. Es geschieht meist das Gegentheil von dem, was man erwartet. Es ist ein tiefer, dunkler Brunnen. Wenn man auch mit gutem Auge hineinblickt, man sieht nicht, ob unten lebendes Wasser ist, oder ob unten Schlangen und Kröten sind. Man läßt den Eimer hinab, um Wasser zu schöpfen und man holt eine Kröte heraus; man läßt den Eimer hinab, um eine Kröte oder Schlange zur Giftbereitung zu holen und man schöpft klares Wasser heraus. Dieses schreibe ich aus einem Buche ab. Die Selvaggia, als sie für den Baccio die Todtenmesse lesen ließ und glaubte, daß er noch in dieser Nacht sterben werde, verliebte sich in ihrem Mitleid aufs Neue in ihn, so, daß sie ihn wie mit der Stärke einer neuen Liebe liebte. Dieß war zum Unglück des ganzen Landes. Denn schon zwei Wochen, nachdem der Baccio zu den Räubern gegangen, fingen diese aufs Neue an, Campanien, das Sabiner- und lateinische Land zu plündern und entführten viele Einwohner selbst aus dem Innern der Stadt dieß- und jenseits des Flusses. Sie führten sehr kühne Thaten aus, nicht mehr unter dem Catone, welcher nach Spanien gegangen und dort Soldat geworden war, sondern unter einem neuen Führer, der sich Viattore nannte, im Gebirge großes Ansehen genoß, und der kein Anderer war als der Baccio oder Karmelitermönch Giovanbatista. Auch von dem Muthe seines Lieutenants sprach man viel und auch dieser war kein Anderer als der alte Hutmacher Francesco Somigli, der sich ebenfalls einen andern Namen beilegte, welchen ich aber jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, vergessen habe. Die Emilia wohnte in jenem Hause in Sonnino, welches über alle andern Häuser emporragt und wie die Spitze einer Pyramide aussieht, denn der ganze alte Flecken hat diese Form, wie er mit seinen Häusern einen hohen, von einer Spitze

nach allen Seiten gleichmäßig abfallenden, Hügel bedeckt. Nun führten, wie ich sagte, die Räuber jetzt allerlei kühne Thaten aus, daß man in der Stadt selbst nicht mehr sicher war, und der Kardinal Montalto sandte dieß Mal weder Sbirren, noch Truppen aus gegen sie, obwohl es der Papst wollte, weil es die Selvaggia nicht wollte. Sie brachte ihn immer davon ab, wenn er schon Befehl gegeben hatte, daß die Truppen gegen die Räuber aufbrechen, um wenigstens das Land bis an die Gebirge zu reinigen. Sie besorgte, daß der Baccio bei einem Kampfe mit den Truppen oder Sbirren umkommen könnte, und darum verhinderte sie jede Unternehmung und hatten die Gebirgsbewohner unter dem Viattore freies Spiel. Der Kardinal beklagte dieß, denn er war ein Neffe des Papstes Sixti V. Montalto, seligen Angedenkens, welcher die Campagna und das ganze Patrimonium von Räubern gesäubert und sich damit unvergänglichen Ruhm erworben, und der Kardinal meinte, daß es seine Pflicht sei, den Fußtapfen seines großen Oheims zu folgen. So verbrachte die Selvaggia ihre Zeit damit, um von Baccio Unheil abzuwenden.

Da begab es sich, wenige Monate nach der Flucht des Baccio, daß ein Edelmann, Namens La Tremoglia, aus dem Gefolge des französischen Gesandten, mit dem seiner Nation eigenen Leichtsinn, sich einige Miglien weit von der Stadt allein hinauswagte. Die Räuber umringten ihn und führten ihn in die Gebirge. Hätten sie gewußt, daß er aus einem herzoglichen Hause Frankreichs und aus dem Gefolge des französischen Gesandten sei, sie hätten sich wohl nie an ihm vergriffen und ihn auch sogleich freigegeben, nachdem er ihnen sagte, wer er sei. Sie glaubten ihm aber nicht. Sie hielten ihn für Einen von der Rotte des französischen Herzogs von Guise, der sich nach dem Tode des Masaniello in Neapel hatte zum Könige machen wollen. Viele seiner Anhänger aus französischem Blute verweilten als Flüchtlinge in Rom, und da Einer derselben die Räuber erst wenige Wochen vorher täuschte, indem er sich für einen Edelmann des französischen Gesandten ausgab, so glaubten sie jetzt

La Tremoglia nicht und hielten ihn zurück, daß er ihnen tausend Scudi bezahle. Erst nach acht Tagen, als sie durch ihre Späher in Erfahrung gebracht, daß der La Tremoglia die Wahrheit gesagt, gab ihn der Baccio frei und ließ ihn mit allen Ehren bis vor das Thor von Rom begleiten. Damit waren aber der La Tremoglia und der französische Gesandte nicht zufriedengestellt, und dieser Letztere verlangte von Seiner Heiligkeit in einer Audienz, daß die Räuber gezüchtiget und dem Unwesen ein Ende gemacht werde. Se. Heiligkeit der Papst befahl, daß viele Rotten ausgerüstet und in die Gebirge und nach dem Walde Faggiola geschickt würden, um die Räuber bis auf die Wurzel zu vernichten, denn der Papst wollte sich den Franzosen gefällig erweisen. Nun konnte die Selvaggia nichts mehr thun. Sie sah die Gefahr, welche dem Baccio drohte und wollte ihn davon benachrichtigen. Nach reiflicher Ueberlegung und von dem Wunsche verführt, den Baccio selber wieder zu sehen, beschloß sie, ihm die Nachricht in eigener Person zu bringen. Sie bat ihren Oheim, den Kardinal, den Zug gegen die Räuber nur um einige Tage zu verzögern und begab sich in einfacher Tracht, verschleiert und verlarvt, nur von einer Kammerfrau und einem Pagen begleitet, sogleich auf den Weg in das Gebirge; dem Oheim sagte sie, daß sie sich auf einige Tage in das Kloster der Klarissinnen zurückziehe, um daselbst eine neuntägige Andacht zu verrichten, da er sie sonst nicht hätte ziehen lassen.

Sie war kaum vier Miglien weit geritten, als sie schon von den Wegelagerern umgeben war. Sie thaten ihr nichts zu Leide, da sie ihnen sogleich erklärte, sie komme nur, um den Viattore zu besuchen und ihm eine wichtige Nachricht zu bringen. Da begleiteten sie sie bis nach Sonnino. Aber dort angekommen, erfuhr sie zu ihrem Leidwesen, daß sich der Baccio fern von da nach dem Walde Faggiola begeben habe, und sie mußte warten, bis man ihn durch Eilboten kommen ließ. Während sie da wartete, traf sie mit einem Diener des Baccio zusammen, welcher sie trotz dem Schleier und der Maske erkannte. Er warf sich ihr zu

Füßen und sagte, er wisse wohl, welches Unrecht ihr sein Herr angethan, und er versicherte sie, daß wohl auch sein Herr gerne zu ihr zurückkehren möchte, wenn er nicht den Hutmacher und die andern Räuber fürchtete. So lange aber die Emilia lebe, könne daran nicht gedacht werden; und es wäre wohl das Beste, wenn man die Emilia ermordete. Darauf fragte ihn die Selvaggia, ob sie die Emilia nicht sehen könnte? Und der Diener ging sogleich in das Haus hinauf, um die Emilia zu holen, während die Fürstin unten am Brunnen wartete. Als der Diener mit der Emilia herankam und die Fürstin sie erblickte, rief sie aus: „Ich verstehe wohl, daß mich der Baccio für dieses niedrige Mädchen verlassen konnte, denn es gibt kein schöneres Geschöpf auf Erden, und ich würde es für meine größte Sünde halten, ein solches Meisterstück Gottes zu zerstören!" Nachdem sie dieses gesagt, und die Emilia bei ihr angekommen war, umarmte und küßte sie das Mädchen und setzte sich dann wieder an den Brunnen und weinte bitterlich. Als dieses die Emilia sah, errieth sie, daß die Frau unter dem Schleier und der Larve die Fürstin Selvaggia della Rocca war; sie empfand Reue und sagte: „Ew. Hoheit würden gut und weise handeln, wenn Ihr den Baccio wieder in die Stadt zurückführen wolltet, denn er ist nicht glücklich hier im Gebirge und meine Schönheit kann ihn auch nicht aufheitern. Er verweilt hier nur aus Furcht vor Euern Bravi und aus Angst vor meinem Vater, der ihn nicht von mir lassen will. Er hat es mir selbst schon oft gesagt, daß er des Lebens überdrüssig sei und gerne in sein Kloster zurückkehren möchte."

„Dieß Alles," erwiderte die Selvaggia, „werden wir besprechen, wenn der Baccio zurückgekehrt ist."

Als nun der Baccio am nächsten Tage zurückkam, war er sehr erstaunt, die Selvaggia zu sehen, und als er ihr Allerlei sagen wollte, verhinderte sie ihn zu sprechen und sagte mit lauter Stimme, daß es alle seine Leute hören konnten, es sei jetzt nicht Zeit, über Anderes zu sprechen, sondern so weit als möglich in die Gebirge zu fliehen und sich zu zerstreuen, weil vielleicht die

Truppen und Sbirren des Papstes schon auf dem Wege seien. Da viele von den Räubern sogleich Anstalt zur Flucht machten, fragte der Hutmacher die Selvaggia, was sie mit dem Baccio anzufangen gedenke? Sie erwiederte, das sei die Sache des Baccio, sie aber glaube, es sei für ihn das Beste, seine Mönchskutte wieder anzulegen und in die Stadt zurückzukehren. Niemand werde daran erinnert werden, daß der Viattore und der Baccio eine und dieselbe Person seien. Dafür werde sie schon zu sorgen wissen. Dann könne der Baccio beginnen, was ihm beliebe.

Da lachte der Hutmacher und sagte, er erkenne ganz wohl, worauf es abgesehen sei, und daß die Selvaggia ihnen nur ihren Geliebten entführen wolle, und daß er und seine Partei das nicht dulden werden.

Es that sich unter den Räubern ein großer Zwiespalt auf. Die Einen glaubten der Selvaggia, die Andern dem Hutmacher, und der Zank dauerte die ganze Nacht, während welcher mehrere der Räuber getödtet wurden. Mittlerweile rückte aber der Feind heran. Nicht die Truppen des Papstes waren es, denn diese hielt der Kardinal Montalto noch in Rom zurück; es waren die Franzosen, welche der La Tremoglia gesammelt hatte. Die Franzosen glaubten nicht mehr, daß der Papst ihren Schimpf rächen werde und sie thaten sich Alle zusammen, um den Zug gegen die Räuber selbst zu unternehmen. Es waren ihrer eine große Anzahl, denn es hielten sich damals sehr viele Franzosen in Rom auf, die Einen, welche mit dem Gesandten und seinen Edelleuten gekommen waren, die Andern, von der Partei des Guise, von der wir schon gesprochen haben und die Dritten, welche seit lange in Rom ansässig waren. Ihnen schloß sich noch eine ganze Schaar von Niederländern und von Engländern, welche wegen der Unruhen zur Zeit des Todes ihres Königs nach Rom geflohen waren. Sie waren in der Nacht aus der Stadt aufgebrochen und erschienen mit Tagesanbruch vor Sonnino. Sie sprangen von ihren Pferden und stürmten sogleich in die Straßen.

Der La Tremoglia führte sie, da er während seiner Gefangenschaft den Ort kennen gelernt hatte und die Wege kannte. Mit einer Schaar seiner Freunde eilte er trotz aller Kugeln, die ihm aus den Fenstern entgegenflogen, bis in das höchste Haus, in welchem die Emilia wohnte, und man hat alle Ursache zu glauben, daß er diesen ganzen Zug unternommen hatte, nur um sich des schönen Mädchens zu bemächtigen. Er hatte sie während seiner Gefangenschaft oft gesehen und sich in sie verliebt. Er kümmerte sich um den Kampf nicht im Geringsten und stürmte geraden Weges bei der Emilia ein. Diese aber wurde von ihrem Vater, dem Hutmacher, tapfer vertheidigt, und als die Franzosen dennoch in die Stube eindrangen, aus welcher der Hutmacher mit vielen andern Räubern geschossen hatte, fanden sie den Hutmacher todt, aber auch die Emilia lag sterbend an seiner Seite, da sie ihr eigener Vater, als er sich tödtlich verwundet wußte, mit seinem Messer erstochen hatte. Der La Tremoglia gab nun den Kampf auf und sagte, das Uebrige sollten die Sbirren des Papstes thun. Er sammelte seine Freunde und verließ wieder den Flecken.

Die Selvaggia saß während der ganzen Zeit am Brunnen und betete für den Baccio, welcher sie verlassen und sich in ein festes Haus zurückgezogen hatte. Als es wieder stille war, ging sie ihm nach in dieses Haus und fand ihn, wie er aus einer Wunde in der Seite blutete. Nun sagte sie zu den Räubern, welche wegen des Todes des Hutmachers, der Verwundung Baccio's und wegen ihrer großen Verluste überhaupt sehr betrübt waren, daß sie jetzt nichts Klügeres thun könnten, als sich weiter in die Gebirge zurückzuziehen, da nun auch bald die Truppen des Papstes kommen würden und sie ohne Führer und nunmehr auch zu schwach seien, um sich gegen sie zu vertheidigen. Die Räuber sahen das ein und machten sich sogleich bereit, um mit Weibern und Kindern tiefer hinein in die Berge zu ziehen. Die Selvaggia verband dem Baccio seine Wunde und tröstete ihn, da er den Tod der Emilia erfuhr und in Weinen

ausbrach. Gegen Abend setzte sie ihn auf ihr Maulthier und kehrte mit ihm nach Rom zurück. So wohnte der Baccio wieder bei seiner Selvaggia, aber er war durch viele Wochen an seiner Wunde krank und beklagte den Tod der Emilia. Die Selvaggia pflegte und tröstete ihn mit ausnehmender Treue. Er wurde wieder gesund, aber sein Frohsinn kehrte nicht wieder, und er sagte, daß er des weltlichen Lebens müde sei. Auch wollte er die Kleider nicht mehr anlegen, die er als Cavaliere getragen, sondern verlangte nach seiner Mönchskutte, welche die Selvaggia auch hervorsuchen ließ und ihn darein kleidete. Nunmehr hieß er wieder der Bruder Giovanbatista und nicht mehr der Cavaliere Baccio.

Um diese Zeit kam in Rom die Nachricht an, daß der Prior im Kloster zu Piperno gestorben sei, und bei dieser Nachricht weinte der Giovanbatista vor Reue, daß er das fromme Leben jemals verlassen habe. Die Selvaggia sprach darüber mit ihrem Oheim, dem Kardinal, welcher sogleich einen Eilboten nach Piperno schickte und den Mönchen rieth, den Bruder Giovanbatista zu ihrem Prior zu erwählen. Dieses thaten die Mönche, weil es der Kardinal so wollte, weil der Giovanbatista große Benefizien besaß und nunmehr auch so viele mächtige Verbindungen in Rom, welche dem Kloster von großem Nutzen sein konnten. Giovanbatista freute sich sehr, als er erfuhr, daß er wieder in das Kloster Piperno zurückkehren solle, und da indessen die Unruhen in Neapel beigelegt und die spanische Herrschaft wieder hergestellt war, wollte auch die Selvaggia nach Neapel zurückkehren. So geschah es, daß sie zusammen von Rom abreisten, wie sie zusammen in Rom angekommen waren. Die Selvaggia führte ihren Geliebten als Prior in das Kloster ein, aus dem sie ihn entführt hatte. Aber es war ihr schwer, sich von ihm zu trennen und sie blieb in Piperno, wo sie sich einen Palast baute und ihre Tage in frommer Einsamkeit verlebte.

Ein italienischer Priester.

General U... erzählt:

In meiner Jugend einmal, also schon vor geraumer Zeit, machte ich in Begleitung mehrerer Freunde und Diener von Neapel, meiner Vaterstadt, aus eine Reise nach Salerno. Obwohl wir als Neapolitaner an die schauderhaftesten Mord- und Räubergeschichten aus den Provinzstädten und Gebirgsdörfern gewöhnt waren, hatte das, was wir von dem damals höchst verfallenen Neste Salerno zu hören bekamen, unsere Neugierde so sehr gereizt, daß wir uns trotz aller Gefahren zu diesem Ausflug entschlossen. Salerno hatte für uns die Anziehungskraft des Schauderhaften, Unheimlichen; die Reise den Reiz eines Ausfluges in längst vergessene Zeiten, in denen sich zugetragen, was heute unglaublich und romantisch erscheint. Es hieß, daß sämmtliche Einwohner Salerno's sich in Räuber und Mörder umgewandelt haben, und es war gewiß, daß dort eine geschlossene Gesellschaft bestehe, die für Geld in ihrer Gesammtheit oder in einzelnen Mitgliedern zu jeder That, zu Mord, Ueberfall, Raub, Entführung bereit war. Das Leben des Menschen war da so sehr im Preise gesunken, die Gewissen so verhärtet, daß man auf einen Vorübergehenden schoß, nur um Pulver zu probiren.

Wir begaben uns in dieses Nest ohne Sorgen. Nicht weil wir zahlreich und bewaffnet waren, sondern weil die Salernitaner bei Ankunft solcher Galantuomini, wie wir, voraussetzten,

man komme, mit ihnen ein Geschäft zu machen, oder mit anderen Worten, Individuen zur Ausführung irgend einer blutigen Rache oder einer andern ähnlichen Unternehmung zu miethen. In solchem Falle war man ganz sicher; ja man wurde mit Zuvorkommenheiten, mit Gastlichkeit, mit allen möglichen Rücksichten aufgenommen.

In der That gesellten sich in der Nähe von Salerno einzelne Individuen zu uns, die aufs Höflichste ihre Dienste anboten, uns die Wege zeigten, auf mancherlei Interessantes aufmerksam machten und von den Heiligenbildern, an denen wir vorüberritten, mit Andacht und Glauben Legenden erzählten. Mit einem kleinen Gefolge kamen wir auf dem Marktplatze an. Dort waren wir bald von einer ebenso zuvorkommenden Bevölkerung umgeben, die uns aber trotz ihrer Zuvorkommenheit nicht zum Besten gefiel. Es waren meist die Weiber, die sprachen und uns offenbar zum Sprechen bringen wollten. Sie klopften auf den Strauch, sie versicherten, daß die Salernitaner tapfere Leute seien und zu jeder That bereit. Das Lächeln und die lauernden Blicke, mit denen sie ihre Worte begleiteten, machten ihre großen schwarzen Augen und die breiten schwellenden Lippen, die von Natur schön gebildet waren, nicht schöner. Einzelne Männer standen in unserer Nähe, malerisch an den Brunnen gelehnt oder auch ferner an den Häusern, und beobachteten uns schweigend, nur daß sie manchmal mit einer Bewegung oder mit einem lauten Auflachen die deutlichsten Anspielungen der Weiber begleiteten. Sie näherten sich mit einem Male von allen Seiten, als einer unserer Reisegefährten, ein leichtsinniger Marinelieutenant, auf die Anspielungen der Weiber einging und verrieth, daß er sie verstehe. Ich glaube, wir hätten in diesem Momente auf offenem Markte und vor hundert Zeugen ein Geschäft von hundert blutigen Rencontres abmachen können. Ich fürchtete, die Zwecklosigkeit unserer Reise zu verrathen, und benutzte die späte Stunde, um zur Ruhe aufzufordern und ein Gasthaus aufzusuchen.

„Bravo," rief eine Alte mit Beifall, „der Herr, Se. Exzellenz wollen wichtige Geschäfte mit ausgeruhtem Geiste, in der Frische des Morgens abmachen! Man lasse die Herren in Ruhe; Niemand folge ihnen in die Herberge!" — Ich nickte ihr zustimmend und so einverständig als ich vermochte.

Im Gasthause, einem alten, verfallenen, weitläufigen Gebäude, das ehemals ein Kloster gewesen sein mag, wollte man uns mehrere Zimmer anweisen, wir aber zogen es vor, zusammen zu bleiben und bereiteten unser Lager gemeinschaftlich in einem großen Saale, durch dessen Decke hie und da der blaue Himmel mit lächelnden Sternen blickte. Als Alles im Hause stille war, versäumten wir nicht, die Thüre zu verriegeln, sogar ein wenig zu verrammeln. Auch wachten die Diener abwechselnd an der Thür sitzend. Doch verging die Nacht vollkommen ruhig, ohne die geringste Störung, ohne das kleinste Abenteuer.

Andern Morgens durchzogen wir die Stadt — immer von einigen einheimischen Individuen gefolgt — besahen mehrere alte Gebäude, die an die wissenschaftliche Größe des mittelalterlichen Salerno erinnerten, und traten endlich in eine Kirche: Hier beginnt die Geschichte, die ich eigentlich erzählen wollte und die viele Neapolitaner bestätigen können, denn sie machte damals viel Aufsehen und war in Neapel Stadtgespräch.

Die Kirche war ziemlich besucht. Die Gläubigen, Männer und Weiber, knieten auf dem Steinpflaster und beteten mit jener Heftigkeit, mit der man anderswo zankt und die man nur im tiefsten katholischen Süden an Betenden beobachten kann. Ihre Lippen bewegten sich so rasch und ausdrucksvoll, als ob sie Jemand Vorwürfe machten oder als ob sie Drohungen aussprächen; die Hände hielten den Rosenkranz, als ob sie einen Dolch hielten, mit dem sie erzwingen wollten, was man ihren Bitten oder Drohungen nicht gewähren würde. Der Geistliche stand am Altar und las die Messe. Er machte das heilige Geschäft wie viele andere Geistliche handwerksmäßig ab und sah auch aus wie hundert andere neapolitanische Geistliche; gut genährtes,

doch nicht dickes Gesicht, braune Farbe, magere Hände mit langen Fingern und eine unverhältnißmäßig große Tonsur auf spitzigem, eckigem Kopfe. Er wäre uns weiter nicht aufgefallen, wenn nicht der Ministrant, ein hübscher Junge von ungefähr zwölf Jahren, unsere Aufmerksamkeit auf den Altar und die Messe gelenkt hätte. Wir standen in der Nähe und konnten bemerken, daß der kleine Junge sehr zerstreut war. Er ließ oft lange auf die sakramentalen Antworten warten, fuhr sich dann, wenn ihn der zelebrirende Priester zornig ansah, mit der Hand über die Stirn, stotterte dann die lateinischen Worte, um einen Augenblick darauf eben so zerstreut zu sein, wie vorher. Er vergaß das Meßbuch zu nehmen, dann es an die rechte Stelle zu legen, dann den Weihrauchkessel zur rechten Zeit zu handhaben. Einige der Gläubigen bemerkten die Zerstreutheit des Knaben und murrten. Mein Marinelieutenant lächelte. Wir glaubten anfangs, daß das fromme Geschäft das Kind langweile und daß es an ein Spiel oder irgend welche Allotria denke. Als wir aber aufmerksamer hinsahen, bemerkten wir, daß der arme Junge am ganzen Leibe zitterte, daß sein Auge manchmal starr und voll Entsetzen auf einer und der anderen Stelle vor dem Altare haftete, daß er mit unsagbarer Angst auf dem bleichen Gesichte den Bewegungen des Geistlichen folgte, der, nach dem Ritus, am Altare bald nach der einen, bald nach der andern Seite ging. Endlich schüttelte sich der Knabe wie im Fieber, blickte um sich und sah aus, als wollte er die Flucht ergreifen, oder als wüßte er nicht, was zu beginnen.

„Der arme Junge ist offenbar krank!" lispelte einer meiner Reisegefährten, und es schien wirklich, als wollte er den Priester um Entlassung bitten, denn er streckte mehrere Male die Hand aus, zupfte ihn am Meßgewande und wollte etwas sagen. Der Priester aber bemerkte es anfangs nicht. Doch mußte er endlich in dem Momente, da er das Allerheiligste erhebt und den Gläubigen zeigt, sich mit dem Gesichte dem Knaben zuwenden; das benutzte dieser und faßte, wie es schien mit der letzten Kraft,

das Meßgewand, riß daran mit der einen Hand, während die andere starr ausgestreckt, von den gläsernen Blicken des Knaben gefolgt, auf den Boden der Altarstufe zu Füßen des Priesters zeigte. Der Priester sah hinab, fuhr erschrocken zusammen, warf die Monstranz auf den Altar und stürzte voll Entsetzen in die Sakristei.

Die Aufregung in der Kirche war ungeheuer. Die Gläubigen schrien auf und warfen sich in einem Knäuel schreiend dem Altar entgegen, an dessen Fuße der Knabe ausgestreckt lag, noch immer mit der einen Hand auf eine Stelle deutend. Diese Stelle war ein Blutflecken und gleich daneben ein zweiter, dann ein dritter, vierter; der ganze Platz vor dem Altar war blutig beträufelt. Bei diesem Anblick verstummten die Einen, während die Anderen noch heftiger zu schreien, zu fluchen oder die Heiligen anzurufen begannen. Ein Theil der Gläubigen stürzte dem Priester in die Sakristei nach, ein anderer blieb bewegungslos vor den Blutstropfen stehen. Man hob den Knaben auf, der wie aus einer Ohnmacht erwachte und in abgebrochenen Worten erzählte, wie während der ganzen Messe unter dem Priestergewande hervor Blut und immer Blut träufelte. Das Volk drängte sich nun voll Angst vom Altare fort und zur Thür hinaus. Draußen fing eine Matrone sofort zu predigen an, daß es die Hostie gewesen, die geblutet habe, und das sei die Strafe für die ungeheuern Verbrechen der Salernitaner, und bei der Gelegenheit nannte sie den und jenen der Umstehenden und warf ihm die Zahl der Morde ins Gesicht, die er begangen, und erzählte solche Gräuel von Salerno, daß wir erkannten, wie wenig das Gerücht übertrieben habe.

Das Bluten der Hostien, sagte die Predigerin, komme nur in den außerordentlichsten Fällen vor und nur wenn die furchtbarsten Strafgerichte Gottes drohen. Sie prophezeite den Salernitanern den Untergang; der Vesuv werde sein Feuer bis hierher wälzen und sie in Flammen begraben, wie ehemals Pompeji und Herkulanum, als diese Städte nicht vom Heidenthume lassen

wollten, oder das Meer werde austreten und sie allesammt verschlingen. Sie riß das Tuch vom Kopfe und fuhr sich mit beiden Händen in die grauen Haare, die in Wellen über Gesicht und Schulter herabfielen, dann schlug sie sich in die Brust, daß es hallte, und erhob ein Klagegeschrei, in das die Weiber und Kinder mit einstimmten. Plötzlich zu uns gewendet rief sie, die Hand ausstreckend: „Und ihr Fremdlinge, die ihr hierher gekommen seid, um neue Sünden zu bezahlen, ziehet fort und häufet nicht neue Schuld auf diese verfluchte Stadt. Kehret zurück und versöhnt euch mit euren Feinden, ehe es zu spät ist, damit ihr nicht mit uns zu Grunde gehet."

Bei dieser an uns gerichteten Exhorte wurde die Prophetin unterbrochen. Die Menge, die dem Priester in die Sakristei nachgedrungen war, kam jetzt von dort zurück und aus der Kirche heraus auf den Platz. Aus ihrem Benehmen war schwer zu errathen, was in der Sakristei vorgegangen, denn dieser Vorgang hatte augenscheinlich die verschiedensten Wirkungen auf die Gemüther hervorgebracht. Die Einen waren ernst und sprachen demgemäß unter einander, die Anderen schrieen, die Dritten lachten. Auch unser Marinelieutenant, ein Mann, der bei Allem und immer in erster Reihe sein mußte, lachte ganz gewaltig. Er war einer der Ersten gewesen, die sich dem Priester in die Sakristei nachgestürzt hatten, und fing nun an, immer mit Lachen, zu erzählen, was er dort gesehen und erlebt, während die Salernitaner ihren Landsleuten Bericht erstatteten.

„Der Priester," erzählte der Marinelieutenant, „machte mit dem ersten Schritte in die Sakristei Anstalten, sich seiner Kleider zu entledigen und, wie es schien, etwas zu verbergen. Als er sich verfolgt sah, wollte er aus der Sakristei entfliehen, aber einige Männer verstellten ihm den Weg und erklärten ihm, daß sie erfahren müßten, was es mit dem Blute zu bedeuten habe, während andere auf seine Strümpfe aufmerksam wurden, die von oben nach unten mit Blut beträufelt waren. Er wollte keine weiteren Erklärungen geben und zog einen Dolch hervor, mit

dem er Diejenigen bedrohte, die ihm den Weg aus der Sakristei ins Freie abschnitten; aber im Augenblick war er von hinten entwaffnet und man sah mit einiger Ueberraschung, daß der Dolch von frischem Blute roth war. Darauf ging es an eine Untersuchung; instinktmäßig oder aus Gewohnheit griff ihm eines seiner Beichtkinder in die Tasche und" — hier lachte der Marinelieutenant wieder — „und zog — es war sehr überraschend — ein Paar ganz frischer, erst abgeschnittener Menschenohren hervor."

„Menschenohren?" riefen wir entsetzt.

„Ein ganz wohl conditionirtes, frisches Paar Menschenohren, die noch bluteten und von denen die Blutstropfen kamen, welche den armen Knaben am Altar mit solchem Entsetzen erfüllten."

„Waren es seine eigenen Ohren?" fragten wir weiter.

Seine eigenen Ohren saßen ihm ganz fest am Kopfe. Ihr seid sehr begriffsstützig," fuhr der Marinelieutenant fort; „die Salernitaner haben die Sache rascher begriffen. Ist es so? riefen sie und schienen sich Vorwürfe zu machen, nicht gleich errathen zu haben. Manche von ihnen lachten laut auf, und Alle waren sofort beruhigt, als sie einsahen, daß hier von keinem blutigen, drohenden Mirakel, sondern von einer gewöhnlichen Geschichte, von einem Morde auf Bestellung, die Rede war. Der Priester nämlich gehört mit zu der enggeschlossenen Gesellschaft der hiesigen Bravi; das ist Alles. Heute Morgen hat er einen Auftrag vollzogen, und um seinem Auftraggeber die beweisende Probe der Leistung zu überbringen, hat er seinem Opfer die Ohren abgeschnitten und in die Tasche gesteckt. Dann kehrte er eilend in die Stadt zurück, um nicht die Messe zu versäumen, die ihm bezahlt wird. Er kam etwas spät und hatte kaum Zeit, das Meßgewand über das Banditengewand zu werfen; die Ohren blieben in der Tasche und sie tropften während der Messe. Das ist die ganze Geschichte."

Während der Lieutenant uns, hatten die Andern der Menge Bericht erstattet. Als sie geendet, jubelte das Volk auf. Es war

also kein Mirakel! Ein Alp, eine große Angst war ihnen vom Herzen gefallen, und sie wandten sich lachend zu der Prophetin, die ihnen die Hölle heiß gemacht hatte, und verhöhnten sie auf alle mögliche Weise. Der und Jener ballte sogar die Faust gegen sie, nannte sie einen Unglücksraben, eine Hexe, ein Mal-occhio, kurz ein schädliches Wesen, das noch Unglück herbeikrächzen könne und das man eigentlich beseitigen müsse. Die Prophetin war beschämt und endlich bestürzt. Sie schlich sich schweigend davon, während die ganze Versammlung sehr heiter wurde, daß es nichts gewesen sei als diese Dummheit.

Wir benutzten die kleine Aufregung, um uns unbemerkt davon zu machen, unsere Pferde und Maulthiere zu satteln und den Staub von Salerno von unsern Füßen zu schütteln.

Und was ist mit dem Priester geschehen?

Mit dem Priester? Nichts!

Er ist nicht bestraft worden?

Ich glaube nicht. Er hat keine Kläger gefunden und er hätte keine Richter gefunden.

Er ist wenigstens versetzt worden?

Ich glaube nicht. Doch weiß ich über Alles, was auf jenen Tag folgte, nichts Gewisses. Gewiß ist nur die Thatsache, die ich erzählt habe, und die unzählige Neapolitaner und Salernitaner erzählen können.

Doktor Schwan.

Mehr noch der pfuscherischen, von der kaiserlich ottomanischen Regierung und von Omer Pascha angestellten Aerzte müde, als des Donaufiebers und all' der vielnamigen Krankheiten, die im Kriegsjahr 1854 mich und Tausende von Fremden und Soldaten in Rustschuk seit Wochen belagerten, fing ich an, mich nach einem ordentlichen europäischen Arzte umzusehen, um endlich das trostlose, verpestete, mir in tiefster Seele verhaßt gewordene Rustschuk verlassen zu können. Aber die wenigen europäischen Aerzte, denen man sich hätte anvertrauen können, waren in Schumla oder in der Nähe des kommandirenden Generals, der zur Zeit in entfernten Gegenden sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Zwar hörte ich von einem trefflichen Hekim oder Arzt, der in dem gegenüberliegenden Giurgewo von der walachischen Regierung an der Quarantaine angestellt war und sich in der ganzen Gegend eines ausgezeichneten Rufes erfreute; aber Giurgewo und Rustschuk waren zwei verschiedene, durch unendliche Entfernungen getrennte Welten; das eine war von Russen, das andere von Türken besetzt. Endlich bewerkstelligte Hassan Pascha den Uebergang über die Donau; die Russen zogen sich erst nach Frateschti, dann nach Bucharest und zuletzt, die Oesterreicher in ihrem Rücken fürchtend, gänzlich über die moldau-walachische Gränze zurück. Die Verbindung zwischen den beiden Donauufern und den zwei einander gegenüberliegenden Städten war wieder hergestellt.

Einige Tage darauf erfuhr ich, daß der Hekim aus Giurgewo — er war nur unter diesem Namen oder als der „Brillenträger" bei den Türken bekannt — in Rustschuk anwesend sei, um nach der langen Trennung seine alten Klienten, meist Familien der europäischen Konsuln, zu besuchen. Ich schickte meinen Wirth, einen einfältigen Türken, der meinen Namen eben so wenig aussprechen konnte wie den des Arztes, auf Kundschaft aus und mit dem Befehle, mir den Hekim um jeden Preis herbeizuschaffen.

Ich lag ungeduldig auf meinem Divan in meinen Pelz gehüllt und horchte auf jeden Lärm von der Straße und der Veranda. Nach wochenlangem Umgang mit dummen Türken und rohen Bulgaren sehnte ich mich eben so sehr nach dem civilisirten Menschen, wie nach dem Arzte, der mir helfen und mich zur Weiterreise fähig machen sollte. Nach mehreren Stunden Harrens, gegen Abend, trat endlich der Vielersehnte in meine Stube. Ein sonderbares Männlein, eine höchst auffallende, beinahe komische Erscheinung. Der Doktor war klein, überaus mager an Gesicht, Händen und Beinen, und doch um die Mitte des Leibes mit einem sehr in die Augen fallenden Embonpoint gesegnet. Das zarte, kleine Gesicht schien vorzeitig gealtert und war von unzähligen feinen Fältchen bedeckt. Auf der kleinen aber spitzigen Nase saß eine große blaue Brille, welche die Wangen zur Hälfte und die ganzen Augenbrauen bedeckte. Von der Stirne war nicht viel zu sehen, da sie beinahe ganz unter dem Fez stak, den der Doktor, nach orientalischer Sitte, auch in der Stube auf dem Kopf sitzen ließ. Dieser Fez, ein genetzter Gürtel, der die Kleider um die Mitte des Leibes fest hielt und an der Seite in Quasten herabfiel, eine lange türkische Pfeife mit blaugläsernem Mundstück war das einzig Orientalische an dem ganzen Manne; sonst war er europäisch gekleidet, oder deutsch, denn sein ganzer Anzug erinnerte an gewisse arme oder vernachlässigte Gelehrte, Theologen ohne Pfarre, Philologen, die zu Correktoren in Buchdruckereien herabgesunken und an ähnliche Erscheinungen, wie man deren in deutschen Universitätsstädten zu finden pflegt. Auf seinen kleinen Füßchen

ging er wie ein Vogel daher, indem er immer zuerst mit den Zehen auftrat und dann langsam die Ferse sinken ließ. Diese Art des Ganges vollendete erst das Komische der Erscheinung, und ich hätte bei seinem Eintreten gleich, wenn auch nicht lachen, so doch lächeln mögen, wenn ich ihn nicht sofort nach den ersten zwei Schritten ins Zimmer erkannt und zwar als einen lieben, alten Bekannten und Freund erkannt hätte, in dessen Leben ich vor mehr als zwanzig Jahren eine sehr traurige Rolle gespielt hatte. Ich lächelte nicht — ich war überrascht, erstaunt und noch mehr erschrocken. Aber ich faßte mich schnell und unterdrückte den Ausruf der Ueberraschung und die Nennung seines Namens, die sich bei seinem Anblick auf meine Lippen drängten. Ich sah ihn nur starr an und zitterte vor dem Gedanken, daß er auch mich erkennen möchte. Mein Plan war rasch gefaßt. „Wenn er mich nicht erkennt," dachte ich, „stelle ich mich ihm unter einem falschen Namen vor."

Er näherte sich meinem Lager und sagte mit jener mir so wohl bekannten Stimme und eben so wohl bekannten Schüchternheit: „Ich bin der Doktor, den Sie haben suchen lassen."

Ich hatte nicht den Muth, ihm ins Gesicht zu sehen; ich blickte ihn nur von der Seite an, und fürchtend, daß er meine Stimme eben so erkennen könnte, wie ich die seinige, blieb ich still. Der Doktor glaubte, daß ich ihn nicht verstanden und wiederholte: „Ich bin der Doktor, der Doktor Schwan von Giurgewo."

„Seien Sie mir willkommen, Herr Doktor!" sagte ich halblaut und spähte nach dem Ausdrucke seines Gesichtes. Aber er blieb ruhig und ich fuhr muthiger fort: „Verzeihen Sie, daß ich Sie bemüht habe."

„O," fiel mir der Doktor ins Wort — „ich freue mich, einen Landsmann zu sehen; der Türke sagte mir, daß mich ein deutscher Tschelebi (Gentleman) zu sehen wünsche. Sie sind ein Deutscher?"

„Ja, Herr Doktor!"

„Vielleicht ein naher Landsmann von mir? ein Oesterreicher? fragte er freundlich weiter.

Jetzt war der Moment gekommen, da ich meinem Entschlusse gemäß zu lügen anfangen und mich in mein Inkognito kleiden mußte.

„Nein, Herr Doktor," sagte ich, „ich bin aus Norddeutschland und heiße Arnold."

„Deutscher ist Deutscher," lächelte der Doktor — in der Fremde verwischen sich die dreißig deutschen Gränzen. Ich bin ein Oesterreicher und als solcher nannte ich ehemals alle Deutschen Ausländer; das hat aufgehört, seit ich hier in der barbarischen Fremde lebe."

„Das hat," sagte ich, „heutzutage bei vielen Oesterreichern aufgehört."

„Desto besser, desto besser," rief der Doktor freudig, und zog zur Vervollständigung seines Bildes eine Tabaksdose aus der Tasche und nahm eine Prise.

„Sie sind wohl schon lange fort aus der Heimat?" fragte ich, um meine Heuchelei zu vollenden, da ich den Zeitpunkt seines Verschwindens aus dem Vaterlande genau kannte.

„Ueber zwanzig Jahre, Herr Arnold, über zwanzig Jahre!" — erwiderte er kopfschüttelnd und wie mir schien mit einem Anflug von Trauer. — „In solchem Zeitraum kann sich Manches ändern."

Er hatte offenbar Lust, sich nach Mancherlei zu erkundigen, aber er erinnerte sich seiner Pflicht als Arzt und begann, nachdem er meinen Puls gefühlt, mich auszufragen. Dabei nahm er die große blaue Brille von der Nase und ich sah die grauen, erloschenen Augen, die ich so gut kannte, die von Kindheit an mit arger Kurzsichtigkeit geschlagen waren, und die es mir jetzt erleichterten, mein Inkognito aufrecht zu erhalten und durchzuführen.

Freilich war ich in dieser Beziehung noch durch viele andere Umstände begünstigt. Als uns das Schicksal vor mehr als zwanzig

Jahren trennte, war Jakob Schwan ein fertiger Mann, an dem sich nicht viel ändern konnte; er hatte damals schon alle die Eigenthümlichkeiten, die ihn jetzt noch auszeichneten, den sonderbaren Hühnerschritt, die blaue Brille, die Blatternarben, die magere, in der Mitte aufgedunsene Gestalt und — neben dem gutmüthigen und edlen Ausdruck des Gesichtes — sagen wir es nur mit einem Worte — die ganze Häßlichkeit, welche die Jahre nicht verringert hatten. Er war ganz Derselbe, nur etwas gealtert. Neu an ihm waren bloß der Fez und der Tschibuk. Ich hingegen war, als er mich verließ, ein Junge von zwanzig Jahren, dessen Bart, der im Orient die vollste Entwickelung erlangte, jetzt das halbe Gesicht bedeckte und weit auf die Brust herabfiel, damals kaum die ersten flaumigen Keime getrieben hatte. Der Bart war es, der den ägyptischen Joseph seinen älteren Brüdern verbarg, während er sie daran erkannte.

Doktor Schwan gab mir die beruhigende Versicherung, daß meine Krankheit nicht gefährlich sei. „Diese vielfachen Anflüge der verschiedenen Krankheiten, die in dieser Gegend wüthen," sagte er, „werden wir mit leichter Mühe entfernen; dann kommt es nur darauf an, Sie gut zu nähren, damit Sie gestärkt die Weiterreise durch die unwirthbaren Gegenden der innern Türkei wieder aufnehmen können; mit der Luftveränderung wird dann das Donaufieber von selbst verschwinden."

Dieses abgethan, knüpfte der Doktor ein Gespräch über Deutschland an, nach dessen gegenwärtigen Zuständen er sich mit großem Patriotismus und, wie es schien, mit sanfter Sehnsucht erkundigte. Da ich voraussetzte, daß er auch gern etwas über seine alten Freunde erfahren hätte, ließ ich es im Gespräche so mit einfließen, daß ich in seiner speciellen Heimat gut bekannt wäre. Sofort fragte er, ob ich nicht zufällig Den und Jenen kenne? und seine Freude war groß, als ich „zufällig" mit den meisten Personen, für die er sich interessirte, mehr oder weniger genaue Bekanntschaft gemacht und über ihre gegenwärtigen Verhältnisse Auskunft geben konnte. Er hörte mir mit der größten

Theilnahme zu, und unterbrach mich nur manchmal mit einer neuen Frage oder mit einem tiefen Seufzer. Ich war gerührt und wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen, und doch zitterte ich wieder vor dem Gedanken, daß er mich auch nach mir selbst fragen könnte. Aber er that es nicht, und auch dieses erfüllte mich wieder mit Trauer, denn es bewies mir, daß gewisse alte Wunden noch nicht geheilt waren, und daß in diesem ehemals mir so lieben Freundesherzen noch einige Bitterkeit gegen mich übrig sein müsse.

Meine Mittheilungen und das Gespräch über des Doktors Freunde, welches sich bis spät in die Nacht hinein verlängerte, trugen, abgesehen von der Landsmannschaft, viel zur schnellen Reife und Entwickelung unserer Bekanntschaft bei. Schon am nächsten Tage trabte er auf seinem kleinen anatolischen Pferde wieder über die neue Schiffbrücke herüber nach Rustschuk, und wieder saßen wir, dießmal in der Veranda, rauchend und Kaffee trinkend, bis spät in die Nacht plaudernd und erzählend. So auch die folgenden Tage, da der Doktor drüben in Giurgewo, aus dem alle Einwohner geflohen waren und wo die Quarantaine aufgehoben worden, nichts zu thun hatte. Mein alter Freund wurde mir so lieb, wie er mir ehemals gewesen. Er war ja auch in der That ganz Derselbe, ganz derselbe Geist, der sich, selbst hier in der barbarischen Einsamkeit, für jeden Sieg und Fortschritt der Menschheit begeisterte, dasselbe zu jeder Hilfe bereitwillige, gute Herz, das an Alles dachte, nur nicht an Dank und Anerkennung; dieselbe reine Seele, die immer noch nicht begriff, daß der Welt auch Aeußerlichkeiten wichtig sind, und daß man sich nach dem Kern und Inhalt der Dinge nur selten und nur in zweiter Reihe umsehe.

Nachdem meine Erzählungen erschöpft waren, kam das Gespräch natürlich auch auf das Hauptthema des damaligen Tages, worüber sich der Fremde mit Europäern, die den Orient seit länger kannten, am Liebsten besprach. Ich meine „den kranken Mann, den Ver- und Zerfall der Türkei.“ Der Doktor war eben-

falls der Meinung, daß die Dinge nicht länger mehr so gehen könnten, und als Arzt zählte er die vielen Ursachen der Krankheit und die eben so zahlreichen Symptome baldiger Auflösung des kranken Mannes auf. Aber ich war erstaunt, als es mir der eben so gebildete als zarte Doktor bestritt, daß auch die Polygamie zu den Krankheitsursachen der Türkei gehöre.

„Mißverstehen Sie mich nicht," sagte er, als ich mein Erstaunen laut äußerte — „ich vertheidige nicht eigentlich die Polygamie, nein, mit meiner Vertheidigung meine ich im Grunde die Behandlung, welche die Türken ihren Frauen angedeihen lassen und das ganze Verhältniß, die Stellung des Weibes im Oriente; diese vertheidige ich, diese kann ich nicht als eine der Ursachen des Verfalles gelten lassen."

„Wie?" rief ich — „Sie vertheidigen die Sklaverei des Weibes, die Herabwürdigung derjenigen Person im Hause, in der Familie, welche die ersten Keime des Guten in die kindlichen Gemüther pflanzen soll? Jenes schönste Element, auf dem die Familie und darum die ganze sittliche Gesellschaft beruht, wollen Sie erniedrigt sehen? Die Mutter, die Geliebte, die Braut, die Gattin, die schönsten und poesievollsten Gestalten auf der Bühne des Lebens sollen mit Recht entseelt, zu Dingen, zu todten, geistlosen Sachen herabgewürdigt werden dürfen? zu Gegenständen, die man kauft, verkauft, einschließt und jeder eigenen freiwilligen Aeußerung und Bewegung beraubt? Ich begreife Sie nicht!"

„Ich habe," erwiderte der Doktor ruhig, „ich habe ehemals so gedacht, die Dinge so betrachtet wie Sie, wie jeder gebildete Europäer. Aber urtheilen heißt vergleichen. In Europa fehlt uns die Gelegenheit zur Vergleichung, darum können wir über diese Dinge nicht urtheilen. Sehen Sie, ich sitze seit zwanzig Jahren hier auf einem Posten, der mir alle Gelegenheit zur Vergleichung, also zum Urtheil bietet. Hier in Rustschuk sehen Sie nur Minarete und Harems; gerade gegenüber erhebt sich ein Kirchthurm und walten sogenannte europäische Hausfrauen. Drüben in der Walachei kann man alle letzten Konsequenzen der

europäischen Anschauung, die äußerste Entwicklung des europäischen Systems beobachten. Da genießt das Weib der vollkommensten Freiheit und die Heirath ist nichts anderes als Kauf und Verkauf. Von Heirath aus Neigung ist nur in den allerseltensten Fällen die Rede. Manchmal sieht es wohl darnach aus, aber wenn man näher zusieht, ist es Kaprice, Grille, momentane Leidenschaft, die der materielle Besitz sofort in das Nichts auflöst. Es gibt äußerst wenige Ehen, welche als solche im wahrhaftigen Sinne des Wortes Monate oder mehrere Jahre über dauern. Ihr äußerlicher Fortbestand ist eine baare Lüge, die Niemand täuscht. Bei solchen Zuständen ist es dem Weibe leicht, sich in Alles und Jedes zu mischen, und da sie zum Theil ihrer Natur nach, zum Theil in Folge ihrer Entwicklung inmitten solcher Zustände frivol ist und nur an Aeußerlichkeiten hängt, wird dem ganzen Wesen dieser Gesellschaft der Stempel der Frivolität aufgedrückt, wird das ganze Leben dieser so organisirten Gesellschaft bei solchen obwaltenden Elementen unsäglich platt, unbedeutend, verflacht. Die Männer werden Stutzer, Kurmacher, Gecken, Intriguanten. — Sehen Sie dagegen, wie es sich hier in der Türkei verhält. Das schädliche, weibliche, frivole Element wird von vornherein aus der Gesellschaft entfernt. Der Mann verliert seine Zeit nicht mit Kurmachen und braucht, wenn er den Charakter darnach hat, seine Mühe, seine Arbeit nicht zu verschwenden, um seinem Weibe den Luxus, die kostbaren Vergnügungen und Alles das zu verschaffen, was den europäischen Ehemann in Arbeit und Sorgen aufreibt. Er setzt seine Frau in den Harem und damit ist's gut. Als junger Mann verschwendet er sein Bestes in Geist und Gemüth nicht mit leeren Leidenschaftlichkeiten, Sehnsüchteleien, Abenteuern, Romanen ꝛc. Er macht sich keine überspannten Vorstellungen vom Weibe, er basirt nicht sein ganzes Glück auf ein weibliches Ideal, und so ist er auch jenen schmerzlichen Enttäuschungen nicht ausgesetzt, die oft fürs ganze Leben unglücklich machen, Byron'sche Helden schaffen und Geist und Herz in öde Brandstätten verwandeln. Wie viele Hindernisse werden dem

Europäer in seiner Laufbahn, in seiner Entwicklung von weiblicher Seite her geweckt; die Sucht zu glänzen, Andere zu überstrahlen, Neid, Mißgunst und alle die Gefühle, die eine Nachbarin der andern gegenüber hegt, werfen den Mann, der sein Loos mit dem eines Weibes so innig verbunden hat, hundert Mal aus der Bahn, die er als die seinen Talenten, seinem Charakter und seinen Neigungen angemessene erkannt und mit Vorbedacht gewählt hat. Der Mohammedaner kann auf diese Weise nicht gestört werden. Ob er nun ruhig sein Feld bebauen, oder seinen Ehrgeiz in kriegerischen, politischen oder gelehrten Ruhm setzen will — sein Weib weiß kaum etwas von der Lebensweise und den Absichten ihres Gatten, und ist schon darum nicht fähig, ihn zu behindern. In ihrem Harem bedarf die Türkin der Näschereien, Spielzeugs und einigen Schmucks; das wird ihr mäßig geliefert, und das Leben ihres Mannes wie die ganze Weltgeschichte können draußen ihren natürlichen Verlauf nehmen. Am Ende ist es doch die Hauptsache, daß der Mann seine Kräfte übe, sie zur höchstmöglichen Entwicklung bringe, und sie nicht an Plattheiten und an die Befriedigung kleinlicher Eitelkeiten und Leerheiten verschwende."

Ich unternahm es nicht, den Doktor zu bekehren und ihm zu beweisen, wie zur vollkommenen Ausbildung des Mannes auch die Erkenntniß des Weibes, und zur vollkommenen Entwicklung der Weltgeschichte und der Gesellschaft auch die Entwicklung des weiblichen Elementes gehöre. Auch war ich nur zu Anfang über seine Ansichten, die so sehr mit seinem ganzen Wesen in Widerspruch standen, erstaunt; im Verlaufe seiner Rede, die ich hier nur auszugsweise gebe, erinnerte ich mich seiner Geschichte, und die ersten Ursachen seiner Ansichten wurden mir auf traurige Weise klar und offenbar. Mögen wir noch so sehr mit fertigen Anlagen geboren werden, erst unsere Geschichte macht uns fertig, und jeder Mensch hat seine Geschichte, und sei sie noch so kurz, sie wirkt entscheidend, und was auf sie folgt, ist nur ihre Wirkung und ihr Anhängsel. Auch der Doktor hatte die seinige und ich

seufzte innerlich, da ich mich ihrer während seiner Rede über das weibliche Geschlecht erinnerte.

* *
*

Ungefähr einundzwanzig Jahre vor meinem Aufenthalte in Rustschuk erhielt ich von meinen Eltern die langersehnte Erlaubniß, unsere Provinzialhochschule mit der Universität der Residenzstadt zu vertauschen, aber ich erhielt diese Erlaubniß nur unter der Bedingung, daß ich in der Residenz mit meinem Landsmanne Jakob Schwan, Stud. med., dieselbe Wohnung, wo möglich dieselbe Stube beziehe. Es war dieß eine weise Vorsicht meiner Eltern. Ich war ein junger Springinsfeld von neunzehn Jahren, der von den Freuden des Lebens gern so viel mitnahm, als er erhaschen konnte, und dem man nicht so ohne Weiteres und ohne besondere Vorsichtsmaßregel auf das hohe Meer des Residenzlebens hinauszusteuern gestatten durfte. Man war mit Recht besorgt, daß ich meine Zeit zwischen Tanz- und Fechtboden und Kaffeehaus einerseits und den Kollegien und Büchern andererseits ungleich theilen könnte. Jakob Schwan hingegen, der Sohn eines armen Pächters in unserer Nachbarschaft, war ein Musterstudent, der in unserer Gegend in höchster Achtung stand und von dem man wußte, daß er von seiner Zeit auch nicht eine Stunde unnütz vergeude. Zeugniß dafür legte seine große Bildung ab, sein reiches, für sein Alter erstaunliches Wissen sowohl in seinem Fache, der Medizin, als in vielen andern Fächern. Wie zu seinem Wissen hatte man zu seinem Charakter, der sich schon vielfach bewährt hatte, alles Zutrauen. Er war außerdem um wenigstens sechs Jahre älter als ich, ein ziemlich alter Student, da er zwischen Gymnasium und Universität drei Jahre hofmeisterte, um die Studienkosten zu erwerben, und ferner war ich, dem man den guten Jakob immer als Muster hinstellte, daran gewöhnt, zu ihm als einem ausgezeichneten Menschen hinaufzusehen: er war also wie gemacht, um mich zu bevormunden, und ich war sehr aufgelegt, mich dieser Bevormundung gerne zu fügen. Daher die

Bedingung meiner Eltern. Bei der Seelengüte Jakobs zweifelte man nicht einen Augenblick daran, daß er mich bereitwillig als Stubengenossen aufnehmen werde. So war es auch. Jakob empfing mich mit offenen Armen und sorgte für mich, wie für einen jüngeren Bruder. Seine Güte und sein Beispiel wirkten sehr günstig auf mich und ich saß in der anstoßenden Stube, die mit der seinigen durch eine stets offene Thüre verbunden war, fast eben so fleißig wie er an den Büchern. Obwohl meine philologischen Studien mit den seinigen nichts gemein hatten, unterstützte er mich doch mit Rath und Aushülfe, da er während der drei Jahre seiner Hofmeisterei das bereits auf dem Gymnasium gründlich gewonnene philologische Wissen bedeutend erweitert hatte und es, behufs einer Geschichte der Medizin, die er einst zu schreiben beabsichtigte, bei Gelegenheit gerne wieder aufnahm. Obwohl ich ihm förmlich als Mündel übergeben worden war und ich mich bereit zeigte, mich seinen Anordnungen gänzlich zu fügen, und trotzdem er so lange den Pädagogen gespielt hatte, nahm er mir gegenüber doch nie die Miene eines Vormundes oder Hofmeisters an und war sein Benehmen fern von aller Pedanterie. Seine Milde, seine Güte, seine Toleranz für Jugendlichkeit und tollen Uebermuth trieben ihn, mich vielmehr als seinen Freund zu behandeln, und ich fühlte mich glücklich, in der großen, mir fremden Residenz einen solchen Freund zu besitzen. Obwohl ich über reichere Mittel verfügte und größere Ausgaben wagen konnte als er, folgte ich ihm doch gerne an den ärmlichen Tisch seines Gasthauses, nur um immer in seiner Gesellschaft zu sein, und beschränkte ich meine ganze Lebensweise auf das bescheidene Maß, das er sich aus Nothwendigkeit sowohl wie aus Neigung vorgeschrieben hatte. Dafür ließ er sich manchmal verleiten, mir auf den Tanzboden zu folgen, wo ich mit schönen Nähmädchen und Blumenmacherinnen halbe Nächte verjubelte. Er tanzte nicht — er hatte diese Kunst nie gelernt — aber er freute sich am Anblick dieser ihm neuen Welt und dem jugendlichen Treiben; mich, den Jüngeren, aber Erfahreneren, unterhielt es, wie er hinter all'

dem seine eigene Unschuld voraussetzte, und hinter Anmuth und Lustigkeit von Putzmacherinnen mit seinem Idealismus und seiner künstlerischen Logik auch nur Schönheit der Seele und Tugend zu sehen vermochte. Suchte ich ihm in dieser Beziehung manchmal die Augen zu öffnen, wehrte er die Wirklichkeit, die mit seinem unschuldigen Idealismus nicht übereinstimmte, mit einem stereotypen, halb ungläubigen, halb toleranten „Aber Nein!" von sich ab.

Indessen bemerkte ich im Laufe der Wochen, daß bei all' der Freundschaft, die von Tag zu Tag auf beiden Seiten inniger wurde, Jakob doch ein Geheimniß vor mir hatte. Manche Abende verbrachte er ohne mich außer dem Hause, ohne mir zu sagen, wo und mit wem er gewesen. Nach solchen geheimnißvollen Ausflügen war er jedesmal in etwas verändert, entweder beredter oder schweigsamer, heiterer oder ernster als gewöhnlich. Bei jedem Andern hätte ich Liebes-Stelldichein vermuthet; bei Jakob schien dergleichen unmöglich. Ich fragte nicht, denn ich war bei seinem sonstigen Vertrauen überzeugt, daß sein Geheimniß nicht sein eigenes sein könne, daß er mich sonst einweihen würde, und ich achtete, selbst schweigend, seine Schweigsamkeit. Von Zeit zu Zeit aber, vorzugsweise nach solchen mysteriösen Ausflügen, schien es mir, als ob ihn etwas drückte, als ob er mir etwas mittheilen wollte. Er blieb dann vor mir stehen und sah mich lange an; gab ich ihm darauf einen fragenden und erwartungsvollen Blick zurück, erröthete er, lächelte, wandte sich ab, fing in einem Buche zu blättern an und schwieg nach wie vor.

Eines Abends — es war schon spät und ich lag im Bette — kehrte er von seinem geheimnißvollen Gange heim. Ganz gegen seine Gewohnheit trat er ziemlich lärmend und ohne alle Rücksicht auf den Schlaf seines Zimmernachbarn in die Stube und öffnete gleich darauf meine Thüre.

„Schläfst du, Viktor?" rief er laut genug, um mich zu wecken, wenn ich geschlafen hätte.

„Nein! was ist?"

„Ich komme gleich zu dir," erwiderte er, „ich zünde nur das Licht an."

Wenige Augenblicke darauf trat er mit dem Hut auf dem Kopfe, im Ueberrock und eine Kerze in der Hand, an mein Bette. Er achtete nicht auf den Schnee, der noch auf Hut und Kleidern lag, und zeigte mir ein Gesicht, das glückselig vor sich hinlächelte.

„Was hast du, Jakob? Was ist mit dir vorgegangen? Hast du Aussicht auf eine Anstellung? Bist du Ordinarius geworden? Hast du eine neue Quelle zur Geschichte der Medizin entdeckt? Oder gar schon einen Verleger für das ungeschriebene Werk gefunden? Du siehst aus, als hätte sich ein großes Glück geradenwegs vom Himmel auf dein bemoostes Haupt herabgesenkt!"

Jakob lächelte und antwortete nicht; er rieb sich die Hände und ging bald schneller, bald langsamer in der Stube auf und ob. Endlich blieb er vor meinem Bette stehen und sagte lächelnd und schamerröthend: „Sie hat ein Vielliebchen mit mir gegessen!"

„Sie? Wer ist Sie?" fragte ich.

Aber anstatt zu antworten, fragte er weiter: „Was thut man, wenn man ein Vielliebchen gegessen hat?"

„Vor Allem," sagte ich, „verliert man; das ist Pflicht, wenn man ein Vielliebchen mit einer Sie ißt."

„Ich habe verloren, es ist verloren!" rief er, als ob er einen Sieg verkündete.

„Wie? gleich verloren?"

„Augenblicklich! kaum hatte ich es gegessen, als sie mich schon überlistete," rief er wieder voll Freude.

„Nun, jetzt mußt du ihr ein Geschenk machen."

„Aber was schenkt man einer Dame?" fragte er weiter.

„Das hängt von Personen und Umständen ab. Ist sie schön? ist sie jung? ist sie liebenswürdig?"

„O Gott!" seufzte Jakob, indem er die Augen himmelwärts wendete.

„Genug," rief ich, „ich weiß genug. Der mußt du etwas sehr Schönes schenken."

„Nicht wahr?“ sagte Jakob, „das habe ich auch schon gedacht.“

„Gewiß,“ fuhr ich im Tone des erfahreneren Rathgebers fort — „aber halt! Noch Eins: seid ihr intim?“

„Wer?“ fragte mein Freund.

„Du und Sie?“

Jakob wurde verlegen. „Das,“ stammelte er, „das weiß ich wirklich nicht. Vielleicht, so gewissermaßen — aber du mußt nichts Böses denken.“

„Gott bewahre, du Don Juan, du Verführer!“ sagte ich scherzend. „Jakob, Jakob, das hätte ich von dir nicht gedacht.“

Der Scherz that ihm offenbar wohl, obgleich er sein abwehrendes: Aber nein! entgegensetzte und hinzufügte: „Du mußt nicht denken, daß —“

„Ich denke gar Nichts,“ fiel ich ein; „ich weiß genug. Du mußt ihr ein sehr schönes Geschenk machen.“

„Aber was soll ich ihr schenken?“ fragte er aufs Angelegentlichste.

„Z. B. ein schönes Buch.“

„Das habe ich auch schon gedacht,“ fiel er rasch ein. „Wie wäre es, wenn ich ihr meinen Shakespeare schenkte?“

„Jakob!“ rief ich erstaunt und vorwurfsvoll — „deinen schönen, deinen herrlichen Shakespeare, deinen Stolz, deine Freude, deinen schönsten Besitz! Ich hätte gedacht, daß du dich von dem nie würdest trennen können.“

„Es kann Umstände geben —“ sagte er verlegen.

„Allerdings! allerdings!“ fiel ich ein, „gib ihr deinen Shakespeare und sei glücklich.“

„Ich kann mir ja einen andern, einen billigern kaufen,“ sagte er nachdenklich — „die Kupferstiche in meiner Ausgabe sind mir gleichgültig — für fünf Gulden kaufe ich eine einfache Ausgabe.“

„Kaufe dir einen billigern Shakespeare, mein Sohn, und sei zweimal glücklich,“ rief ich wieder und lachte.

Er sah mich erschrocken an und sagte in vorwurfsvollem

Tone: „Siehst du, Viktor, du lachst. Ich habe das immer gefürchtet — ich hätte dir sonst schon lange erzählt —"

Er unterbrach sich und wollte in seine Stube zurück; aber ich streckte den Arm aus und zog ihn ans Bett, daß er sich setzen mußte. Es wurde mir nicht schwer, ihn zu beschwichtigen und mittheilsam zu machen, da ihm Mittheilung Bedürfniß war. Da sah ich denn in ein bis an den Rand von Liebe erfülltes Herz; in ein Gehirn, das nur von gemüthvollen und schönen Träumen bewohnt war, ja nicht nur von Träumen, auch von fertigen, positiven Planen der Zukunft, von Heirath, von glückseliger Häuslichkeit, von Familienglück. Die Wissenschaft, die literarischen Projekte, die Geschichte der Medizin, das hohe Interesse für alle Entdeckungen und neuen Forschungen waren tief in den Hintergrund gedrängt, oder traten nur als Mittel zum Zweck, zu dem einen und einzigen geliebten Zwecke in den Vordergrund. Jakob lächelte, als ich ihn auf diese wissenschaftliche Apostasie aufmerksam machte, und sagte achselzuckend: „Was willst du? ich bin auch ein Mensch!"

Die Geschichte seiner Liebe war, wie ich voraussetzte, eine höchst einfache Geschichte. Er war, als er in die Residenz kam, durch den Edelmann, bei dem er Hofmeister gewesen, an den Notar Heideloff empfohlen, und wurde von diesem, der die Geschäfte des Edelmanns besorgte, sehr freundlich aufgenommen und seiner Familie vorgestellt. Die Familie bestand aus einer Frau und einer einzigen Tochter, welche Adele hieß. Adele trug ihr aschblondes Haar in Locken, die auf Brust, Schulter und Nacken in üppigster Fülle herabströmten; sie hatte blaue Augen, runde, sanft geröthete Wangen und einen Mund, der bezaubernd zu lächeln verstand, so wie sich ihre ganze, man wußte nicht ob zarte, ob üppige Gestalt aufs Anmuthigste und gar nicht anders zu bewegen verstand. Nach Jakobs Aussage war ihre Seele noch schöner als ihre äußere Erscheinung; ihr Sinn war edel und gebildet und für alles Schönste und Höchste empfänglich. Das wußte er besser als jeder Andere, da er mit ihr Goethe und

Shakespeare las und ihr die alten Tragiker erklärte. Er sagte, man brauche sie nur tanzen, ja nur durch die Stube schreiten zu sehen, um von der Schönheit ihrer Seele für immer überzeugt zu sein. Alles an ihr sei wie lieblichste Musik; gegen Jedermann sei sie voll Wohlwollen, auch gefalle sie Allen und habe sie das schöne Bestreben, Jedermann Sympathie einzuflößen. Er habe dieses Alles gleich bei seinem ersten Besuche vorempfunden; nie habe eine Ahnung so deutlich, so bestimmt und so wahr in ihm gesprochen, wie damals. Es war an einem Herbstnachmittage; die Sonne fiel durch rosige Gazevorhänge in die Stube. Die Mutter saß auf einem Fauteuil, ihr zu Füßen, auf einem Schemel, das lockige Köpfchen auf das Knie der Mutter gelehnt und mit deren Hand tändelnd, saß die Tochter. Die Mutter saß im Schatten, der rosige Sonnenschein fiel auf die Wangen Adelens. Es war ein Bild, das er nie vergessen werde, und er glaubte damals, er werde Adele nie schöner sehen. Aber er hat sie seit damals hundert verschiedene Male schöner gesehen. So jeden Donnerstag Abends, wenn da getanzt wird, dann, wenn er mit ihr an einem kleinen Tischchen sitze und sie mit kindlicher Aufmerksamkeit und Theilnahme seinen Vorlesungen lausche, oder wenn sie einer eintretenden Freundin entgegeneile, um sie zu umarmen.

„Das Alles ist schön, mein Freund," sagte ich, nachdem Jakob länger als eine Stunde die Vorzüge seiner Geliebten geschildert hatte — „aber die Hauptsache! die Hauptsache!"

„Was ist die Hauptsache?" fragte Jakob.

„Hat sie dich wieder lieb?"

„Ja," sagte Jakob, indem er die Hände in einander legte — ich wage es nicht zu glauben — ich weiß es nicht."

„Sind denn Symptome da?" fragte ich weiter.

„Sie ist sehr gut, sehr liebenswürdig; sie scherzt mit mir, sie hat heute ein Vielliebchen mit mir gegessen."

„Das beweist nichts; sie ist auch mit Andern liebenswürdig, sie ißt auch mit Andern Vielliebchen."

„Das ist richtig. Aber wie soll man das erfahren? Ich kann sie ja nicht fragen. Sieh Viktor," fuhr er fort, indem er sich mit schüchterner und flehentlicher Miene zu mir wandte — „ich habe schon daran gedacht — du bist in diesen Dingen erfahrener — du solltest sie beobachten und mir dann sagen, ob sie mich lieb hat oder nicht."

„Das will ich mit Vergnügen," sagte ich, „aber zu diesem Zwecke muß ich ins Haus kommen."

„Freilich! — aber wie fängt man das an?"

„Ganz einfach; du stellst mich dort vor."

„Aber wie? unter welchem Vorwand?"

„Es wird jede Woche im Hause getanzt; du rühmst mich als deinen Freund, aber mehr noch als vortrefflichen Tänzer, und du wirst dich überzeugen, daß man dir auf halbem Wege entgegenkommt. Du machst in zwei oder drei Tagen deinen Besuch, und nächsten Donnerstag kannst du mich dort schon einführen."

Wie gesagt so gethan. Seit jener Nacht der Bekenntnisse war Jakob nur mit meiner Vorstellung im Hause Heideloff beschäftigt. Triumphirend brachte er von seinem Besuche die Einladung mit heim, und mit noch größerem Triumphe machte er sich Donnerstag zu dem Gange bereit. Ich bemerkte, als wir unsere Stube verlassen wollten, daß er für die Soiréen nichts an seiner gewöhnlichen Kleidung geändert, und daß Haar, Kravatte, Hemdkragen, kurz seine ganze Toilette sich in der gewohnten Gelehrtenunordnung befand, ja daß an seiner Wäsche, auf der Brust wie an den Manschetten, noch Spuren von chemischen Experimenten, gelbe, blaue und braune Flecken zu sehen waren. Ich stellte ihm vor, daß man so zu seiner Geliebten nicht gehen könne; er aber antwortete: „Ach, sie ist nicht so! Sie kümmert sich nicht um dergleichen Aeußerlichkeiten." Diese Worte gaben mir einige Hoffnung für Jakob, denn, offen sei es gesagt, ich zweifelte stark, daß ein so elegantes Mädchen, wie Adele, einen Mann wie Jakob lieben könnte. Ich hatte ihn

oft während dieser letzten Woche von diesem Standpunkte aus prüfend betrachtet, und ich mußte mir immer sagen, daß er nichts an sich habe, was weiblichen Sinn bestechen könne und Vieles, das zurückstoßen müsse. Von Gestalt war er häßlich, in seinen Bewegungen für Alle, die ihn nicht näher kannten, komisch, beinahe lächerlich, in seinem Anzug bis zur Aermlichkeit einfach und meist sehr vernachlässigt. Aber Adele kannte ihn ja schon seit Monaten, hatte vielleicht seine großen und edlen Eigenschaften würdigen gelernt und sie „kümmerte sich nicht um dergleichen Aeußerlichkeiten." Endlich ist es nicht so selten, daß sich junge Mädchen in häßliche Männer verlieben. Haben sie in solchen schöne Eigenschaften entdeckt, die sie rühren, sind sie stolz auf diese Entdeckung, und zeigen sie gewöhnlich mehr Muth als die Männer, um den Spöttereien der Welt entgegen zu treten. Trotz alledem ließ ich Jakob in seinem vernachlässigten Zustande dießmal nicht auf die Soirée gehen. Ich suchte seine beste Wäsche und seine besten Kleider hervor, ersetzte das Mangelnde aus meiner Garderobe, putzte ihm selbst die Stiefel und stellte ihn so stattlich her, wie er es vielleicht nie gewesen. Er ließ mich gewähren und betrachtete sich lächelnd und selbstgefällig im Spiegel — in meinem Spiegel; denn er selbst besaß keinen, da er von dem seinen das Quecksilber, behufs eines Experimentes, abgekratzt hatte. Darauf nahm ich einen Fiaker, um uns vor dem Gassenschmutz zu behüten, und wir langten in ungetrübter Stattlichkeit im Heideloff'schen Hause an.

Aber der erste Schritt in die Gesellschaft war durch ein Unglück bezeichnet. Jakob, dessen Brille beim Eintritt in den warmen, von Menschen erfüllten Salon, darin schon seit zwei Stunden getanzt wurde, angelaufen war, so daß er noch weniger sah als sonst, stieß gleich an der Thüre an ein Stubenmädchen, das Thee und Eis umher trug, warf ihr Tassen und Gläser aus der Hand und begoß und bespritzte die ganze Umgebung mit dem kalten und warmen Inhalt. Zwei junge Mädchen, deren Kleider arg zugerichtet wurden, stießen Schreie des Entsetzens aus; ein

Student wagte sogar einen leisen Fluch, und der ganze Winkel an der Thüre kam in solche Verwirrung und Bewegung, daß der Kreis der Tänzer durchbrochen wurde und der Tanz aufhörte. Ich erröthete bis über die Ohren und fühlte mich einen Augenblick zu einer jener kleinen Niederträchtigkeiten aufgelegt, die wir alltäglich begehen, indem ich mich einige Schritte entfernen und meinen Freund verleugnen wollte. Jakob ermaß das ganze durch ihn angerichtete Unheil erst, nachdem er die Brille abgewischt hatte. Aber er kam trotz dem Gelächter, das nach dem ersten Schrecken entstand und trotzdem sich die ganze Gesellschaft mit dem Rufe: „nun das ist ganz seiner würdig!" oder: „das ist gewiß wieder der Schwan gewesen!" um ihn drängte, nicht aus der Fassung. Er lächelte gutmüthig, betrachtete die befleckten Kleider und versicherte deren Eigenthümerinnen, daß die Flecken mit leichter Mühe wieder zu beseitigen sein würden. Auf den Lärm drängte sich auch eine sehr jugendliche, reizende Erscheinung herbei, die ich, nach der Schilderung Jakobs, an den aschblonden Locken, die wie ein reicher Wasserfall auf weiße, volle Schultern und Nacken herabfielen, sogleich als Adele erkannte. Sie trug ein rosa Mousselinkleid, das an Brust und Mieder von einer schmalen, gezackten Silbertresse eingefaßt und um den Leib von einem gleichen Gürtel zusammengehalten war.

„Natürlich! Natürlich!" lachte Adele, und zeigte eine Doppelreihe von Zähnen, die man noch für Milchzähne hätte halten können, „so und nicht anders muß Herr Schwan seinen Einzug halten! Ich sage es ja immer, man soll, wo er naht, Alles entfernen, was fallen, brechen, zerreißen kann. Er ist ein wahrer Orkan, dieser Herr Schwan!"

Alles lachte. Jakob lächelte selig, als ihm diese Stimme erscholl und bemerkte nicht, was ich zu bemerken glaubte, daß Adele, während sie ihm auf die vertraulichste Weise die Hand reichte, mit ihrer Umgebung einen eben so spöttischen als flüchtigen Blick wechselte.

Ich wurde ihr vorgestellt und ich fühlte, wie sie, während

sie rasch eine anstandsvolle Miene annahm, den Moment einer kurzen Verneigung benützte, um mich vom Wirbel bis zur Zehe zu prüfen und zu mustern. Sie führte mich dann zur Mutter, einer kleinen, ziemlich korpulenten Frau mit unbedeutendem, gutmüthigem Gesichte, die mich mit vorgeschriebener Güte aufnahm und ein kleines Gespräch über meinen Aufenthalt in der Residenz, über „den guten Schwan, dem immer etwas passire," und über ihre kleinen Soirées dansantes, die sich so nach und nach aus einer gewöhnlichen Tanzstunde herausgebildet hätten und kaum irgend welche Ansprüche machen dürften, und über dergleichen mehr anknüpfte. Der Tanz ging wieder an; Frau Heideloff stellte mich einem jungen, unbedeutenden Mädchen in ihrer Nähe vor, und ich tanzte, um mich werkthätig in der Gesellschaft einzubürgern.

Sie bestand zum größten Theil aus Sprößlingen derselben bürgerlichen Klasse, der unsere Wirthe angehörten, aus Söhnen und Töchtern von Advokaten, Notaren, Aerzten, höheren Beamten, Banquiers. Einige Mütter und Tanten saßen an den Wänden und sahen dem Tanze zu. In einem anstoßenden Zimmer spielten einige ältere Herren Whist und Boston, unter ihnen auch Herr Heideloff. Er war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, trug einen schwarzen Frack, weiße Kravatte und eine feine Uhrkette mit einer einzigen aber kostbaren Breloque, und hatte das stereotype Gesicht seines Standes, jenes Gesicht, in welchem die ernste Würde des Weisen die praktische, auf das Weltliche gerichtete Klugheit, wohl auch Verschmitztheit bedeckt und diese wieder jene in den Hintergrund drängt. Die besten, ehrenhaftesten, von der Wichtigkeit und Würde ihrer Stellung durchdrungensten Advokaten und Notare glauben doch listig und verschmitzt sein zu müssen; wieder die gewissenlosesten, nur auf ihren Vortheil bedachten und durchtriebensten erkennen die Nothwendigkeit, Ehrfurcht einzuflößen und richten demgemäß ihr ganzes Wesen ein: so begegnen sich die Beiden auf demselben Wege und gelangen zu einer Aehnlichkeit des Ausdruckes, die

im Bereiche ihres Standes jede Individualität verwischt. Darum unterscheiden sich Advokaten und Notare so wesentlich von den Richtern, die franchement eine milde oder harte Physiognomie zeigen. In Herrn Heideloffs Erscheinung saß ein Notar vor mir, nichts als ein Notar, ein ausgesprochener Stand, ein unbestimmbarer Mensch. Jakob, der mir in die andere Stube folgte und mich in Betrachtung des Herrn Heideloff versunken fand, raunte mir ins Ohr: „Ein ausgezeichneter Mann, ein höchst praktischer Mann!" Ich nahm diese Versicherung aufs Gläubigste hin, obwohl ich in Jakobs Menschenkenntniß nur sehr geringes Vertrauen setzte und wohl wußte, daß er überall nur höchst ausgezeichnete, gute, wohlwollende, keiner Falschheit fähige Menschen sah.

Was nun die Hauptperson betrifft, um dererwillen ich eigentlich gekommen war und um die sich offenbar Alles im Hause drehte, so muß ich gestehen, daß der erste Eindruck kein günstiger war. Adele war schön, anmuthig, reizend und das Alles in einem hohen Grade, aber es schien mir, daß sie das vollste Bewußtsein aller dieser Vorzüge hatte und daß hinter allen ihren Worten und Bewegungen, selbst hinter ihrem offensten und lautesten Lachen eine gewisse Absichtlichkeit und Berechnung verborgen lag. Sie schien mir, mit einem Worte, eine mit allen Waffen ausgerüstete Kokette. Vor Allem aber mißfiel mir die Art und Weise, wie sie meinen Freund aufgenommen hatte. Es erwachte der Verdacht in mir, als wäre es ihre Gewohnheit, sich über ihn lustig zu machen. Ich war in Folge dessen sehr kalt und zurückhaltend gegen sie, lud sie auf eine Weise zum Tanze ein, die verrieth, daß ich es mehr aus schuldiger Höflichkeit gegen die Tochter vom Hause, als aus innerem Drange that und sagte ihr nicht eines der schönen Dinge, die sie zu erwarten berechtigt und gewohnt war. Das machte sie stutzig und etwas verlegen, aber zugleich sehr zuvorkommend und liebenswürdig. Im Laufe des Abends stand sie oft plötzlich neben mir, hatte die verschiedensten Aufmerksamkeiten, die sie mit ihrer Pflicht gegen

den Fremden motivirte, und verstrickte mich zu wiederholten Malen, ehe ich mich dessen versah, in Gespräche, in denen sie immer etwas Schönes oder Geistreiches zu sagen hatte. Am Besten gefiel mir, was sie über Jakob sagte; sie lobte ihn mit solcher Wärme und in so schönen bezeichnenden Worten, daß ich bei ihr ein Verständniß dieses trefflichen Charakters voraussetzen mußte und daß ich — allmälig den Zauber, den dieses Mädchen auf alle Welt ausübte, ebenfalls als wirksam zu fühlen begann. Aber wieder fühlte ich mich im innersten Herzen erkältet, als Jakob spät in der Nacht auf mich zutrat und mich mit verschämter Miene bat, ihn ja nicht auszulachen, er werde jetzt tanzen.

„Du tanzen?“ rief ich erstaunt.

„Ja,“ sagte er, „ich habe hier schon mehrere Male getanzt; Fräulein Adele hat mir Lektionen gegeben und jetzt will sie, daß ich wieder mit ihr tanze; ich kann es ihr nicht abschlagen.“

In dem Augenblicke fing das Klavier zu klingen an; Jakob verließ mich und ich sah ihn gleich darauf, wie er sich mit Adele im Kreise drehte. Er tanzte, wie ich es erwartet hatte, ungeschickt, eckig, lächerlich. Er konnte nicht Takt halten und machte die sonderbarsten Sprünge, um seiner Dame nachzukommen; sein Gesicht nahm den Ausdruck einer aufs Höchste gespannten Aufmerksamkeit an, und doch suchte er zu lächeln, um diesen Ausdruck zu verbergen, was eine fortwährende Veränderung in seiner Miene und durch den Kontrast des wechselnden Ausdruckes eine komische Wirkung hervorbrachte. Nur wenige Paare tanzten; die Meisten standen, um sich an dem Schauspiele zu ergötzen; selbst die Matronen hatten sich dem Kreise genähert, um besser zu sehen. Je einsamer er auf dem Tanzplane war und je größer die Zahl der Zuschauer, desto höher stieg die Verlegenheit des guten Jakob, desto mehr nahm er sich zusammen und desto lächerlichere Sprünge kamen zum Vorschein. Das Publikum aber unterhielt sich; ein mehr oder weniger boshaftes oder spöttisches Lächeln lag auf allen Lippen. Es that mir leid um den lieben

Freund; es schien mir unendlich grausam, ihn zum Tanze zu zwingen und ich war vor Allem gegen Adele empört.

Sie mußte das bald gefühlt haben, denn sie wurde noch liebenswürdiger als vorher; und da ich auch während des Soupers neben ihr saß, verließ ich — nach dem Souper — das Haus, als ein von Adele bezauberter Mensch.

Jakob war ganz glücklich, mich so berauscht zu sehen. Lachend ging er neben mir einher und rief fortwährend: „Ja, ja! so ist es! so muß es sein! Kein Mensch von einigem Geschmacke vermag ihr zu widerstehen! Siehst du nun, daß ich nicht übertrieben habe!?" Und an solche Ausrufungen knüpfte er dann neue Analysen ihrer Tugenden und Vorzüge, und nur um das Gespräch so lange als möglich fortzusetzen, bat er mich, da der Morgen hübsch zu werden versprach, über die gefrorenen Promenaden rings um die Stadt mit ihm einen Spaziergang zu machen. Vielleicht zum ersten Male in seinem Leben steckte er eine Cigarre an, hob den Kopf in die Luft und schritt, dicke Dampfwolken vor sich hinblasend, heiter, lachend, manchmal ausgelassen lustig, wie ein sanft berauschter Vergnügling in einer Sonntagsnacht, durch die Welt, die ihm von Glück und Schönheit angefüllt erschien. Den Zweck meiner Einführung ins Heideloff'sche Haus hatte er ganz vergessen; es fiel ihm nicht ein, sich nach meinen Beobachtungen betreffs der Liebe Adelens zu erkundigen; er war zufrieden, nunmehr mit einem Menschen, der ihre Anmuth anerkannte, von ihr sprechen zu können.

So war und so blieb es auch in den kommenden Tagen und Wochen. Schon zwei Tage nach jener Soirée forderte mich Jakob auf, im Heideloff'schen Hause einen Besuch zu machen, was ich gerne that, und nächsten Donnerstag wurde dort wieder getanzt. So oft ich Adele wieder sah, so oft kamen meine früheren Bedenken wieder zurück und erschien sie mir als Kokette; aber eben so oft berauschte mich ihre anmuthsvolle und schöne Erscheinung, so daß mein Urtheil über sie fortwährend schwankte und Verstand und Phantasie zu keinem übereinstimmenden

Schlusse gelangen konnten. Außerdem war ich durch die überaus freundliche Art, mit der ich in dem Hause empfangen und behandelt wurde, bestochen; in meinem von Natur mißtrauischen Gemüthe, das ich mit jugendlichem Veredlungseifer zu bekämpfen suchte, ließ ich den Verdacht, daß ich diese Behandlung im Hause des Notars nur dem großen Grundbesitz meines Vaters verdanke, nicht aufkommen. Mit größerer Energie aber drängte sich mir die Ueberzeugung auf, daß Jakob seine Einbürgerung daselbst vorzugsweise dem Empfehlungsbriefe seines Brodherrn schulde und den Rücksichten, die man dem einflußreichen und groß begüterten Edelmanne gegenüber hatte, dessen ausgedehnte Geschäfte in der Stadt und dessen Gelder Herr Heideloff verwaltete. Davon abgesehen machte sich Jakob auch nützlich. Adele war ein glänzend gebildetes Mädchen und wollte sich noch mehr bilden; Jakob war ein eifriger, vortrefflicher und dabei unentgeldlicher Lehrer. Sonst war er, ich mußte mich mit Kummer davon überzeugen, die komische Person des Hauses und des ganzen Kreises. Man lachte oft über ihn; man lächelte fast immer. Seine Liebe zu Adelen war dem kleinsten Mädchen des Kreises kein Geheimniß, und da er zu der höchst eleganten Erscheinung einen so sonderbaren Kontrast bildete, war diese Liebe der Hauptgegenstand, mit dem man sich erlustigte. Man beobachtete ihn in seinen Aufmerksamkeiten, man behorchte seine Gespräche mit Adelen — und man fand Alles komisch. Sprachen Fremde, die mein intimes Verhältniß zu Jakob nicht kannten, vor mir zu Frau und Fräulein Heideloff in diesem Sinne, wurde er von diesen mit einem: „Der gute Schwan!“ oder: „Der treffliche Schwan!“ in Schutz genommen.

Jakob ging durch die Reihen dieser Menschen und durch diese Verhältnisse wie ein glücklich Träumender mit einem Lächeln auf den Lippen und in der Seele, ohne Ahnung von dem wahren Stande der Dinge. Ich hatte nicht den Muth, ihn zu wecken und — um eine Anklage gegen Adele zu formuliren, und sie in meinem Innersten endgültig als eine kalte, berechnende Kokette

anzuerkennen, war ich selbst viel zu jung, zu sehr den Wirkungen der Schönheit offen und viel zu viel berauscht, vielleicht verliebt.

* * *

Im Heideloff'schen Hause war ich bald eben so heimisch, wenn nicht heimischer als Jakob. — Adele, die es fühlte, daß zwei Seelen in meiner Brust sprachen, eine für, eine gegen sie, und deren Aufmerksamkeit durch beständigen Wechsel von Wärme und Kälte, von Vertraulichkeit und Zurückhaltung in meinem Benehmen auf mich gelenkt wurde, behandelte mich mit einer Zuvorkommenheit, die an Auszeichnung gränzte. Bald bemerkte ich bei den jungen Männern einige Eifersucht; hier und da wurde mir zu meiner Eroberung Glück gewünscht. Ehe ich mich dessen versah, zwang mich Adele mit vielfachen Aufträgen, die sie mir gab, und die von Andern ebenfalls als ein Zeichen der Bevorzugung betrachtet wurden, mich äußerlich und innerlich mit ihr zu beschäftigen. Bald hatte ich ihr ein seltenes oder ein neues Buch, bald Konzertbillete, bald Auskunft über das und jenes zu verschaffen. So kam ich jede Woche einige Mal ins Haus, und da ich von der Mutter befreundeten Familien vorgestellt und von diesen wieder zu Tanzunterhaltungen eingeladen wurde, beinahe jeden Tag mit ihr zusammen. Jakob betrachtete das Heranwachsen unserer Intimität mit Freude; es fiel ihm nicht ein, etwas Anderes in mir zu sehen, als einen Vertrauten und einen Boten, der ihm täglich über Worte, Aussehen, Leben seiner Geliebten Bericht erstattete. Er war zufrieden, daß er jetzt Jemand hatte, mit dem er täglich, beinahe stündlich von ihr sprechen konnte, und selbst seine positiven Absichten in Beziehung auf Adele, sammt der ungelösten Frage, ob sie einige Liebe für ihn fühle, traten bei dem genügsamen und immer nur das Gute hoffenden Wesen des armen Freundes vollkommen in den Hintergrund.

Da brach eine Katastrophe herein, die in dem ganzen Kreise

eine gewaltige und schreckliche Veränderung hervorbrachte, und alle Gedanken an Glück, Liebe und Liebelei verwischten, alle die Fragen, die uns seither beschäftigten, als unendlich klein erscheinen ließen.

Jakob war Doktor geworden und hatte eben vom Rektor Magnifikus, von mir begleitet, sein Diplom geholt. Um dieses Ereigniß zu feiern, lud ich ihn in eines der ersten Speisehäuser der Residenz zu einem ausgesuchten Gastmahle und einer Flasche Ungarwein. Nach Tische traten wir in ein Kaffeehaus — Jakob mit der großen Blechrolle unter dem Arme — um dann zu Adelen zu eilen und ihr das Diplom zu zeigen. Sie hatte ein solches Instrument nie gesehen; Jakob hatte ihr vor Monaten versprochen, ihr sein Diplom zu zeigen und erinnerte sich jetzt dieses Versprechens, wie er sich überhaupt jedes Wortes, das sie je an ihn gerichtet, mit diplomatischer Genauigkeit erinnerte.

Wir fanden das Kaffeehaus in einiger Aufregung; Gruppen standen dort und da und unterhielten sich über einen, wie es schien, höchst interessanten Gegenstand; man hörte die verschiedensten Ausrufungen der Verwunderung, der Entrüstung, des Mitleids. Eine große Neuigkeit schien die Residenz zu bewegen. Aber wir, in unserer erhöhten, von Privatgefühlen und Ungarwein herrührenden Stimmung achteten auf die vielen Erzähler und ihre Zuhörer nicht, tranken unsern Kaffee und machten Pläne, bis unsere Aufmerksamkeit zu wiederholten Malen durch den Namen Heideloff, den man immer wieder in den Gruppen aussprach, angezogen wurde. Wir wurden mehr als aufmerksam, als wir hörten, daß jene Ausrufe der Entrüstung, ja daß Verwünschungen immer nur in Verbindung mit diesem Namen ausgestoßen wurden. Nun näherten wir uns. Wir fanden auch Bekannte unter den Kaffeehausgästen, die wir fragten und die erstaunt waren, daß wir von der großen Neuigkeit, von der schauderhaften Geschichte, die würdig wäre, als cause célèbre in einem neuen Pitaval zu prangen, und die seit heute Morgen Stadt und Hof mit Entsetzen erfülle, noch nichts gehört haben

sollten! — Man erzählte uns; die Geschichte war in der That gräßlich. Jakob hörte sie bleich, zitternd mit an und lehnte sich endlich an die Wand, um nicht zusammenzubrechen.

Einige Monate vor diesem Tage trat eine Dame von ungefähr dreißig Jahren in das Bureau des Notars Heideloff. Sie bat ihn um eine geheime Unterredung; er führte sie in ein anstoßendes Zimmer und schloß die Thüre. Die Dame übergab ihm ein Empfehlungsschreiben, das die Unterschrift eines Provinzadvokaten und ehemaligen Studienfreundes Herrn Heideloffs trug. Nachdem er es gelesen, verneigte sich Herr Heideloff aufs Ehrerbietigste und fragte: „Frau Gräfin . . ., was steht Ihnen zu Diensten? Verfügen Sie über mich wie über Ihren unterthänigsten und treuesten Diener.“ Gräfin B . . . war sehr erfreut über diese Aufnahme und sagte: „Herr Heideloff, Sie sind mir als der ehrenwertheste und zuverlässigste aller Notare und Geschäftsmänner der Residenz gerühmt worden. Ich will mit Ihnen offen sprechen, wie mit einem Beichtvater. Ich bin nicht mehr die Gräfin B . . .; ich habe nicht mehr das Recht Titel und Namen meines vor vier Jahren verstorbenen Mannes zu tragen, denn ich bin zum zweiten Male verheirathet, und eigentlich jetzt nur die einfache Madame G . . . . Meine ganze adelige Familie war gegen diese Heirath, theils weil sie eine Mesalliance war, theils wegen des Charakters meines jetzigen Mannes. Wir sind heimlich verheirathet und mein jetziger Mann will selbst, daß unsere Ehe ein Geheimniß bleibe, weil zu befürchten ist, daß mein Onkel, der Landmarschall, mich enterbe, wenn unsere Ehe vor seinem Tode bekannt würde. Aber ich bin am Vorabend meiner Niederkunft. Auch diese muß verheimlicht werden, wenn nicht meine zweite Ehe bekannt werden soll, oder wenn ich nicht für einige Jahre Unehre und den Zorn meiner Familie auf mein Haupt laden will. Letzteres will ich vorzugsweise aus Rücksicht für meine drei Kinder aus erster Ehe und wegen meiner Abhängigkeit von meiner Familie vermeiden. Um meine Niederkunft zu verheimlichen, komme ich in die große Residenz, und begebe

mich morgen unter falschem Namen und mit falschem Passe in die allgemeine Gebäranstalt. Aber während meiner zweiten Ehe habe ich einsehen gelernt, wie berechtigt und weise die Einreden meiner Familie gegen die Verbindung mit G..., und wie wenig begründet meine Liebe zu ihm, meine Illusionen, und meine Hoffnungen, ihn zu bessern, gewesen. G... ist ein Spieler und Verschwender; er hat mich nur meines Namens wegen aus Eitelkeit, und meines Vermögens wegen aus Eigennutz bestrickt und geheirathet. Wenn ich nun im Wochenbette sterbe, kann er als mein legitimer Gatte auftreten und die Verwaltung meines hinterlassenen Vermögens beanspruchen. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß das ganze Vermögen verspielt und verschwendet wäre, ehe meine Kinder mündig werden. Ich bringe darum die Reste, die mir noch geblieben, zu Ihnen, Herr Heideloff, um die Zukunft meiner armen Kinder zu sichern. Mich plagen Todesahnungen, aber nach Allem, was ich über Sie gehört, werde ich, wenigstens in dieser Beziehung, ruhig aus der Welt scheiden. Sie werden das Vermögen treu bewahren, und im Falle meines Todes meinen Bruder, den Grafen S..g, der dann der todten Schwester verzeihen wird, ins Geheimniß ziehen und das Geld mit ihm gemeinschaftlich verwalten. Bei meiner schrecklichen Lage, bei all' den Heimlichkeiten, an die ich nicht gewöhnt bin, und in denen ich mir selbst wie eine Verbrecherin erscheine, bei den traurigen Erfahrungen mit meinem jetzigen Manne, bei der Katastrophe, der ich entgegengehe, und den beständigen Todesahnungen ist es mein einziger Trost, so für meine Kinder sorgen zu können und einen Mann gefunden zu haben, dem ich mich und das Loos der Kinder mit solcher Sicherheit anvertrauen darf. Sie werden sich auch, als Ehrenmann, durch das Vertrauen, das ich in Sie setze, mit mir und meinen Kindern bis zu einem gewissen Grade verbunden fühlen und den armen Waisen, wenn auch aus der Ferne, mit Rath und That beistehen."

Herr Heideloff antwortete nichts. Er wollte antworten, aber

er konnte nicht. Er wandte sein Gesicht ab und streckte der Dame seine Hand entgegen. Sie ergriff sie und drückte sie dankbar. Hierauf öffnete sie einen Beutel, den sie am Arme trug, und zog daraus einige Rollen Goldes, dann ein Packet Banknoten und endlich eine Anzahl von Aktien, Obligationen und andern Werthpapieren hervor und legte sie auf den Tisch vor Herrn Heideloff. „Das Ganze," sagte sie, „stellt einen Werth von fünfmalhunderttausend Gulden vor."

Bei Nennung der Summe verschwand der mitleidige Ausdruck aus dem Gesichte Herrn Heideloffs; wieder ganz Notar geworden, setzte er sich mit ruhiger Geschäftsmiene hin, ergriff Feder und Papier und sagte: „Wir müssen spezifiziren; wir müssen genau aufschreiben, was Sie mir in baarem Gelde, was in Werthpapieren übergeben. Letztere können leicht in ihrem Werthe variiren. Erst unter dieser Liste kann ich den Empfangsschein ausfertigen."

Die Gräfin schwieg. Herr Heideloff schrieb. Nach einiger Zeit sagte er im Schreiben: „Es wäre, der Ordnung wegen, gut, wenn wir die Unterschrift zweier Zeugen hätten."

„Müßte ich diese in meine Geschichte und in das Geschäft einweihen?" fragte die Gräfin.

„Allerdings, gnädige Frau."

„Das hieße zwei Vertraute mehr haben," sagte die Gräfin. „Das scheint mir bedenklich und wäre mir sehr unangenehm."

„Gnädige Frau," lächelte der Notar, „Sie können sich diese Unannehmlichkeit ersparen, es ist eine Form, es hängt vom Grade Ihres Vertrauens ab, wie weit Sie die Formen erfüllen wollen. Wir Notare sind wie die Beichtväter. Sie können sich nicht vorstellen, gnädige Frau, in wie viele Geheimnisse wir eingeweiht werden und wie oft uns die bedeutendsten Summen anvertraut werden. Sehen Sie diese Kiste an; sie ist mit dem Vermögen geheimnißvoller Klienten angefüllt und enthält viele Millionen. Dergleichen ist nicht nur bei mir der Fall — nein, bei den meisten meiner Kollegen, und wir haben keine Ursachen stolz

darauf zu sein. Verschwiegenheit, Redlichkeit sind Mittel unseres Standes, wenn sie nicht Eigenschaften unseres Charakters sind. Wehe dem Notar, der plaudern, der einen Pfennig zu veruntreuen im Stande wäre; er wäre zu Grunde gerichtet. Er hat sich für alle Zukunft unmöglich gemacht und sich um mehr gebracht, als ihm eine mit bestem Erfolge gekrönte Unehrenhaftigkeit einbringen könnte."

Herr Heideloff schwieg wieder. „So," sagte er, „das Verzeichniß wäre fertig; jetzt den Empfangschein!"

Und schreibend sagte er laut, wie sich selbst diktirend, vor sich hin: „Ich Endesgefertigter bescheinige hiemit, daß mir Frau G..., geb. S..g."

Hier unterbrach sich Herr Heideloff, legte die Feder bei Seite und stützte die Stirne nachdenklich in die Hand. Er schüttelte den Kopf und murmelte, mit besorgter Stirne, Allerlei vor sich hin.

„Es kommt mir ein Bedenken, gnädige Frau," sagte er endlich laut, „ein sehr ernstliches Bedenken. Wenn Ihnen wirklich — ich bin gewiß, daß Ihre Todesahnungen mit Gottes Hülfe nichts zu bedeuten haben — aber wenn Ihnen wirklich etwas Menschliches begegnet, dann wird der Empfangschein bei Ihren Sachen gefunden und von Rechtswegen Ihrem Herrn Gemahl ausgeliefert. Was Sie vermeiden wollten, tritt dann doch ein. Er weiß, wo das Vermögen geborgen ist; er wird es reklamiren und ich werde es ihm nicht vorenthalten können. Ja, ich könnte sogar unerlaubten Verheimlichens angeklagt und in arge Verwickelungen, Verdächtigungen und Prozesse — doch das wäre keine Rücksicht, aber Ihr ganzer schöner Plan, Ihren Kindern das Wenige zu retten, wäre zu nichte."

Die Gräfin hörte ihm ängstlich zu. „Mein Gott," rief sie, „ich möchte Ihnen nicht gerne Unannehmlichkeiten verursachen, aber ich möchte doch auch meinen Plan durchführen. Ich bin in Geschäften vollkommen unerfahren; ich bitte, rathen Sie mir. Muß ich denn den Empfangschein nothwendigerweise haben oder mit mir nehmen?"

„Ja!" sagte der Notar bestimmt, „den Empfangschein müssen Sie nothwendigerweise haben. Beim größesten Vertrauen zu mir müssen Sie den Empfangschein haben. Es ist um Lebens- und Sterbenswillen. Ich kann indessen sterben; das Geld findet sich hier und Sie oder Ihre Erben haben nicht das geringste Recht, es zu reklamiren, wenn nicht ein Empfangschein vorhanden ist."

„Was ist da zu thun?" fragte die Dame ängstlich.

Herr Heideloff dachte wieder eine Zeitlang nach, dann sagte er: „Ich mache es, wie ich es in solchen Fällen schon oft gemacht habe. Ihr Vermögen wird hier in diese Kiste gelegt, von der mein ganzes Bureau weiß, daß sie mir anvertraute Gelder enthält; Sie bekommen ein eigenes Fach, das Ihren Namen trägt, und der Empfangschein wird zu Ihrem Gelde und zu Ihren Papieren gelegt. Zugleich wird es in das gestempelte und unter Aufsicht der Regierung stehende Hauptbuch eingetragen. So ist es Ihnen für alle möglichen Fälle gesichert. Sind Sie so zufrieden?"

Die Gräfin athmete auf. Herr Heideloff schrieb den Empfangschein zu Ende, las ihn der Dame vor, legte ihn zu dem Golde und den Papieren, nahm dann Alles zusammen und trug es an den eisernen Schrank, wo er es in ein Fach legte, das er eigens zu diesem Zwecke ausräumte. „Sehen Sie, gnädige Frau, dieses Fach, rechts, das dritte von oben: hier liegt es wie in Abrahams Schooß."

Herr Heideloff lächelte, auch die Gräfin lächelte. Sie nahm herzlichen Abschied und ging.

Einige Wochen nach dieser geheimen Unterredung sahen die Beamten Herrn Heideloffs dieselbe Dame aus demselben Kabinette treten, aber dießmal mit ganz anderem Gesichte. Sie war blaß, sie zitterte am ganzen Leibe, sie rang die Hände, stammelte unverständliche Worte und schien außer sich. Herr Heideloff, der ihr bis über die Schwelle des Vorzimmers folgte, und zwar so nahe, daß er ihr beinahe auf die Ferse trat, hatte ganz das Aussehen, als ob er sie gewissermaßen mit Gewalt an die

Thüre führte. Dem Bedienten im Vorzimmer machte er ein Zeichen, indem er auf die Stirn deutete, als ob die Dame verrückt sei und befahl ihm, sie bis hinab, auf die Straße zu begleiten. Da die Dame auf der Treppe zusammenbrach, hob sie der Bediente auf und, halb tragend, halb führend, brachte er sie vor das Hausthor. Die Dame kam noch einige Male. Im Hause wußte man bald, um was es sich handelte, denn Herr Heideloff hatte es seinem ersten Schreiber und dieser den andern erzählt, daß diese Dame, offenbar keine Betrügerin, sondern eine Verrückte, sich einbilde, bei Herrn Heideloff eine halbe Million deponirt zu haben, die sie nun reklamire. Herr Heideloff wußte nichts von ihr, von ihrem Namen, ihrer Herkunft, aber sein erster Schreiber hatte es herausgebracht, daß diese Dame erst vor Kurzem in dem öffentlichen Krankenhaus niedergekommen und das Wochenbett, wahrscheinlich in Folge eines Milchfiebers, wahnsinnig verlassen habe. In den Kreisen der Notarsschreiber und Amanuenses sprach man damals viel von dem Abenteuer Herrn Heideloffs und von den Unannehmlichkeiten, denen ein Notar ausgesetzt sei. Man fand es natürlich, daß der treffliche Mann, dessen Zeit so kostbar ist, die Verrückte nicht mehr vorlasse, und daß man ihr jetzt, so oft sie komme, die Thüre vor der Nase zuschließe, oder wenn es ihr doch einzudringen gelinge, sie mit Gewalt hinausführe. Die Verrückte, so erzählte man, liege dann Stunden lang vor dem Hausthore, in Wind und Wetter, und das sei doch höchst unangenehm für einen Mann wie Herr Heideloff. Endlich wurde es stille von dem Abenteuer, denn die Verrückte war verschwunden; die Polizei war aufmerksam gemacht worden; sie war im Irrenhaus.

An dem Tage, da Jakob sein Diplom dem Fräulein Heideloff zeigen wollte, kam die Geschichte aufs Neue aufs Tapet und zwar in ganz anderer Gestalt.

Herr G.., der zweite Gatte der Dame, wußte sehr wohl, daß sie in die Residenz gegangen, um daselbst heimlich zu entbinden. Er vernachlässigte sie bis zu dem Momente, da er das

Verschwinden des Vermögens bemerkte. Dann erst eilte er ihr nach in die Residenz. Das Krankenhaus hatte sie längst verlassen und war wie aus der Welt verschwunden. Er suchte vergebens nach ihr, bis er in den Kaffeehäusern von dem Abenteuer Herrn Heideloffs sprechen hörte. Die sogenannte Verrückte hatte Jedem, der es hören wollte, in ihrem aufgeregten Zustande die Summe genannt, die sie dem Notar anvertraute; es war die Summe ihres Vermögens; das brachte Herrn G.. auf die Idee, seine Frau im Irrenhause zu suchen, wo er sie auch fand. Der Irrenarzt, dem die Gräfin nicht recht als verrückt erscheinen wollte, hörte, auf die Eröffnungen des Herrn G.. hin, nun auch seine Gefangene aufmerksam an und ließ sie von nun an frei gewähren. Die Enormität des an ihr begangenen Verbrechens und die Sorge um ihre Kinder bewogen die Gräfin, ihren hochstehenden und einflußreichen Verwandten Geständnisse zu machen, die bei der schauderhaften Lage der Unglücklichen mit mehr Nachsicht hingenommen wurden, als es sonst der Fall gewesen wäre. Die Polizei wurde benachrichtigt; sie zog geheime Erkundigungen ein und beobachtete Herrn Heideloff. Der Arzt des Krankenhauses sagte aus, daß Herr Heideloff, der jetzt vorgab, die Gräfin nie gesehen zu haben, diese, auf ihr Ansuchen, allerdings einige Tage nach ihrer Entbindung, besucht habe. Es fiel dem Arzte damals auf, daß ihn der Notar, als er das Haus verließ, befragte, ob jene Dame im Gehirne richtig sei, da man bis dahin nicht die geringste Spur von Irrsinn an ihr entdeckt hatte. Die Gräfin hatte ihn damals rufen lassen, um ihn, da sie sich wohl fühlte, um den Empfangschein zu bitten, den er versprach, aber niemals brachte. — Ein Wechselagent, mit dem Herr Heideloff bekanntermaßen in Verbindung stand, mußte auf Anfragen der Polizei zugeben, daß er allerdings von diesen Staatspapieren zum Verkauf erhalten, welche die Gräfin als einen Theil ihrer deponirten Werthe bezeichnet hatte. Solche und manche andere eben so laut sprechende Anzeichen bewogen das Gericht, eines Morgens ins Haus zu dringen, Herrn Heideloff zu verhaften,

seine sämmtlichen Beamten zu verhören und seine Papiere theils mit Beschlag, theils unter Siegel zu legen.

Die Nachricht von diesem Ereigniß durchlief die Stadt mit einer reißenden Schnelligkeit. Zugleich erfuhr man alle Einzelnheiten, die bisher nur der Polizei bekannt waren und an dem Verbrechen Heideloffs nicht zweifeln ließen. Die Aufregung war um so größer, als die Nachricht so plötzlich kam, und die Entrüstung um so heftiger, als sich, bei der Achtung, deren sich der Notar bei jedem Einzelnen erfreute, gewissermaßen jeder Einzelne betrogen fühlte. Die Bedrängniß einer armen Frau, einer besorgten Mutter, eines Weibes in gesegneten Umständen, das mit Todesahnungen kämpft, einerseits, und den Charakter eines Notars und den eigenen guten Ruf andererseits zu benützen, um ein unbegränztes Vertrauen zu täuschen, dann die ungeheure Grausamkeit, eine Unglückliche, die ihr Eigenthum zurückverlangt, für wahnsinnig auszugeben und sie in ein Irrenhaus sperren zu lassen, diese That schien Jedermann mit Recht ärger, als ein Raub auf offener Straße, als ein Mord; sie schien wahrhaft teuflisch. Man sprach von nichts Anderem, man konnte von nichts Anderem sprechen; immer neue Einzelnheiten, die ins Publikum drangen, vermehrten nur die Aufregung und die Empörung, und mit Freude erfuhr man, daß vom Landesfürsten an das Kriminalgericht der Befehl herabgelangt, diese Angelegenheit mit aller Strenge und ohne jede Rücksicht zu verfolgen.

Was uns zwei, Jakob und mich, betrifft, so betäubte uns die Neuigkeit, wie ein auf das Gehirn erhaltener Keulenschlag. Jakob stand wie versteinert da, keiner Bewegung und keines Wortes fähig. Manchmal bewegten sich seine Lippen, aber er brachte keinen Ton hervor, seine Augen starrten in die Luft oder in mein Gesicht, ohne etwas zu sehen, wie die Augen eines Menschen, der alle Besinnung, alles Bewußtsein verloren; wie die Augen eines Blödsinnigen. Ich entsetzte mich, als ich mich selbst genugsam faßte, um den Ausdruck seines Gesichtes beurtheilen zu können. Um ihn aus der Gesellschaft zu bringen, wo

immer der Name Heideloff an sein Ohr tönte, faßte ich ihn am Arme, hob die Blechkapsel mit dem Diplom, die ihm entsunken war, vom Boden auf und führte ihn aus dem Kaffeehause. Er folgte mir wie ein Nachtwandler, bis wir an eine Straße kamen, die geradenwegs zu Heideloff führte. Da zog er unwillkürlich nach dieser Richtung, aber ich zerrte ihn nach der entgegengesetzten Seite unserer Wohnung zu, deutlich fühlend, wie er jedesmal zusammenzuckte, wenn in den Gruppen, die überall in den Straßen und auf der Promenade zusammenstanden, der verhängnißvolle Name genannt wurde. Zu Hause angekommen, war er stumpf, gefühllos, gedankenlos, unendlich gleichgültig gegen Alles. Er saß da wie eine Sache. So vergingen Stunden um Stunden. Es war ein schrecklicher Nachmittag, ein schrecklicher Abend. Ich fühlte mich wie erlöst und athmete auf, ja ich fühlte mich glücklich, als er gegen Mitternacht plötzlich in Schluchzen ausbrach, das sich nach und nach in stilles Weinen verwandelte.

Das erste Wort, das ich nach Stunden von ihm hörte, war: „Komm!" Damit stand er auf und ging zum Hause hinaus. Ich folgte ihm über die Promenade in die Stadt, durch die Straßen, bis er vor dem Heideloff'schen Hause Halt machte. Da stand er und starrte zu den wohlbekannten Fenstern hinauf, die in tiefes Dunkel gehüllt waren. Ich saß neben ihm auf dem Eckstein eines Thorweges. Erst als mit der ersten Dämmerung die Karren der Landleute, die zum anstoßenden Gemüsemarkte fuhren, die Straße zu beleben anfingen, gingen wir, ebenso stille, als wir gekommen waren, in unsere Wohnung zurück. Ich werde den Tag nie vergessen.

Am folgenden Tage wollte Jakob zu Adele und ich sollte ihn begleiten, aber ich überzeugte ihn, daß er ihr erst Zeit lassen müsse, sich zu fassen, und daß ihr in den ersten Tagen der Anblick alter Bekannten nur peinlich sein könne. Er fügte sich meinen Vorstellungen; aber ich konnte ihn nicht abhalten, in der Nähe des Heideloff'schen Hauses umherzustreifen und zu schleichen,

wie unangenehm ihn da auch Manches berühren mußte. Noch immer sammelten sich von Zeit zu Zeit Gruppen in der Nähe, die zu den geschlossenen und verhüllten Fenstern hinaufwiesen. Immer wieder wurde hier die Geschichte des Verbrechens erzählt, sah man Leute die gegen die Fenster geballten Fäuste erheben, und hörte man Aeußerungen, daß auf solche Verbrechen der Galgen stehen sollte. Der arme Jakob hätte sich übrigens nirgends in der Stadt solchen Eindrücken entziehen können, denn überall, in den Salons wie auf den Märkten, wurde in allen folgenden Tagen das Ereigniß verhandelt, und das Gespräch bekam durch das, was von den Verhören des Notars verlautete, immer neue Nahrung. Der Notar Heideloff war ein Schimpfwort geworden, das sich zankende Fuhrleute oder balgende Schulbuben zuriefen.

Nach wenigen Tagen glaubte ich Jakob gefaßt genug, um seinem Drängen nachzugeben und mit ihm den Besuch machen zu können. Allein hinzugehen hatte er nicht den Muth. Aber wir fanden die Heideloff'sche Wohnung geschlossen; an der Thüre im ersten Stocke, die zu dem Bureau führte, lag das Siegel des Gerichtes. Man konnte oder wollte uns nicht sagen, wohin Mutter und Tochter gegangen waren, man wußte nur, daß sie sich irgendwo in der Nähe der Stadt aufhielten. Jakob entfaltete nun eine fieberhafte Thätigkeit in Auffindung ihrer jetzigen Adresse. So vergingen wieder mehrere Tage. Endlich wußten wir, daß sich Frau und Fräulein Heideloff in ein Gartenhaus eines nahe gelegenen Dorfes, das man auch eine Vorstadt nennen konnte, zurückgezogen hatten, und schon waren wir auf dem Wege zu ihnen. Es war ein lächelnder Frühlingstag; die Bäume im Stadtgraben waren zum Theil schon mit Blüthen bedeckt, das einzige Ackerfeld zwischen Stadt und Dorf war goldengrün, die Lerchen darüber sangen. Es wäre ein Tag für den glücklichsten Liebenden gewesen; ein sehr unglücklicher ging schweigend neben mir.

Draußen, am Eingange des Dorfes, traten wir in einen

bescheidenen Garten, der mehr Küchen- als Ziergarten war, und durch eine kleine Allee von Aepfelbäumen gelangten wir in ein, dem Garten entsprechendes, eben so bescheidenes Landhaus. Man kann sich die Befangenheit, mit der wir den ersten Schritt ins Zimmer thaten, leicht vorstellen. Auch verneigten wir uns stumm und konnten wir selbst die gewöhnlichen Begrüßungsformeln nicht hervorbringen. Die Mutter saß auf einem Sopha und war um mehrere Jahre gealtert; der lange Nachsommer, dessen sie sich bisher erfreute, und der sich vorzugsweise in runden und rosigen Wangen offenbarte, war dahin, und ihm auf dem Fuß war der Winter gefolgt. Sie schien stumpf und empfindungslos; ihre Bewegungen waren mechanisch, ihr Anzug vernachlässigt. Adele hingegen schien beweglicher als sonst, obwohl sie ernster, in Wort und Bewegung beinahe tragisch war. Sie war so einfach, beinahe ärmlich gekleidet, wie Töchter und Frauen fraudulöser Bankerottirer gekleidet zu sein pflegen. Doch ist das ein Vergleich, den ich erst jetzt nach vielen Jahren und rückwärts blickend mache; damals rührte mich dieser ärmliche Anzug eben so sehr wie meinen Freund, und fand ich Alles, was ich jetzt für eine Rolle halte, sehr natürlich, sehr traurig, ja groß und schön. So sehr hatte Adele mein Urtheil über sie zu gestalten gewußt, daß ich mich des ersten Eindruckes, der Absichtlichkeit, Berechnung und Koketterie, die ich damals in ihr fand, gar nicht mehr erinnerte. Sie kam uns mit großen Schritten entgegen und reichte uns, indem sie den Lockenkopf etwas seit- und rückwärts fallen ließ, beide Hände. „Meine Freunde! meine theuren Freunde!" rief sie, blickte mich zärtlich an und drückte Jakob die Hand. „Sie finden uns in der Einsamkeit!" fuhr sie mit zitternder Stimme und bitter lächelnd fort. „Sie finden uns, wo wahre Freunde die Freunde im Unglück suchen und finden, in der Einsamkeit.

Zerstoben ist das freundliche Gedränge!
Wir sind allein!
Allein! allein! und so willst du genesen!"

Sie liebte es von jeher, Stellen aus Dichtern zu zitiren, sie behielt diese Gewohnheit, und wie es schien, in einem erhöhten Grade auch im Unglück.

„Haben Sie von der ungeheuren Verleumdung meines edlen Vaters gehört?“ rief sie dann weiter, indem sie uns zum Sitzen zwang. „Gewiß haben Sie, die Verleumdung ist die schnellste aller Furien. Je edler mein Vater ist, desto mehr Feinde hat er; je höher er in der Achtung der Menschen stand, desto mehr heftet sich der Neid an seinen guten Ruf. Aber ich fürchte nichts; er wird siegreich aus der niederträchtigen Kabale hervorgehen. Seien Sie nicht so traurig, meine Freunde! Sehen Sie, ich bin heiter, ich bin getrost, ich bin die stolze Tochter des edlen Gefangenen! Adversitys sweet milk philosophy, des Mißgeschickes süße Milch, Philosophie, hat mich gestärkt und wird mich stärken, so lange die Prüfung dauert.“

In diesem Sinne, in diesem Tone sprach sie noch lange fort und ersparte uns so den peinlichen Trostzuspruch. Jakobs tief betrübtes Gesicht heiterte sich während dieser Reden sichtlich auf. Er freute sich an dem Muthe, oder wie er es auf dem Heimwege nannte, an der Größe und Charakterstärke des jungen Mädchens. Sie sprach auch den Entschluß aus, nicht mehr in die verderbte Welt, die solcher Verleumdung und des Glaubens an solche Verbrechen fähig sei, zurückzukehren, sondern sich mit dem Vater, sobald er das Gefängniß verlasse, in die Einsamkeit zurückzuziehen und die Seelenwunden des edlen Märtyrers durch kindliche Liebe zu heilen.

Als wir spät Abends in die Stadt zurückkehrten, war Jakob in einer gehobenen Stimmung, die an Heiterkeit, ja an Glück gränzte. „Mein Entschluß,“ sagte er, „steht fest; der Weg, den ich zu gehen habe, ist mir vorgeschrieben, ja es ist mir, als wüßte ich genau, was von nun an bis in alle Zukunft die Bestimmung meines Lebens ist. Das arme Kind wird nun von den Menschen gemieden werden wie eine Verpestete; ich werde nicht von ihr lassen, ich werde sie beschützen, vertheidigen, ich werde für sie

sorgen und für sie leben, so weit sie mein Leben, das ihr gewidmet ist, als ihr Eigenthum annehmen will."

Diesem Entschlusse gemäß wanderten wir denn auch so oft als möglich, beinahe täglich, hinaus und in das einsame Landhaus. Jakob war mir dankbar, daß ich mein Benehmen nach dem seinigen einrichtete und seine Freundschaft für mich wuchs, wie ich deutlich fühlen konnte, von Tag zu Tage. Wir thaten Alles, um Adelen zu zerstreuen und sie so viel als möglich aufzuheitern. Im Laufe der Tage wurde es mir denn doch mehr oder weniger klar, daß Adele von der Unschuld ihres Vaters nicht so sehr überzeugt war, als aus ihren Reden während unseres ersten Besuches im Landhause hervorging. Ihre Stirne war manchmal sehr schwarz umwölkt und sie ließ dann, wenn sie mit mir allein war, einzelne Wörtchen fallen, die auf ganz andere Ansichten und andere Pläne als auf einsames Leben mit dem verbannten Vater deuteten. Ich merkte auch bald, daß ihre Sorgen sehr positiver Natur waren und eine praktische Seite hatten. Der Prozeß und die Gerichtsbarkeit des Landes, in dem wir lebten, waren so beschaffen, daß sie das größte Vermögen eines Angeklagten absorbiren mußten. Das Bureau war geschlossen; der Advokat, dem die Sache Heideloffs übergeben worden, hatte schon erhebliche Summen ausgegeben, um dem Gefangenen Erleichterungen und Vergünstigungen zu verschaffen, hie und da Allerlei zu vertuschen, Zeugen zum Schweigen zu bringen, hin und wieder zu bestechen. Solcher Ausgaben sah man kein Ende; das Vermögen war, allem Anscheine nach, ruinirt; Adele ein armes Mädchen. Sie bat mich, über diese Dinge mit Jakob nicht zu sprechen; es würde seine Theilnahme zu sehr aufregen, und dann sei er ein so unpraktischer Mensch. In der That schwieg ich darüber, und so war zwischen mir und Adelen ein Geheimniß und stand ich ihr, ohne es zu wollen, in mancher Beziehung näher und vertrauter, als der ältere Freund. Jakob benahm sich indessen nicht als unpraktischer Mensch; im Gegentheil hatte er in seinen Gedanken längst die rein wissen-

schaftliche Laufbahn aufgegeben und den Entschluß gefaßt, sich so rasch als möglich, und wo es immer sei, als praktischer Arzt niederzulassen, um eine solide Grundlage für einen Hausstand zu gewinnen. Nur von dem Gedanken, für Adelen zu sorgen, beherrscht, und in seinem Eifer als ihr berechtigter Beschützer gegen die Welt, die sie verstieß, aufzutreten, sah er kein Hinderniß, das sich einer Verbindung mit ihr entgegenstellen könnte. Trotz seiner Bescheidenheit hatte er doch nie daran gedacht, daß ihn Adele vielleicht verschmähen könnte und daß er nicht gemacht war, um von ihr geliebt zu werden. Aber hätte er selbst ähnliche Gedanken gehabt, in seiner Aufopferungslust wäre er fähig gewesen, sich der demüthigenden Lage zu fügen und ihre Hand als ein durch ihre Erniedrigung auf sein Niveau im Werthe herabgedrücktes Geschenk anzunehmen.

Ich darf hier nicht zu bemerken vergessen, daß ich um jene Zeit Jakob seltener zu sehen bekam. Wir bewohnten nicht mehr dasselbe Haus. Als fertiger Doktor konnte er einem Freunde den Gefallen erweisen und ihn, der eine nothwendige Reise zu machen hatte, im Hospitale, wo dieser Freund angestellt war, ersetzen. Aber er mußte im Hospitale wohnen. So waren wir getrennt und wir fanden uns meist nur draußen bei Adele. Als jener Freund in die Residenz zurückkehrte, ging Jakob selbst in die Provinz, um sich daselbst um eine gewisse Stelle, von der er gehört hatte, mit Empfehlungen ausgerüstet, zu bewerben.

Nun war ich mit der Verlassenen fortwährend allein. Die Mutter war kaum als anwesend zu betrachten. Sie saß den ganzen Tag in einer Sophaecke und sah vor sich hin. Draußen im Garten war es schön, der Frühling war schön, die Einsamkeit war schön, und wir waren beinahe glücklich. Leider! Leider! Wie unglücklich hat mich dieses Glück gemacht! Adele war bezaubernd schön, ich war ihr Vertrauter und, wie sie mich oft versicherte, ihr liebster, theuerster Freund — und ich war zwanzig Jahre alt. Aber eben weil ich zwanzig Jahre alt war, sprach auch der kategorische Imperativ mit frischer und vernehmlicher Stimme in

mir und dieser befahl, Adelen so oft als möglich an den besseren und treueren, an den vertrauensvollen fernen Freund zu erinnern. Das that ich denn auch mit Freuden, denn mein Herz hing an Jakob mit aufrichtigster Liebe. Adele durchschaute meine Absicht, lächelte und stimmte mit in das Lob des Freundes und in die besten Wünsche für seine Zukunft ein. Aber ein Gerücht, das bis zu ihren Ohren drang, ließ sie eines Tages in einem andern Sinne sprechen. Das Gerücht durchlief die Stadt und erzählte, daß Doktor Schwan mit Adele, der Tochter des infamen Heideloff, verlobt sei; es war in Folge unserer Besuche in dem Landhause, unseres treuen Ausharrens bei den Verlassenen und des Eifers, mit dem sich Jakob zu wiederholten Malen der schuldlosen Glieder der Familie annahm, entstanden. An dem Tage, da das Gerücht zu ihr drang, schwieg sie zu dem Lobe, das ich zufällig in Bezug auf Jakob aussprach. Ich sah sie fragend an und sie antwortete ärgerlich und aufgeregt: „Er ist ein unpraktischer Mensch, er hat keinen Takt, er bringt mich mit seinem Eifer, mit seiner Freundschaft jetzt eben so in Verlegenheit, wie er uns oft in unsern Gesellschaften durch seine Ungeschicklichkeit, durch sein kindisches Wesen und durch unverzeihliche Einfachheit und Formlosigkeit in Verlegenheit gebracht hat.“

Ich war überrascht. „Ist es ein so großes Unglück,“ fragte ich, „für seine Verlobte zu gelten?“ Und ich fügte auf die zarteste Weise die Bemerkung hinzu, daß es in ihrer Lage ein Glück sei, eine so treue, edle, hingebende Seele sich für immer verbunden zu wissen.

Aber ich hatte noch nicht ausgeredet, als sie mir schon mit strömenden Augen an der Brust lag, sich mit beiden Armen an meine Schulter klammerte und schluchzend ausrief: „Daß Sie, gerade Sie mir zureden müssen!“

Ich wollte diesen Ausruf nicht verstehen und sagte, während ich sie unwillkürlich ans Herz drückte: „Gerade ich! das ist natürlich, denn ich kenne ihn, ich weiß ihn zu würdigen!“

Ihre Thränen flossen heftiger; sie lehnte den schönen Kopf

an meine Schulter, verbarg ihre Augen und stotterte: „Sie haben Recht! — und doch — Sie wissen es ja. — Retten Sie mich! — lassen Sie mich es nicht aussprechen — er ist kein Mann — er ist lächerlich!"

Ich verstummte, machte ihre beiden Hände von meiner Schulter los und schob sie einen Schritt weit zurück. Sie erhob ihren Kopf, sah mir gerade in die Augen und sagte laut und kräftig, und mit einem Ausdruck der Aufrichtigkeit, den ich noch nicht an ihr kannte: „Ich bin erniedrigt und gedemüthigt genug; ich werde mich für noch erniedrigter halten, wenn ich einen Mann heirathe, über den ich mich seit zwei Jahren mit allen meinen Bekannten lustig machte!"

Ich war entrüstet und griff unwillkürlich nach meinem Hute, der auf der Rasenbank neben mir lag; doch imponirte mir die muthige und wirklich natürliche Aufrichtigkeit und rührte mich der Ausdruck tiefsten Kummers, mit dem sie sich bei meiner abwehrenden Bewegung auf die Bank fallen ließ. Bald war ich wieder halb beschwichtigt, als sie, wie zur Selbstanklage, die schönen und edlen Eigenschaften Jakobs mit einer Wärme und Beredtsamkeit auseinanderzusetzen anfing, daß mir die Thränen in die Augen traten.

„Bei solcher Erkenntniß," sagte ich, indem ich den Hut wieder hinwarf, „kann bei einigem guten Willen ein anderes Gefühl, wenigstens eine innige Freundschaft, die der Liebe gleichkommt, nicht lange ausbleiben."

„Ach," seufzte Adele, „vergessen Sie nicht, daß ich ein Mädchen bin — vielleicht liebe ich auch einen Andern."

Wir schwiegen Beide, bis ich einen Vorwand fand, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben und endlich mich zu empfehlen.

Sonderbarer Weise hatte diese Szene dazu beigetragen, unser Verhältniß intimer zu machen; sie hatte mir ja den höchsten Grad des Vertrauens gezeigt. Andererseits war durch das, was in diesem Gespräche angedeutet und verschwiegen worden, zwischen

uns ein gewisser Reiz der Gefahr ausgegossen, der uns Beide in einer nicht unangenehmen Spannung erhielt, als ständen wir am Vorabend, an der Schwelle eines entscheidenden Geständnisses. Manchmal beantwortete ich mir die Frage, ob ich Adele liebe, mit einem entscheidenden „Ja!“ Dann wälzte ich die verschiedensten Gedanken in meinem Kopf herüber, hinüber; unter andern auch den, daß mit Jakob ein Kompromiß zu schließen wäre. Er liebte Adele so innig, als man nur lieben kann; aber vor Allem wollte er ihr und nicht sein Glück; eine kleine Andeutung würde bei seiner Aufopferungsfähigkeit vielleicht hinreichen, ihn selbst ihre Hand in die meinige legen zu lassen. Dann dachte ich wieder, mich, als das Hinderniß zu Jakobs Glücke, zu entfernen und Adele Zeit zu lassen, bis sie die Meinung der Menschen verachte und über den guten Eigenschaften Jakobs das, was sie seine Lächerlichkeit nannte, vergessen lernte. Wäre er nur erst zurückgekehrt! Während seiner Abwesenheit wurde das Band, das Adele um mich schlang, immer enger und es sah bald aus, als sollte es ein dauerndes sein.

* *
*

Obgleich es spät Abends war, eilte ich doch sofort zu Jakob ins Hospital, wo er noch immer wohnte, sobald ich die ersehnte und zugleich gefürchtete Nachricht von seiner Rückkehr erhielt. Er erzählte mir mit Lächeln, daß aus seiner Anstellung nichts geworden. Im Momente, als die Angelegenheit schon so weit war, daß er den besten Erfolg hoffen durfte, kam in der Provinz ein Uriasbrief an, der ihn dem Grafen, der ihn anstellen sollte, als den Verlobten Adelens bezeichnete. Der Graf wollte mit einem Menschen nichts zu thun haben, der mit Heideloff in irgend welcher Verbindung stehe. — „Dieser Ausgang,“ sagte Jakob, „hat mich bis zu einem gewissen Grade, ich gestehe es, gefreut, als die erste Unannehmlichkeit, die ich für Adele zu tragen habe. Ich bin ein schrecklich leichtsinniger Mensch!“ fügte er lächelnd hinzu. „Auch hat es mich gefreut, daß man mich den Verlobten Adelens nannte;

das klang mir wie eine Prophezeiung. Auch bin ich entschlossen, ihr so bald als möglich, vielleicht schon in den nächsten Tagen, meinen Antrag zu machen. Dem armen Kinde wird es wohl thun, wieder, so zu sagen, eine legitime Stütze zu haben."

Ich seufzte unwillkürlich, und ich mochte sehr schmerzlich geseufzt haben, denn Jakob ließ die Pflanzen, die er auf dem Lande gesammelt hatte und mit deren Ordnung er eben beschäftigt war, aus der Hand fallen und wandte sich rasch und mit einem erschrockenen Gesichte zu mir, und sah mir groß und fragend ins Auge. Es war, als blitzte es in seinem Kopfe.

„Du wirst doch nicht —," rief er rasch und fuhr dann stockend fort: „in Adele verliebt sein!?"

Ich suchte zu lächeln und frug zurück: „Wie kommst du auf die sonderbare Idee?"

„Du hast Recht zu fragen," sagte er dann ruhig. „Aber während meiner Abwesenheit, in einsamen Stunden auf dem Lande, auf dem Felde, meist während ich botanisirte, kamen mir manche sonderbare Ideen. Du warst während dieser Zeit immer und allein mit Adelen. Wer kann ihrem Zauber widerstehen! Und dann — du — du hast eine bessere Erziehung erhalten als ich — du bist schöner, du bist liebenswürdiger, du hast bessere Formen. Adele ist ein Mädchen und ist in der Residenz aufgewachsen. Ich — ich bin scheußlich häßlich, ungeschickt, eckig — ja — ja — ich weiß das ganz gut. Der Graf, der mich anstellen sollte, hat mir das ganz offen gesagt. Er sagte, es sei schade, daß ich nicht zugleich der Leibarzt seiner Frau sein könne. Aber sie liebe es, von schönen und gewandten Menschen umgeben zu sein, und ich sei — wie ich eben sagte."

Er kehrte wieder zu seinen Pflanzen zurück. Aber seine Aufmerksamkeit war nicht mehr mit ihnen. Er versuchte von Allerlei zu sprechen, aber er sprach ohne Zusammenhang. Nach einem längeren Schweigen, während dessen ich nachdenklich dasaß, sagte er plötzlich vor sich hin, als ob er einen Monolog hielte: „Wenn ich Adele verliere — werde ich mich nicht erschießen und nicht vergiften.

Ich habe etwas zu thun in der Welt; ich habe eine arme Mutter zu ernähren. Aber ich würde ewig unglücklich sein, sehr unglücklich."

Ich wußte, was ich zu thun hatte. Ich erhob mich, reichte ihm die Hand und sagte gute Nacht.

„Gehst du morgen zu Adelen?" fragte er mich noch auf der Treppe.

„Nein!" rief ich zurück und lief fort. Aber ich war allerdings entschlossen, morgen hinzugehen; Jakob sollte um den Gang nicht wissen und nie erfahren, was ich mit ihr sprechen wollte. Ich hatte meinen Entschluß gefaßt; ich empfand jenes in zwanzigjährigen Gemüthern gerne heimische Gemisch von Selbstgefühl und Edelmuth; ich war zufrieden mit mir, ich war stolz; ich hatte mich zu einem Opfer, zu Entsagung emporgerafft. Ich wollte von nun an Adele meiden; ich wollte morgen für immer Abschied von ihr nehmen und ihr bei der Gelegenheit sagen, daß sie die edelste Seele, das liebevollste Herz nicht von sich stoßen solle. Vor Allem wollte ich, daß Jakob nicht ewig unglücklich sei, und wollte ich den Freund nicht betrügen. Auf diesen Entschlüssen entschlief ich, wie auf einem weichen Kissen.

Ich machte mich sehr früh auf den Weg, und zwar nicht nach der Wohnung Adelens, sondern nach einem verlassenen, verwilderten Parke in deren Nähe. Dort, in einer langen, gewundenen Allee, mit verwilderten Hecken am Rande, ging Adele jeden Morgen spazieren. Sie hatte es uns Beiden zwar aufs Ausdrücklichste untersagt, sie daselbst aufzusuchen, aber ich hoffte, daß mich das Ungewöhnliche meiner Lage bei ihr entschuldigen werde.

Schon der Anblick des Parkes erfüllte mich mit Traurigkeit, zugleich mit jener höheren Stimmung, die zum Abschied von einem Glücke so nothwendig ist, wenn er nicht zaghaft und weibisch ausfallen soll. Die Jahrhunderte alten Bäume waren von dickem Epheu bedeckt, die Hecken wucherten überall wild, und zwischen ihnen streckten sich Zweige und Ranken über die Wege, die mit Gras bewachsen waren. Nur hier und da war ein Durchblick in dunkle, wirr verwachsene Winkel offen; heiter waren hier nur die

Thautropfen, die, in der Sonne glänzend, auf den Blättern hingen; selbst der Gesang der Vögel war traurig gedämpft. Adele, die mit einem Buche in der Hand, in der Allee auf- und abging, lächelte, da sie mich erblickte, als ob sie mich erwartet hätte, kam mir mit ausgestreckter Hand entgegen und machte über meine Uebertretung ihres Verbotes nur eine scherzhafte Bemerkung. „Sie kompromittiren sich und mich," sagte sie vorwurfsvoll aber sanft. Ich legte meine Hand schweigend in die ihrige, und auch sie schwieg, als sie meine peinliche Stimmung bemerkte, und beobachtete mich. So gingen wir lange stumm und Hand in Hand neben einander einher. Ich wußte nicht, wie zu beginnen, bis mich ein leiser Druck ihrer Hand aus meinem Nachdenken weckte.

„Adele," sagte ich mit zitternder Stimme und hob ihre Hand an meine Lippen, „ich komme, um Ihnen zu erklären, warum ich Sie nicht mehr, oder nur sehr selten sehen werde — ich will Abschied von Ihnen nehmen."

„Abschied!" rief sie erschrocken.

„Jakob ist seit gestern zurück," stammelte ich, „er vertraute mir — er liebt Sie —"

„Adele fiel mir ins Wort: „Ich errathe Alles," rief sie, „schweigen Sie, machen Sie mich nicht unglücklich!"

Bei diesen Worten traten ihr die Thränen aus den Augen, und wie um diese zu verbergen warf sie sich an meine Brust und drückte ihre Stirne an meine Schulter, indem mich ihre Arme umklammerten. Ich zitterte vor Aufregung; ich hatte nicht die Kraft, mich loszuwinden; der Ton ihrer Stimme, ihr Schluchzen sagte es, daß ich sie in der That in ein Unglück zurückstoße; dennoch stand der Entschluß unerschüttert in mir, mich von ihr für immer zu trennen. Nie fühlte ich, wie in diesem Augenblicke, welches Opfer ich bringe, aber eben dieses Gefühl stärkte mich. Ich faßte mich, ich wurde ruhig und wollte nur abwarten, bis auch sie sich ein wenig beruhigte, um ihr dann zuzusprechen.

So standen wir Brust an Brust da, als Adele plötzlich auffuhr und ausrief: „Allmächtiger Gott! der Doktor Schwan!"

Jakob war eben um eine Ecke gebogen und stand ungefähr fünf Schritte von uns wie eingewurzelt; seine Augen, die die Gruppe vor ihm anstarrten, schienen mir durch die blaue Brille wie versteinert. Plötzlich hub er die Arme, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und lief mit einer furchtbaren Schnelligkeit auf und davon. Bei seinem Anblicke flog mir die Erinnerung an seinen gestrigen mißtrauischen Ausruf: „Du wirst doch nicht in Adele verliebt sein," und hundert andere Gedanken mit Blitzesschnelle durch den Kopf. Was mußte er denken! was fühlen! welche furchtbaren Qualen müssen ihn in dieser Stunde zerreißen! Ich wollte mich von Adelen los machen, aber sie, die nach dem überraschten Ausruf einen halben Augenblick lang ihre Arme sinken ließ, hatte mich aufs Neue und stärker gefaßt und umklammerte mich mit Heftigkeit. Mit der Hand auf ihrer Stirne drückte ich ihren Kopf von meiner Brust zurück, mein Blick fiel auf ihr Gesicht; mit einem Male glaubte ich in diesen Zügen eine gewisse Kälte, eine gewisse Berechnung und Absicht zu entdecken. Die ungeheure Aufregung, meine schreckliche Lage machten mich hellsehend. Dieses berechnende, elende Geschöpf will meine Absicht zu Nichte machen, will mich für immer von meinem Freunde trennen, will, daß er uns Arm in Arm sehe. Plötzlich fühlte ich, um wie viel theurer mir Jakob war, als diese Tochter ihres Vaters — mit einem Rucke entwand ich mich ihren Armen und stürzte dem Freunde nach. Obwohl diese ganze Szene und der Flug all' dieser Gedanken durch mein Gehirn nur durch Sekunden dauerte, war Jakob doch schon fern; ich lief, als hätte ich Flügel, ich wollte ihn um jeden Preis erreichen, um ihm zu erklären, um das Mißverständniß zu lösen, um ihm zu sagen, daß ich ihn nicht verrathen, — ich durchlief den ganzen Park, ich lief wieder an Adelen vorüber, ohne sie mit einem Blicke anzusehen, er war verschwunden. Athemlos sank ich ins Gras. Sobald ich mich erholt hatte, fuhr ich in die Stadt zurück und ins Hospital. Jakob war nicht da. Ich wartete, er kam nicht.

Und so wartete ich viele, viele Tage — er kam nicht. Nach

Wochen erfuhr ich, daß ihm seine Habseligkeiten aus dem Hospital auf der Donau nach Ungarn nachgeschickt worden, und daß er irgendwo im Orient verschwunden sei.

An demselben Tage, da ich Adelen im verwilderten Parke zum letzten Male sah, erschien in ihrem Hause ein Herr v. L..g, ein Emporkömmling, der als Wucherer und Staatslieferant ein ungeheures Vermögen, Orden und den Adel gewann. Er hatte sich im verflossenen Winter in der ganzen Residenz lächerlich gemacht, indem er, obwohl bereits an fünfundfünfzig Jahre alt, auf sein Geld bauend, um Adelens Hand angehalten hatte und einen Korb bekam. Er zog sich damals, um sich vor den Epigrammen der vielen Verehrer Adelens zu retten, auf seine Güter in die Provinz zurück. Nun, da er von Adelens tiefem Falle hörte, kam er wieder und mit neuer Hoffnung. Er hatte sich dießmal nicht getäuscht. Wenige Tage nach seiner Ankunft hoben Adele und ihr Bräutigam die Mutter in den bereit stehenden vierspännigen Wagen, und die Drei brausten dem Schlosse entgegen, wo ein Dorfgeistlicher die heilige Handlung der Vermählung vollzog. Der Vater wurde um dieselbe Zeit zu fünfzehnjähriger Zuchthausstrafe in Ketten verurtheilt.

* * *

Die lebhafte Erinnerung an diese mit meinem eigenen Leben so eng verflochtene Geschichte des Studiosus und jungen Doktors Jakob Schwan machte, daß ich die Ansichten des Rustschuker Hekim über die Frauen und deren ersten Ursprung begriff, aber auch, daß ich ihn von nun an mit größerer Trauer kommen und gehen sah, und daß die Sehnsucht, mich ihm zu entdecken und ihm Aufklärungen zu geben, immer mächtiger wurde. Dieß geschah kurz nachdem ich seiner Einladung, bei ihm in Giurgewo zu wohnen, gefolgt war, als er mich eines Tages, während einer Dämmerstunde, plötzlich nach mir selber fragte. Ich fiel ihm um den Hals, ich erzählte rasch, und er glaubte Alles, was ich ihm sagte. Wir waren die alten Freunde. Aber meine Mühe, ihn

zur Rückkehr nach Europa zu bringen, war vergebens. „Mit meinen orientalischen Gewohnheiten und den Eigenthümlichkeiten eines alten Junggesellen," sagte er, „wäre ich heute noch lächerlicher als vor zwanzig Jahren. Hier bin ich begraben; keine Seele steht mir nahe; also kann mir Niemand weh thun. Lächelt man über mich," fügte er selbst lächelnd hinzu, „so möge man lächeln!"

An der Spielbank.

Ich bin kein Spieler und vorzugsweise deßhalb nicht, weil ich fürchte, daß, wenn ich einmal anfange, ich zu leidenschaftlich spiele und dabei nicht viel einzusetzen habe; aber so oft ich in eines jener deutschen Bäder komme, die trotz aller moralischen Entrüstung des Vaterlandes und trotz der Verachtung des Auslandes mit einem Muthe, der einer bessern Sache würdig wäre, fortfahren, Spielbanken zu halten, ich sage, so oft ich an einen jener Orte komme, die Deutschland das Recht benehmen, über Frankreichs Mabil und Quartier Breda die Nase zu rümpfen und moralisch entrüstet zu sein, so oft verbringe ich ganze Stunden am grünen Tische. Ich spiele nicht, aber ich betrachte die Gesichter der Spielenden, die mir ganze Geschichten erzählen von dem, was während des Spieles in ihnen vorgeht, und lange scheußliche Geschichten aus ihrer Vergangenheit. So stand ich eines Tages in Homburg. Nachdem ich bereits mehrere bis zur Erstarrung unbewegliche oder in allen Fasern leise zitternde Gesichter männlichen und weiblichen Geschlechts durchgemustert, blieb mein Auge am Gesichte einer Frau haften, das offenbar bereits der Zielpunkt vieler beobachtenden Blicke geworden war. Nicht nur ruhige Beobachter meines Schlages, selbst mehrere ruhige Spieler fanden ihr Vergnügen darin, die eigenthümliche Frau in ihren Bewegungen und Worten zu beobachten, die der Art waren, daß das Lächeln des Publikums in der That gerechtfertigt

erschien. Vor ihr, auf dem Tische, lag ein großer Beutel, aus dessen klaffender Oeffnung das Geld wie aus einer Quelle hervorfloß; auf diesem Beutel lag, während die Kugel im Kasten lief, ihre linke Hand, die krampfhaft eine Schnupftabaksdose hielt, während die rechte den Rechen zum Herbeischarren des Goldes faßte und wie einen Scepter an der Schulter ruhen ließ. Gesicht und Gestalt waren während dieses Momentes unbeweglich, sie horchte dem Rollen der Kugel, als wollte sie daraus die gewinnende Nummer erkennen. Dann hing sie am Munde des Croupiers, der das Resultat verkündigte, um gleich darauf, in raschester Beweglichkeit, die mit der bisherigen Starrheit unheimlich kontrastirte, mit beiden Händen entweder den Gewinn einzuscharren, oder in ihr Gold zu fassen, um aufs Neue Nummern, Serien und Farben zu besetzen. Sie that Letzteres mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit, als ob sie seit lange gewußt hätte, wohin sie jetzt ihr Gold setzen sollte, ohne Ueberlegung, ohne Zaudern und doch, wie es schien, nach einem gewissen System. War sie im Augenblicke, da der Croupier sein „Le jeu est fait“ sagen wollte, noch nicht fertig, streckte sie ihre linke Hand aus, wie um ihm den Mund zu schließen, und fuhr mit der rechten so rasch von Nummer zu Nummer, daß man ihren Bewegungen kaum folgen konnte. Während dieser Zeit stieß sie ununterbrochen einzelne Worte hervor; bald nannte sie die Nummer, die sie eben besetzte, bald machte sie eine Bemerkung über den Verlust, den sie eben erlitten, dann war es wieder ein Verweis für den Croupier über seine Eilfertigkeit, dann eine Bemerkung über die Chance des Rouge und eine Prophezeiung, daß sich das sogleich ändern müsse, und so fort, ohne daß sie sich eigentlich Zeit ließ, einen einzigen Satz zu Ende zu sprechen. Sobald der Deckel auf das Roulette gefallen war, nahm sie eine Prise und die vorige horchende, lauschende, gespannte Ruhe kehrte wieder. Aber sie spielte nicht nur für sich, sie spielte für alle Anwesenden und verfolgte deren Glück oder Unglück mit demselben Interesse, wie das ihrige. Sie wußte immer, wohin und was Jeder gesetzt hatte, wer

gewann oder verlor, und mancher Ungeübte, der nicht rasch genug seinen Gewinn zurückzog, wurde von ihr darauf aufmerksam gemacht, meist in Verbindung mit einer Bemerkung über sein Spiel. Bei all' diesen Beschäftigungen hatte sie wenig Zeit, auf ihre eigene Person zu achten, bemerkte sie z. B. nicht, daß ihre große Spitzenhaube schief auf der Seite saß, daß ihr dicker, schwarzer, mit etwas Grau gemischter Scheitel sich aufgelöst hatte und wild und wirr vorn herabhing, vergaß sie auch manche Vorsicht, die bei ihren häufigen Prisen nothwendig gewesen wäre.

Die spielende Dame, die so alle Blicke auf sich zog, die Einen staunen, die Andern lächeln machte, war eine Frau von ungefähr fünfzig Jahren. Ihr Gesicht, obwohl voll und beim Spiele stark, beinahe jugendlich geröthet, war voller tiefer Einschnitte und starker Erhöhungen und sah wie eine Gegend „voll Zufälligkeiten" aus, „un terrain accidenté," wie es die Franzosen nennen. Das Auge, obwohl es immer auf einen Gegenstand fixirt schien, hatte doch etwas Irres. Bei alle dem aber konnte man Spuren großer Schönheit entdecken; die Nase war stolz und imponirend, die Lippen noch immer angenehm geschwellt, und den Augen sah man es an, daß sie einst sanft und voll Güte blicken konnten. Freilich waren die Reste der Schönheit zur Zeit durch Haltung und Kleidung bedeutend beeinträchtigt, denn, um es kurz zu sagen und ohne uns in weitere Beschreibung einzulassen, Alles an ihr war unordentlich und schmutzig. Kein Theil ihrer Bekleidung saß ordentlich und vorn waren alle von herabfallendem Tabak bedeckt, dessen Spuren auch auf den Fingern und dem Rücken der schöngeformten Hand sichtbar waren.

Der Anblick dieser Frau konnte den Beobachter eigentlich nur so lange in Anspruch nehmen, als er neu war; nach einiger Zeit hatte er etwas Abstoßendes und zugleich Schmerzliches. Wie gern bereit man auch sein mag, nach modern humanen Grundsätzen, sich Verbrechen und Laster so viel als möglich zu objektiviren, sie als nothwendige Produkte gewisser Entwickelungen zu betrachten und in Folge dessen den Verbrecher oder Lasterhaften vielmehr zu

bemitleiden als zu verurtheilen, so bleibt der Anblick des Lasters, in der Ausübung wie in den Wirkungen, doch immer der Art, daß man sich, trotz aller Reflexionen, am Ende doch mit mehr Abscheu als Mitleid abwendet. Ich war des Schauspiels müde und sah unwillkürlich im Saale umher, um Blick und Seele bei einem anderen, erquicklichern Gegenstande ausruhen zu lassen. Da erblickte ich zu meiner größten Ueberraschung, der spielenden Frau schräg gegenüber, einen alten, lieben, guten Bekannten. Es war der russische Graf S..., derselbe, mit dem ich durch beinahe fünf Jahre als sein Leibarzt, und ich darf wohl, trotz der großen Verschiedenheit des Alters sagen, als sein Freund den Orient und Occident bereist hatte. Seit drei Jahren hatte mich mein Schicksal von ihm getrennt und war er mir in entfernten Weltgegenden, in Innerasien und Indien vollkommen aus meinem Gesichtskreis verschwunden. Wie freute ich mich, dem vortrefflichen Manne, dem ich Freundschaft, Erfahrungen, Wissen dankte, wieder einmal die Hand drücken zu können. Kaum hatte ich ihn erblickt, als auch schon mein Schritt meinem Blicke folgen wollte, aber eben so rasch hielt mich der Ausdruck seines Gesichts und seines ganzen Wesens an der Stelle fest.

Er stand an die Pfosten der Eingangsthür gelehnt, hatte den Hut tief ins Gesicht gedrückt und ließ beide Arme so schlaff hängen, als ob er ihrem Falle folgen und bald in sich zusammenbrechen wollte. Auf seinem edlen, von weißem Haar eingefaßten Gesicht lag der Ausdruck tiefsten Grames; nur die zusammengekniffenen Lippen bewegten sich manchmal, um die Mundwinkel immer tiefer und schmerzlicher herabzuziehen. Seine Augen hingen unabwendbar und starr an der spielenden Dame. Wenn sie eine leidenschaftliche, manchmal an gemeine Heftigkeit gränzende Bewegung machte, oder ein dieser entsprechendes Wort hervorstieß, zuckte er am ganzen Körper zusammen. Nur einmal schien er den Blick von ihr abwenden zu wollen. Zwei Fremde, die neben ihm standen, spotteten über die Art und Weise, wie die Dame gewonnenes Geld mit beiden Händen und laut auflachend zusammen-

scharrte, und schienen eine höhnische Bemerkung zu machen. Da wandte sich der Graf rasch zu ihnen, blickte sie mit zornigen Augen an und schien etwas sagen zu wollen. Aber rasch faßte er sich wieder, nahm seine vorige Stellung ein und betrachtete die Dame mit derselben Aufmerksamkeit wie vorhin. Wie er die Spielerin, so betrachtete ich ihn. Sein Gesicht versteinerte sich zusehends, und ich wähnte es schon vollkommen gleichgültig und theilnahmlos und that eben einige Schritte, um mich ihm zu nähern, als über das kalte steinerne Gesicht, das immer der Spielerin zugekehrt war, zwei große Thränen langsam dem weißen Schnurrbart entgegenrollten.

Armer Graf, dachte ich — die Dame steht ihm gewiß sehr nahe; ihr Anblick macht ihm Kummer — soll ich aber stören, um ihn zu zerstreuen? Oder wird es ihm unangenehm sein, wenn er sich in diesem Augenblicke beobachtet weiß? — Und soll ich mich fern halten?

Nach einem kleinen Zwischenfall, der jetzt eintrat, schien es mir besser, ihn für den Augenblick noch allein zu lassen.

Ein junges, sehr anmuthiges Mädchen trat an der Seite ihrer Mutter, einer eben so anmuthigen als würdigen Dame, an den Spieltisch, um dieses, den beiden Neuangekommenen offenbar noch ganz unbekannte Schauspiel zu beobachten. Nach einiger Zeit sagte die Tochter: „Mutter, ich will auch spielen." Die ältere Dame schüttelte lächelnd und abwehrend den Kopf; aber die junge ließ sich nicht abschrecken und bat: „Gib mir einen Louis, ich will zum Besten des Kinderhospitals spielen." Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als jene alte Spielerin, an der das Auge des Grafen mit so großer Theilnahme haftete, und die trotz ihrer leidenschaftlichen Vertiefung Alles, was aufs Spiel Bezug hatte, zu sehen und zu hören schien, sich plötzlich umwandte und dem Fräulein in einem Tone ernsthaftester Belehrung zurief: „Fürstin, man spiele nie für wohlthätige Zwecke, man verliert immer! Außerdem ist das Spiel des Teufels und nicht des lieben Gottes. Wer mit frommen Zwecken an diesen Tisch tritt, den

umgibt der Teufel, der hier erster Croupier ist; das ganze Spiel nimmt eine falsche Wendung und es ist nicht mehr möglich, die Chance zu berechnen. Ich bitte Sie also, liebe Fürstin, mit Ihren wohlthätigen Zwecken zum Herrn Pfarrer und nicht in die Spielbank zu kommen."

Die Worte klangen um so komischer, als sie von der alten Spielerin im ernsthaftesten Tone, beinahe predigend ausgesprochen wurden, und das ganze versammelte Publikum brach in ein schallendes Gelächter aus. Bei diesem Gelächter flog glühende Röthe über das Gesicht des Grafen und sein ganzer Körper zuckte, während die Rednerin sich wieder ruhig und unbeirrt durch die von ihr verursachte Heiterkeit dem Spiele zuwandte. Aber da sie wieder mechanisch nach der Stelle griff, wo der Beutel lag, war alles Geld verschwunden; ihr Auge folgt der Hand, und als sie sah, daß Alles verspielt war, sprang sie in höchster Aufregung auf, indem sie Worte ausstieß, die beinahe Flüchen gleich kamen. Von schlechter Chance sprechend und allerlei Nummern nennend, eilte sie davon. Die Hälfte des Publikums folgte ihr abermals lachend, und in der That war sie in dem Augenblicke höchst komisch anzusehen. In der linken Hand Tabaksdose und Beutel haltend, trug sie in der rechten den Geldrechen, den sie in der Aufregung anstatt des Sonnenschirms ergriffen hatte, und so, immer gewinnend und über das Spiel sprechend, lief sie aus dem Saal in den Garten und suchte sich mit dem Rechen gegen die Sonne zu schützen, ohne zu bemerken, daß das Volk, das sie begleitete, über sie und ihren Aufzug lachte. Auch der Graf folgte ihr in einiger Entfernung, aber auf seinem Gesichte fand sich auch nicht die geringste Spur der Heiterkeit, welche die Dame rings umher erregte; im Gegentheil war es von einem rührenden Gemisch von Empörung und tiefster Niedergeschlagenheit bedeckt. Ich verlor ihn nicht aus den Augen und bald schien es mir, als wäre er keines Schrittes mehr fähig, denn überwältigt lehnte er sich an einen Baum und schloß die Augen.

Jetzt näherte ich mich und faßte seinen Arm.

„Herr Graf," sagte ich, „sind Sie es wirklich? Wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen."

Er schlug die Augen auf, und nachdem er mich eine Sekunde lang angestarrt, rief er plötzlich, wie aus einem Traume erwacht: „Doktor, sind Sie es? Willkommen! Das ist ein Freundesgesicht zur rechten Zeit."

Dann machte er eine Bewegung, als wollte er etwas abschütteln, stützte sich auf meinen Arm und zog mich in die Tiefe des Parkes.

„— Wie geht es Ihnen?" fragte er nach einiger Zeit — „wie haben Sie die letzten Jahre verbracht? Erzählen Sie."

Ich erzählte, merkte aber wohl, daß er nicht hörte. Endlich sagte er: „Verzeihen Sie, ich bin zerstreut und habe Ursache, es zu sein. Ich habe eben Schauerliches erlebt. O ihr Ideale der Jugend!" rief er und lächelte schmerzlich. — „Kommen Sie, Doktor, wir wollen zusammen zu Nacht speisen und uns einbilden, daß wir wieder im Zelte liegen am Ufer des Tigris oder des Indus. Ich wollt', wir wären noch immer dort. Ich will Ihnen etwas erzählen — es ist ein Bedürfniß zu erzählen — und ich will es so thun, als wären wir noch tausend Meilen weit von hier."

So sprechend, führte er mich in sein Hotel, auf seine Stube und bestellte das Essen. Er gab sich Mühe, heiter zu sein, fragte mich während des Mahles nach meinen seitherigen Schicksalen und horchte so aufmerksam, als es ihm möglich war. Erst sehr spät in der Nacht, nachdem wir einige Flaschen geleert, gewann er jene Ruhe wieder, die ich beinahe als unzerstörbar an ihm gekannt hatte, und erinnerte er sich des Versprechens, mir etwas erzählen zu wollen.

„Lieber Doktor," begann er, „ich will Ihnen von Dingen sprechen, die ich sonst, bei allem Vertrauen, das Sie mir immer einflößten, nie berührt habe. Gewöhnlich ist man in weiter Ferne, in kalter Fremde eher bereit, auf Angelegenheiten zurückzukommen, die man daheim am Liebsten mit Schweigen übergeht oder in ein

Geheimniß gehüllt sieht. Es ist Einem da zu Muthe, als wäre man in einer anderen Welt und als spräche man von Abgeschiedenheiten. Ich aber habe in aller Ferne über meine Geschichte geschwiegen; vielleicht nur, um die Ruhe, die ich auf Reisen in Betrachtung der Natur gefunden, nicht durch alte Dissonanzen zu stören. Heute, da ich wieder in die Nähe von Personen kam, die mich jene Ruhe anstreben ließen, habe ich das Bedürfniß von alten Geschichten zu sprechen; vielleicht, um in meinem Gemüthe für immer mit ihnen abzuschließen. Uebrigens waren Sie mir immer ein lieber Freund und erschienen Sie mir heute, in einem sehr bittern Augenblicke, auf so providentielle Weise, daß ich mir Vorwürfe mache, so lange und so intim mit Ihnen gelebt zu haben, ohne Ihnen jemals über die wichtigste Epoche meines Daseins zu sprechen.

Ich war schon mit dreißig Jahren General und Adjutant des Kaisers. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich die rasche Beförderung mehr den Verdiensten meines Vaters als meinen eigenen, ferner meinem Namen und meinem Stande verdankte. Ich stand hoch oben auf den Höhen menschlicher Gesellschaft, bevor ich durch Erfahrung und Nachdenken über das Beschämende einer solchen Laufbahn belehrt wurde. Ich bekam das Kommando einer Provinz und ich bewohnte deren Hauptstadt, da die Regierung wünschte, daß dieser armen Stadt in den Einsamkeiten der Steppen einiges Einkommen zufließe und ich war einer der reichsten Erben des ganzen weiten Kaiserthums. Aus demselben Grunde hatte man die Civilgouverneurstelle dem überaus reichen Grafen Nikolajeff übertragen. Dieser hatte seine Stelle seit beinahe fünfzehn Jahren inne, und war auf seinen einsamen stillen Posten mit größerer Bereitwilligkeit abgegangen, als ich auf den meinigen. Er war ein Gelehrter, der die Einsamkeit und das einfache Leben liebte, der sich außerdem nach dem Tode einer geliebten Frau aus der Residenz und ihren Zerstreuungen zurückzuziehen wünschte. Mit jener Stelle war ihm Gelegenheit gegeben, seine Neigungen mit der Erfüllung seiner

Pflichten gegen den Staat in Harmonie zu bringen. Er wußte, was man von ihm erwartete: daß er einen großen Theil seines großen Einkommens der Gegend, die er verwaltete, zu Gute kommen lasse, und da es nicht in seinem Wesen war, dieß auf hergebrachte Weise zu thun und Feste zu veranstalten, benutzte er seine beiden Töchter von frühester Jugend an, um durch sie sein Geld unter die Armen der Stadt und bei Gelegenheit von Inspektionsreisen, auf denen ihn beide Kinder immer begleiteten, unter die Bedürftigen der ganzen Provinz zu bringen. In der der That wäre es schwer gewesen, liebenswürdigere Trost- und Hülfsboten aufzufinden. In der Einfachheit des Landlebens, den Neigungen und Grundsätzen des Vaters gemäß, anspruchslos aufgewachsen, war an diesen beiden in voller Schönheit erblühten Geschöpfen nichts von den Schlacken zu bemerken, welche hocharistokratischer Rahmen und großer Reichthum in den Gemüthern, besonders in weiblichen, abzusetzen pflegen. Unter Anleitung des gelehrten aber nichts weniger als pedantischen Vaters hatten die beiden Mädchen einen Schatz von Wissen gesammelt, wie es bei der oberflächlichen modernen Erziehung, die in meinem Vaterlande gang und gäbe ist, in aristokratischen Kreisen zu den höchsten Seltenheiten gehört, und hatte sich eine Empfänglichkeit für alle schönen Produkte aller Künste geoffenbart, von der man voraussetzen durfte, daß sie Leben und Erfahrung, Sehen und Hören der besten Werke zu einem hohen Grade, vielleicht bis zur selbständigen Schöpferkraft entwickeln könnten. Die glänzendere der beiden Erscheinungen war die ältere Tochter, Nastinka; in ihr vereinigte sich, was so selten vereint vorkommt, Sinnigkeit mit schlagfertigem Geiste und Poesie mit komischem Witze. Sie schrieb Verse, die in der That reizend waren und einen großen Fonds von Liebe und Leidenschaft vereinten. Bei all den Eigenschaften dachten die beiden Mädchen nicht daran, glänzen zu wollen; in ihrem etwas farblosen Leben verging ein Tag nach dem andern in größter Anspruchslosigkeit, als ob es immer so sein müßte, als ob Rang und Reichthum

nicht auf ein anderes Leben hinwiesen; und diese Harmlosigkeit fügte zu all den Vorzügen der beiden Mädchen noch einen neuen Reiz, einen besonderen Duft hinzu.

Ich war kein Jüngling mehr, aber der beinahe tägliche Umgang mit so ausgestatteten jungen Mädchen konnte nicht ohne Folgen für mein Herz bleiben. Ich entschied mich für die glänzende Nastinka und noch den ersten Winter, den ich in der Provinzstadt zubrachte, war ich ein verheiratheter Mann. Ich liebte meine Frau und ich gewann sie von Tag zu Tag lieber, je mehr ich den großen Reichthum ihrer guten Eigenschaften kennen lernte, und ich fühlte das Bedürfniß, meinen alten Freunden in der Residenz mein Glück zu zeigen. Die Kaiserin hatte ihr am Hochzeitstage ihre Chiffre in Diamanten geschickt, oder mit anderen Worten, hatte sie zu ihrer Hofdame ernannt und es war Pflicht, zu Hofe zu gehen und für diese Ehre zu danken. Nastinka zitterte vor der Idee, in der großen Welt zu erscheinen; ich freute mich sie sehen zu lassen. Ich werde, dachte ich, all diesen Weibern des Hofes zeigen, wie ein Weib sein soll. Die Ueberzeugung von der Solidität der guten, selbst der blendend glänzenden Eigenschaften meiner Frau stand so fest in mir, daß ich nur daran dachte, wie sie als Muster dienen, und nicht einen Augenblick, daß sie irgend wie durch schlechtes Beispiel oder durch große Erfolge erschüttert werden könnte. Mit Stolz und voller Zuversicht erschien ich mit meinem jungen Weibe in der Residenz und warf mich in den ganzen Strudel der sogenannten großen Welt. Von wie vielen jungen Männern sie auch sofort umringt war: der Gedanke, daß sie jetzt Vergleiche anstellen könnte, daß sie zu dergleichen in der provinziellen Einsamkeit keine Gelegenheit gehabt, und daß ich vielleicht nur diesem Umstande mein Glück verdankte, stellte sich mir nicht einmal auf die flüchtigste Weise dar. Mit Wonne sah ich mich beneidet und sah ich in dem Neide nur eine Anerkennung ihres Werthes. Daß sie mitten unter ihren Triumphen an weiterer Ausbildung ihrer künstlerischen Anlagen, ihrer Maler- und Gesangstalente arbeitete, war mir nur ein Beweis

mehr, daß ihre Liebe zum Schönen durch die Frivolitäten der Welt nicht erdrückt werden könne und meine Sicherheit, meine Ueberzeugung von der Unerschütterlichkeit dieser schön begründeten Natur stand fest, ja war am festesten, als man Nastinka schon allgemein als eine Löwin im gewöhnlichsten Sinne des Wortes betrachtete, als jeder Stutzer schon wußte, daß ihr Wissen und Künste Toilettgegenstände und Mittel des Erfolges waren, wie Kleider und Coiffuren aus Paris. Zwei Jahre vergingen so, und ich glaubte noch im Besitze meiner Frau zu sein, als sie schon mit allen Gedanken, mit ihrem ganzen Wesen der frivolen Welt gehörte, die sie umgab, und als sie längst Vergleiche angestellt hatte, die nicht zu meinen Gunsten ausfielen. Ich wollte wirklich etwas thun, was nachträglich die so früh und unverdient erworbene Stellung rechtfertige; ich machte militärische und politische Studien, ich arbeitete und gab so den unzähligen Müssiggängern Raum und Zeit, meine Frau zu beschäftigen.

Mein Benehmen fiel keinem Menschen auf. Mein Gott! ich that ja nur, was so Viele thaten: ich beschäftigte mich mit meinen ehrgeizigen Plänen und war froh, daß es Andere, daß es hundert Anbeter übernahmen, meiner Frau die Zeit zu vertreiben, und ich mußte mich noch besonders glücklich schätzen, daß sich unter diesen Anbetern ein Prinz befand, ein Prinz, der dem Throne sehr nahe stand, und sehr großen Einfluß hatte.

Lieber Doktor, erlassen Sie mir die Erzählung Alles dessen, was ich eines Tages erfuhr, als ich einem Freunde meinen Wunsch nach einem gewissen Kommando in Asien zu erkennen gab und er mir antwortete, der Prinz werde meiner Frau nichts abschlagen. Am selben Tage wurde der Prinz von mir geohrfeigt, und da ein Prinz sich nicht schlägt, fuhr ich noch selben Tags in demselben Schlitten mit meiner Frau aus der Residenz den Steppen zu. Ich war allein mit ihr und ich kutschirte selbst; ich konnte mir die Genugthuung nicht versagen, sie persönlich ihrem Exile und der Hölle, die ich ihr ausdachte, zuzuführen. Ich wußte noch nicht, was ich thun wollte, aber so etwas wie

die Geschichte, auf die Dante anspielt, schwebte meinen Gedanken vor. Sie erinnern sich der Pia dei Tolomei, die ihr beleidigter Gatte in die Sümpfe der Maremmen führt, um sie dort an den Fieberlüften zu Grunde gehen zu lassen. Ich war um so grausamer gestimmt, als die Ueberzeugung von meinem Unglück so plötzlich, so ohne alle Vorbereitung kam.

Wir fuhren volle zwölf Tage durch schauerliche, winterliche Einsamkeiten dahin, durch Schneestürme, die uns zu begraben drohten, über gefrorene Flüsse und Seen, durch Gegenden, die selbst der Wolf nicht bevölkerte und durch andere, die nur er aufsucht. Wir saßen in dem kleinen Schlitten eng aneinander; unsere Ellenbogen berührten sich, aber nicht ein einziges Wort wurde während der ganzen Reise gewechselt, vielleicht nicht ein einziger Blick. Am dreizehnten Tage traten wir in ein altes, großes Holzgebäude, das man Schloß nannte und das ich seit meiner frühesten Jugend nicht wieder gesehen hatte. Es war mein Eigenthum, aber außer aller Welt, in vergessener Gegend liegend und zu einem Gute gehörend, das man als uneinträglich vernachlässigte, war ich nie versucht, hierher zurückzukehren. In meiner Erinnerung war mit dem Schlosse ein Dorf verbunden, aber als ich mit meiner Frau daselbst ankam, war von dem Dorf kaum eine Spur vorhanden. Die Leibeigenen hatten den undankbaren Boden verlassen und waren mit Erlaubnißscheinen in die Städte gezogen, um als Handwerker zu leben. Das Schloß ragte als ein halbverwitterter und verfaulter Würfel schwarz und einsam aus der unendlichen schneebedeckten Ebene hervor und war nur von dem alten Intendanten, der hier noch den Rest seiner Tage verleben wollte und einigen leibeigenen Dienern und einer Unzahl von Wolfshunden bewohnt. Dort schlug ich meine Residenz auf.

Was ich daselbst wollte? Auf diese Frage wüßte ich noch heute keine genaue Antwort zu geben. Wollte ich meine Frau an Langeweile sterben lassen? wollte ich sie nur einer Buße unterwerfen, um sie, die ich noch immer liebte, eines Tages gereinigt und nach gesühnter Schuld wieder an mein Herz zu drücken?

Ich weiß es nicht. Bald war die eine, bald die andere Absicht in mir vorherrschend, je nachdem ich an die glücklichen mit ihr verlebten Tage oder an ihren Verrath dachte. Und Tage, Wochen, Monate vergingen und ich wußte noch immer nicht, warum ich mich mit ihr in diese Einsamkeit vergraben hatte. Ich ließ die Zeit tonlos dahinschwinden und gedankenlos die Zukunft herankommen. Die einzige Abwechslung, die ich mir gestattete, war ein Ritt auf wildem Steppenpferde; doch entfernte ich mich nie vom Schlosse, sondern zog in weiten und engen Kreisen rings umher, wie ein Wächter, der einen Schatz bewacht oder ein wildes Thier, das seine Beute niederreißt.

Die Gräfin verließ nie die ihr angewiesenen Gemächer. Sie hatte sich diese Lebensweise selbst vorgeschrieben, ohne daß ich ihr oder der Dienerschaft eine dahingehende Anweisung gegeben hatte. Sie speiste auf ihrer Stube, während ich unten im alten Speisesaal meine kurzen Mahlzeiten hielt. Die einzige Gesellschaft, die sie während dieser Zeit suchte, war die des Ortsgeistlichen eines benachbarten Dorfes, den sie einladen ließ, und der zwei- bis dreimal in der Woche kam. Ich glaubte damals, sie wollte fromm werden, aber das Ganze schien nur eine vorübergehende Grille, denn die Besuche hörten bald wieder auf. Wir sahen uns, wir sprachen uns nie. Nur eines Tages, nach einem beinahe zweijährigen Aufenthalte im Schlosse, der mir bald wie eine kurze Woche, bald wie eine Ewigkeit erschien, an einem Herbstnachmittage stand sie plötzlich im Hofe vor mir, sah auf den Boden und fragte mit zitternder Stimme: „Wird das noch lange dauern?"

Ich war erschüttert und unfähig, ein Wort hervorzubringen, wohl aber fühlte ich, daß mit dem ersten Blick aus meinen Augen ein Strom von Thränen hervorbrechen würde. Ich wandte mich um und floh ins Schloß zurück, konnte aber nicht umhin, ich mußte sie durchs Fenster, hinter der Jalousie versteckt, betrachten. Sie stand lange auf derselben Stelle, bis sie eine Bewegung machte, als ob sie nach reiflichem Nachdenken zu einem Entschluß gekommen wäre und raschen Schrittes in die

Wohnung zurück ging. Es flog mir der Gedanke durch den Kopf, daß sie ihrem elenden Dasein ein Ende machen konnte, und in höchster Aufregung stürzte ich ihr nach, um sie an mein Herz zu drücken, um mich mit ihr zu versöhnen und ein neues, vielleicht noch glückliches Leben zu beginnen. Aber im Korridor vor ihrer Stube angekommen, hörte ich ihre Stimme: sie sang, sie trillerte! — Die Stubenthür war offen; mein Auge durchflog den Raum und ich sah mit Staunen alle Wände mit neuen Landschaften bedeckt und in der Mitte des Zimmers eine Staffelei mit einer neuen Arbeit.

Das Alles machte mir den Eindruck der Herausforderung, der Verhöhnung. Sie hatte sich also nicht einmal gelangweilt und sie war nicht bestraft, ich war nicht gerächt. Sie hatte die Ruhe des Schaffens und die Freuden des Vollendens, während ich, ihr Richter, in ihrer nächsten Nähe ein leeres, ruhe- und freudenloses Leben hinsiechte. Ich fühlte mich gebrochen und jede Möglichkeit künftigen Glückes untergraben — und sie sang, sie trillerte, und während ich erstarrt vor der Thüre hielt, stand sie mit dem Pinsel in der Hand, immer noch singend, wieder vor ihrer Arbeit, vor ihrer Freude. Nur noch einen Grad höherer Aufregung und ich wäre hingestürzt und hätte roh und barbarisch gegen all' diese Bilder gewüthet. Aber ich war ein gebildeter Mensch und Hamletisch eilte ich in die Steppe hinaus, um über das neue Erlebniß nachzudenken.

Woher und wie hatte sie sich die Mittel verschafft, um diese neue Welt um sich herum aufzuführen? Woher Pinsel, Farben, Staffelei, Leinwand? Es war unter meiner Würde, bei der Dienerschaft Erkundigungen einzuziehen, desto lebhafter beschäftigten mich diese kleinlichen Fragen sowohl wie das Wichtigere, das mit diesen zusammenhing. Vor Allem erschien mir Nastinka als eine höchst durchtriebene Betrügerin, da sie so Vielerlei hinter meinem Rücken zu Stande bringen konnte, nach und nach aber erschien mir die ganze Sache in einem ganz andern und verschiedenen Lichte. Nur wenige Tage vergingen und ich konnte

an das mit Bildern bedeckte Zimmer nicht ohne Rührung denken. In ihrem Unglück hatte sie sich zur Kunst geflüchtet und das Schöne gerettet. Durch beinahe zwei Jahre war sie in voller Einsamkeit nur mit künstlerischem Schaffen beschäftigt, führte sie ein Leben, das von dem Residenzleben so unendlich verschieden war. Es muß ihr sein, als läge ein Jahrhundert zwischen jetzt und der Zeit, da sie mich und sich selbst vergaß; es muß ihr scheinen, als wäre sie nicht dieselbe Person, die sich an meiner Liebe so schwer vergangen; sie begreift jetzt selber nicht, wie sie sich den Frivolitäten des Lebens hat so hingeben können, da sie dessen tiefere Freuden kennen lernte, denn was gibt tiefere Freuden und mehr veredelnde, als Schaffen und Hervorbringen des Schönen? Hat sie durch die lange Haft nicht ihre Schuld gesühnt? Ist sie durch ein solches Leben nicht geläutert und gereinigt? Gewiß, sie fühlt, daß sie es ist und daß nach Gerechtigkeit ihre Strafe ein Ende haben müsse und das hat ihr den Muth gegeben, jene Frage, ob dieß Leben noch lange dauern solle? an mich zu richten. Mag die Welt sich ewig eines begangenen Fehlers erinnern, der Einzelne soll nicht nur verzeihen, er soll auch vergessen. Ja, ich wollte stark genug werden, um einer auf vollkommenes Vergessen ruhenden Vergebung fähig zu sein. Der Entschluß that mir wohl, stimmte mich milder und erfüllte mich mit einer Art glücklichen Gefühles, wie ich es lange nicht gekannt hatte. Einzelne Erinnerungen, einzelne Ueberreste bitterer Empfindung, die ich von Zeit zu Zeit noch in mir verspürte, wollte ich erst ganz verwischt haben, dann zu ihr eilen und mich aufs Neue mit ihr vermählen. Ich fühlte, daß ich es mit der ganzen Innigkeit eines liebenden Bräutigams thun werde, mit eben solcher Innigkeit und Aufrichtigkeit wie jener gekränkte Ehemann in der altenglischen Tragödie von Thomas Heywood sich aufs Neue mit seinem Weibe auf dem Todtenbette vermählt, auf das sie, von seiner Güte zu Tode gedemüthigt, gesunken war. Der Geburtstag meiner Frau war nahe; an diesem Tage wollte ich sie und mich dem Leben und dem Glücke wiedergeben.

Der Tag brach an. Mit der ersten Frühe stand ich an ihrer Thüre und — mein Gott! — mit welchem Gefühle, in welcher seligen Aufregung. Ich glaube, daß ich nie so glücklich war, so tief durchdrungen glücklich, wie in jenem Momente, welchem sofort die furchtbarste Enttäuschung folgen sollte. Ich trat ein, sie war fort. Sie war nicht in der Stube, nicht im Hause, nicht im Garten, sie war entflohen.

Ich habe sie nicht verfolgt.

Kurz darauf begannen meine Wanderungen über die Erde, auf denen ich Sie kennen lernte, und die Sie zum Theil mit mir machten. Was die Gräfin betrifft, so erfuhr ich denn von Landsleuten, die mich nicht kannten und die mit mir von ihren Abenteuern sprachen, daß sie allein zu Pferde die unendlichen Steppen und Wüsteneien durcheilte unter allerlei Drangsalen und Entbehrungen, bis sie nach beinahe einem Monat und unzähligen Erlebnissen in Petersburg ankam. Sie beschrieb später diese Flucht, die meinen Landsleuten um so interessanter erschien, als die Beschreibung in französischer Sprache und in einer Pariser Revue erschien. Dieß war genug, um sie zu einer Heldin zu machen und ihr, wenn auch außerhalb der Gesellschaft, eine gewisse Stellung zu verschaffen. Sie war das Ziel der Neugierde geworden und bald der Mittelpunkt eines großen Männerkreises, in dem sich Viele fanden, die sich gerne zu ihren Rittern aufwarfen. Unter diesen begünstigte sie einen Franzosen, der unter dem Vorwande legitimistischer Treue nach der Julirevolution an den Hof Rußlands kam, um sein Glück zu machen. Er erwartete vom Kaiser Nikolaus irgend eine glänzende Stellung; bis diese kam, beschäftigte er sich mit Plänen zur Eroberung und gänzlichen Unterwerfung des Kaukasus, faßte dahingehende Memoiren ab und überreichte diese dem Kaiser und den Ministern. Zu gleicher Zeit trieb er sich durch alle Gesellschaften und spielte sehr hoch, ohne daß man hätte bestimmen können, woher er die Fonds zu diesem Leben auftrieb, da er nicht immer gewann und sein Vermögen, wie er sagte, durch die Julirevolution zu Grunde

gegangen war. Aber er war eine glänzende und schöne Erscheinung, geistreich, was man in der Gesellschaft so nennt, und ein vollendeter Weltmann. Da er der begünstigte Ritter der Gräfin war, hatte er bei ihrer zweideutigen Stellung bald Gelegenheit, für sie einzutreten und sich für sie zu schlagen. Dieß benutzte man bei Hofe, wo er längst lästig geworden war, um sich seiner zu entledigen und ihn aus dem Lande zu schicken. Er duldete für die Gräfin und es schien ihr nur natürlich, ihm ins Ausland zu folgen.

Mit diesem Manne durchreiste die Gräfin Deutschland, Frankreich, Italien. Ueber das Leben, das sie während dieser Zeit führte, weiß ich nur wenig; ich habe mich selten danach erkundigt; ich weiß nur, daß sie sich nach Jahren, nachdem er sie um ihr halbes Vermögen gebracht, von ihm trennte und daß sie seitdem allein von einer Spielbank Deutschlands zur andern reiste. Am grünen Tische fand sie ihren ehemaligen Begleiter manchmal wieder, denn seit er nicht mehr über ihr Vermögen verfügen konnte, hatte er sich ganz auf das Spiel, als auf einen Erwerb geworfen und ist endlich Croupier geworden. Der Mann mit grauem, feinem Backenbart, den Sie heute die Bank halten sahen und der es mit so großer Würde thut, ist kein Anderer als der ehemalige Ritter meiner Frau, der Vicomte de S . . ., der in Petersburg eine Rolle spielte und hunderte von Damenherzen gewann. Wohin es mit meiner Frau gekommen, was aus ihr geworden, darf ich Ihnen nicht erst sagen. Sie haben sie heute am Spieltisch gesehen. Ich sah sie seit mehr als fünfundzwanzig Jahren zum ersten Male wieder — und wie! in welchem Zustande! nach welcher Veränderung! Jetzt begreifen Sie die Aufregung, in der Sie mich gefunden haben.

Nun aber will ich den Kellner rufen und ihm sagen, daß er meinen Namen nicht in die Kurliste setze. Mit dem frühesten Morgen reise ich wieder ab. Ich gehe nach Aegypten und Nubien. Wollen Sie mich wieder begleiten, sollen Sie willkommen sein.

Zwanzig Millionen.

Erstes Kapitel.

In den Kunstausstellungen gibt es immer ein hinteres Gemach, gewöhnlich das schlechteste und mindest gut beleuchtete des ganzen Gebäudes, in welchem Aquarelle, Pastelle, Oelbilder, Zeichnungen, ordnungslos und offenbar mit geringer Rücksicht auf die Verfertiger derselben aufgehängt sind. Die mit der Topographie der Ausstellung vertrauten Besucher gehen gewöhnlich an diesem Gemache vorbei, nachdem sie es einmal besucht, oder kehren nur dahin zurück, um schlechte Witze zu machen, oder um einem Bekannten etwas Lächerliches zu zeigen; am liebsten aber schleichen an diesem Gemache die Künstler selbst vorbei, deren Werke dort ausgestellt sind; das Gemach ist gewissermaßen ein Pranger. Wer dort prangt, ist, wenigstens für dieses Jahr der Ausstellung, verurtheilt, denn dorthin werden eben nur die schlechtesten Bilder gehängt. Dieses Zimmer heißt in der Kunstsprache, oder wenigstens in der Ateliersprache mancher Städte, die Speckkammer. Eine solche Speckkammer besitzen wir, — mögen mir die Anatomen verzeihen und die Psychologen es mir bezeugen — eine solche Speckkammer besitzen wir alle in unsern Herzen, Alle — ich, der ich diese Geschichte schreibe, du, Leser, der sie liest und alle Diejenigen, die sie nicht lesen. In den vordersten Kammern, die wir Jedermann zur Schau stellen, und durch die wir in den glücklichsten Stunden am Liebsten lustwandeln, hängen die schönsten Bilder der Erinnerung, Portraits, historische

Bilder, Stillleben, Idyllen, Bilder jeder Art — aber in jener verborgenen Kammer hängen die häßlichen Bilder, bei deren Anblick, wenn wir nothwendig durch müssen, wir uns mit der Hand über die Stirn fahren, als ob wir von einer Leinwand, von einer Gedenktafel oder dergleichen, etwas wegwischen wollten. Glücklich, wer nur eine kleine Speckkammer besitzt. Wenn er klug ist, zeigt er sie, und er kann sicher sein, daß er sie Einem zeigt, der ebenfalls eine besitzt. Welcher Mensch hatte nicht schwache Momente! ja gemeine, ja niederträchtige Momente!

Ich bin ein Mensch, der heute eine sehr geachtete Stellung einnimmt, ich erfreue mich eines sehr guten Rufes, ich habe viele Freunde und Jedermann wird behaupten, daß ich ein langes, fleckenloses Leben hinter mir habe, und man wird letzteren Umstand besonders hervorheben, da man weiß, daß ich in der Jugend und im männlichen Alter mit Hindernissen zu kämpfen hatte, mit Noth, Elend und Neid, an denen, wie Kleiderfetzen an Dornen, oft die besten Stücke des Charakters hängen bleiben. Niemand ahnt, daß ich meine Speckkammer habe, ganz wie ein Anderer — und sonderbarer Weise danke ich das häßliche Bild in dieser Speckkammer meiner vortrefflichen Mutter. Sie ist die erste Ursache, daß ich mich lange, lange mit einem Gedanken, mit einem Plane getragen, dem alle meine Grundsätze widersprachen, daß ich an mir selbst einen Verrath beging, mit einem Worte, daß ich gemein war.

Nach der Ansicht der guten Frau besaß ich schon mit meinem zwanzigsten Jahre Alles, was einen trefflichen und glücklichen Menschen machen kann, eine einnehmende Erscheinung, ein empfängliches Herz, einen gebildeten Geist, ein heiteres Gemüth, kurz alle Eigenschaften, die eine Mutter an einem erträglichen Sohne entdeckt — nur Eines fehlte mir: Reichthum! Sie glaubte zwar nicht, daß hunderttausend Thaler Renten eine nothwendige Bedingung des Glückes seien, sie wußte es, daß es auch ein sehr idyllisches, darum nicht minder tiefbegründetes Glück geben könne, da sie selbst ein solches an der Seite meines Vaters durch

ungefähr zwanzig Jahre genossen und sich noch als Wittwe mit dreihundert Thaler Gehalt glücklich fühlte; aber welche Mutter wünscht ihrem Kinde nicht noch mehr Glück, als sie selbst kennen gelernt? und sie dachte, besser ist besser und sicherer ist sicherer. Am Ende könne man ja, wenn man die Neigung habe, selbst mit großer Rente ein idyllisches Leben führen, ohne große Rente aber könne man Vieles nicht thun, was man vielleicht ja gerne thun möchte. Und das Geld ist eine so gewaltige Macht! Wie viel des Guten kann es bewirken, wenn es in die rechten Hände gelangt! Sie zweifelte übrigens nie daran, daß sich eine ungeheure Erbin eines Tages in meine ausgezeichneten Eigenschaften verlieben werde. Als ich vierundzwanzig Jahre zählte, und zu meinen ausgezeichneten Eigenschaften noch die ersten Keime eines künftigen Rufes, vielleicht Ruhmes als eines Gelehrten kamen, war sie erstaunt, daß ihre Hoffnungen sich nicht schon verwirklichten. In dem kleinen Landstädtchen, in welchem sie ihren Wittwengehalt verzehrte, erwartete sie jeden Posttag einen Brief, der den Poststempel der Universitätsstadt trüge und ihr die endliche Erfüllung ihrer Wünsche verkündigte.

Sonderbarerweise sollten die Dinge eine Wendung nehmen, wie sie die gute Mutter in der Einsamkeit ihres Städtchens ausgeträumt hatte.

Ich bewohnte die Universitätsstadt, welche zugleich ein großer literarischer Mittelpunkt war, und arbeitete fleißig an einem historischen Werke, das den Ruf, den ich mir mit einem ersten Buche bereits erworben, befestigen, wo möglich vergrößern, und mir endlich ein gutes Stück soliden Brodes, ich meine eine Professur, einbringen sollte. Eines Tages, da ich eben über meinen Büchern und Notizen saß, bringt mir mein Dienstmädchen ein kleines Briefchen, das so lautete: Dr. Edmund Born.

Lieber Freund!

Kommen Sie heute, ohne Umstände, auf einen Löffel Suppe. Wir haben einen lieben Gast, eine Freundin meiner Tante,

Fräulein Zelinde Heil, eine sehr liebenswürdige, alte Jungfer, die viel gesehen, viel zu erzählen weiß und Ihre Bekanntschaft zu machen wünscht. Seien Sie liebenswürdig mit ihr. Hören Sie? — sehr liebenswürdig. Mündlich werde ich Ihnen sagen, warum ich Ihnen das empfehle und zwar auf die dringendste Weise. Wir essen heute um zwei Uhr. Also auf baldiges Wiedersehen

6. September.

Clara Michelsen.

Als ich das Briefchen erhielt, war Mittag bereits vorüber; das Landhaus der Hofräthin Michelsen lag wohl eine halbe Stunde vor der Stadt; ich hatte also nicht viel Zeit, mich in Staat zu werfen. Das beunruhigte mich nicht; die gute Freundin meiner Mutter und meine vortreffliche Gönnerin nahm es mit mir nicht genau. Ich konnte bei ihr erscheinen wie ich wollte; außerdem handelte es sich ja um eine improvisirte Einladung aufs Land, und die Fremde war eine alte Jungfer. Auch gehörte ich zu der Klasse der eleganten jungen Gelehrten und brauchte mich, um unter Menschen zu gehen, nicht erst von Monate altem Bücherstaub zu reinigen und Kleider hervorzusuchen, die nur für Besuche bei Regierungsräthen und Ministern bestimmt sind.

Im Landhause der Hofräthin Michelsen, die mich mit gewohnter Freundlichkeit und einem ungewohnten, räthselhaften Lächeln, zugleich mit einem, meine ganze Person prüfenden Blicke empfing, fand ich, nebst der zahlreichen Familie, nur noch einige alte Bekannte und jenes besagte Fräulein Zelinde versammelt. Diese gehörte zu den abgerundeten, lächelnden alten Jungfern mit vollen, immer noch jugendlich gerötheten Wangen; ihr Gesicht war voll Wohlwollen für alle Welt, besonders, wie es schien, für die Jugend, die sie nicht haßte, weil sie nicht mehr zu ihr gehörte; sie war eine jener unverheiratheten Matronen, die bei erster Bekanntschaft immer überraschen, weil sie alle Vorstellungen, die man einer alten Jungfer entgegen beweist, auf das An-

genehmste Lügen strafen und denen man, dankbar für die erlebte Enttäuschung, desto rascher und desto lieber mit Freundschaft entgegenkommt. Als ich eintrat, war sie eben in ein Gespräch verwickelt, aber sie brach es sofort ab, als mein Name genannt wurde, um mich mit Neugierde zu betrachten; später bemerkte ich, daß sie, immer mich beobachtend, während ich mit Andern sprach, unwillkürlich eine billigende, ja beifällige Bewegung mit dem Kopfe machte. Bevor man zu Tische ging, streifte die Hofräthin an mir vorbei und flüsterte mir zu: „Geben Sie der Fremden den Arm!" — Ich that es ohne jene Verdrießlichkeit, mit der man derartigen Anweisungen der Frauen vom Hause nachzukommen pflegt, welche bei solchen Gelegenheiten den Freunden gewöhnlich die unangenehmsten Pflichten der Höflichkeit zumuthen.

Fräulein Zelinde, meine Tischnachbarin, war sehr gesprächig; aber ich fühlte sehr wohl, daß sie es nicht mit altjüngferlicher Geschwätzigkeit war, oder um Wissen und Geist auszukramen; es war ihre offenbare Absicht, nur mich mittheilsam zu machen, um mich weiter kennen zu lernen. Zu diesem Zwecke schlug sie die verschiedensten Saiten an, und sprach sie unter Anderem auch von meinem Buche, das sie kannte und fragte sie nach den Arbeiten, die mich eben beschäftigten. Ich ließ mich mit Vergnügen verhören und gab gerne ausführliche Antworten; denn die ganze Art und Weise der guten Dame, wie das Interesse, mit dem meine liebe Freundin, die Hofräthin, manchmal zu uns herüberschielte, sagte mir, daß hinter all' dem etwas mir Günstiges stecken müsse.

„Ihr Name," sagte Fräulein Zelinde, an das Gespräch über meine Arbeiten anknüpfend, „wäre mir auch ohne Ihr Buch nicht unbekannt gewesen. Die Baronessen von Friedensborg haben mir mehr als einmal von den schönen Stunden erzählt, die sie mit Ihnen verbrachten. Sie denken mit Vergnügen daran, wie —"

„Die Baronessen Friedensborg?" fragte ich erstaunt.

„Gewiß," bestätigte Fräulein Zelinde, „sie haben Sie nicht vergessen."

„Mich — nicht vergessen?“ fragte ich wie vorher. „Das muß ein Irrthum sein. Mein Fräulein, Sie verwechseln mich wohl mit Jemand anderm?“

„Sind Sie nicht Dr. Edmund Born?“

„Ganz richtig.“

„Haben Sie nicht vor zwei Jahren eine Rheinreise gemacht und zwar an Bord des Rubens?“

„Eben so richtig.“

„Haben Sie nicht an Bord des Rubens die Bekanntschaft dreier liebenswürdiger junger Mädchen gemacht?“

„Nein! — ich erinnere mich nicht!“

Fräulein Zelinde ließ Messer und Gabel fallen und machte ein Gesicht wie ein Mensch, der eben eine große Täuschung erlebt, oder einen ganzen liebgewonnenen Plan in Scherben gehen sieht. Sie flößte mir wahrhaftes Mitleid ein, und ich hätte was darum gegeben, wenn ich mich besagter Baronessen hätte erinnern können, und dieß um so mehr, als die gute Dame nicht nur schmerzlich getäuscht, sondern sogar beleidigt schien. Darum fragte ich weiter: „Woher waren diese Baronessen von Friedensborg?“

„Aus Kopenhagen!“ sagte Fräulein Zelinde und sah mich kaum mehr an dabei.

„Aus Kopenhagen!“ rief ich, „à la bonne heure!“

Auf diesen Ausruf wandte sich die gute Dame wieder mit einem Blicke frischer Hoffnung zu mir: „Also Sie erinnern sich? Sie hatten nur den Namen vergessen?“ fragte sie hastig.

„Ich erinnere mich eines alten Herrn aus Kopenhagen — ein kleiner Mann mit grauem Backenbart und dichten, sehr feinen weißen Haaren.“

„Das ist der Vater, Baron von Friedensborg!“

„Ja,“ sagte ich, indem ich mir die Stirn rieb und mein Gedächtniß aufwühlte — und ohne laut sprechen zu wollen, fügte ich hinzu: „ein Emporkömmling?“

„Ein sehr ehrenwerther Mann! ein ausgezeichneter Mann!“ fiel mir Fräulein Zelinde ins Wort, sehr gedrückt und sehr rasch,

wie um mich zurecht zu weisen und die beleidigende Bezeichnung mit lebenden Ausdrücken zu decken.

„O mein Fräulein, mißverstehen Sie mich nicht; ich wollte mit dem Wort nichts Beleidigendes sagen. Herr von Friedensborg hat den Ausdruck selbst von sich gebraucht; das fiel mir damals auf als ein interessanter Charakterzug, und kam mir daher zuerst ins Gedächtniß und auf die Zunge. Auch will ich damit nichts Böses bezeichnen. Ich kenne sehr gut die Fehler und Lächerlichkeiten der Parvenus, aber ich finde sie meist nur in der zweiten Generation, in den Kindern der Parvenus; diese selbst flößen mir meistens einen gewissen Respekt ein. Man kann sicher sein, daß ein Mann, der aus dem Nichts ein Vermögen schafft, ein Mann von Geist, von Charakter und Ausdauer und von unendlichen Hülfsmitteln sein muß, und wenn unter diesen Hülfsmitteln keine niedrigen sind, verdient ein solcher Mann alle Achtung, unter Umständen selbst unsere Bewunderung."

„Ein solcher Mann ist der Baron Friedensborg," versicherte Fräulein Zelinde.

„Als ein solcher erschien er auch mir; ich bewunderte seinen Verstand, seinen gesunden und geraden Sinn; ich war erstaunt über die Masse von Erfahrungen, die sich in diesem Kopfe gesammelt, und die merkwürdige Einfachheit des ganzen Wesens, das er sich bei einem in den verschiedensten Verhältnissen bewegten Leben zu bewahren wußte. Was mir aber an dem Manne am meisten gefiel, war seine Freude an jedem Fortschritte, eine Freude, die wenige Menschen in seinem Alter zu empfinden vermögen, und endlich seine Achtung für Bildung und Wissen."

Das Gesicht der ältlichen Dame heiterte sich während dieser meiner Rede wieder auf.

„Sie haben den alten Herrn verstanden," sagte sie befriedigt; „wie Sie ihn hier schildern, so ist er in der That, und gerne sieht man bei ihm über manche Eigenschaft des Parvenus hinweg, ja man vergißt sie endlich gänzlich seiner wahrhaft großen Tugenden wegen; ja, was mehr ist, man vergißt bei ihm, daß er vielleicht

hundertmal Millionär ist. Ich lobe ihn gerne, aber noch lieber höre ich ihn loben. Er ist mein edler Freund, und seine Familie trachtet mich als zu ihr gehörig. Ich habe die jungen Baronessen alle erzogen, ich war wie ihre Gouvernante, und Sie werden zugeben, daß ich Ursache habe, auf sie stolz zu sein."

Das war eine neue Verlegenheit. Ich konnte der alten Gouvernante kein Kompliment machen, denn ich erinnerte mich nur dunkel, daß der alte Herr auf dem Dampfschiffe von einer zahlreichen Dienerschaft und einigen jungen Mädchen in Sommerhüten und grünen Schleiern umgeben gewesen. Sie schüttelte den Kopf und sagte: „Es ist verdrießlich, daß ich Ihnen verrathen, in welch' gutem Andenken Sie bei den jungen Damen stehen, während Sie sich ihrer gar nicht erinnern. Ich habe die guten Kinder kompromittirt. Vielleicht hätten sie Ihre Aufmerksamkeit wenigstens als eine Seltenheit auf sich gezogen, wenn Sie, Herr Doktor, gewußt hätten, daß jedes dieser Mädchen wenigstens zwanzig Millionen mitbekommt, denn solche Mädchen bekommt ein Mann Ihres Alters nicht alle Tage zu Gesichte."

Ich lachte auf: „Sie irren, mein Fräulein. Ich bereiste damals den Rhein, um römische Alterthümer aufzusuchen, und diese nahmen mein ganzes Interesse in Anspruch, den Rest des Interesses, dessen ich noch fähig war, nahm der alte Herr hinweg, von dem ich wußte, daß er Kaufmann und Rheder gewesen, und der sich doch so warm und förmlich nach Belehrung lechzend, nach den Monumenten von Trier und Igel erkundigte."

Fräulein Zelinde schien von dieser Antwort sehr befriedigt. Am Ausdrucke ihres Gesichtes nahm ich wahr, daß ich etwas gesagt hatte, was ihr wichtig war. Sie versank in Nachdenken, aus dem sie erst erwachte, als die Stühle zurückgeschoben worden und man sich vom Tische erhob. Nachdem ich sie in das Wohnzimmer zurückgeführt, wo sich ihr einige Verwandte des Hauses näherten und mich von ihr trennten, winkte mir die Hofräthin, die sich in die Ecke an den Kaffeetisch gestellt hatte, und fragte mich mit leiser Stimme: „Hat sie Ihnen etwas gesagt?"

„Wer?“ fragte ich zurück.

„Nun, Ihre Tischnachbarin.“

„Worüber? Sie machen ein bedeutungsvolles Gesicht — ich verstehe Sie nicht.“

„Sie hat Ihnen also nichts gesagt,“ murmelte die Hofräthin. „Sie haben ihr vielleicht nicht gefallen.“

„Sehr möglich,“ sagte ich, gleichgültig die Achsel zuckend.

Die Hofräthin verwies mir, den Kaffee einschenkend, meinen Leichtsinn. „Es handelt sich um nichts Kleines — es handelt sich um eine Heirath, und was für eine Heirath!“

„Mit wem? mit Fräulein Zelinde?“ rief ich mit komischem Entsetzen, daß die Hofräthin mit Kaffeeschenken einhalten mußte, um ihren Tisch nicht zu besprengen, da sie vor Lachen zitterte.

„Seien Sie kein Narr, Edmund, und scherzen Sie nicht, wo es sich um ein außerordentliches Glück handelt, in der That, um ein ganz außerordentliches Glück, um eine Partie, wie es deren wenige in Europa zu machen gibt.“

„Ah, ich merke,“ antwortete ich, „ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, da muß ich darauf gefaßt sein, daß mich alle Damen meiner Bekanntschaft unter die Haube bringen wollen. Das würde mich nicht wundern, man kennt ja die Leidenschaft, den Verheirathungsfanatismus der Frauen, aber daß Sie, verehrte Freundin, daran denken können, daß Sie mich so wenig kennen, um zu glauben, daß eine solche Art der Verheirathung, dieses Partiemachen bei mir angebracht sei, das, ich gestehe es —“

„Schon gut,“ unterbrach mich die Hofräthin, „wir sprechen noch davon.“

Sie nahm eine Tasse Kaffee und brachte sie selbst dem alten Fräulein, mit dem sie rasch einige Worte wechselte. Als sie sich ihr ab und mir zuwandte, sah sie mich mit einem vorwurfsvollen Blicke an, den ich nicht verstand. Ich war doch, ihrem Wunsche gemäß, gegen das Fräulein so liebenswürdig gewesen, als es mir möglich war. Aber ich verstand sie halb und halb, als sie mir im Vorbeigehen sagte: „Sie sind ein ungeschickter Mensch.

Sich nach zwei Jahren eines alten Vaters und nicht dreier Töchter zu erinnern, deren Eine man sogar erobert hat! Ist das je vorgekommen?"

Nach einer Stunde war mir Alles um mich her räthselhaft; jetzt fing es an, in meinem Kopfe zu tagen, oder wenigstens zu dämmern. Es war zwischen den beiden Damen wohl ausgemacht, daß ich eine der zwanzigfachen Millionärinnen, deren ich mich ganz und gar nicht erinnerte, heirathen sollte. Eine derselben hatte ich, der Himmel weiß wie? erobert. Der Gedanke schmeichelte mir außerordentlich, zum Theil wegen der Eroberung an und für sich und zum Theil wegen der zwanzig Millionen. Zugleich mit dem Gedanken an diese schöne runde Summe flog mir der Gedanke an meine gute Mutter durch den Kopf; ich sah sie vor mir, wie sie bei der Mittheilung, bei der Nachricht von einer solchen Heirath selig, überselig lächelte und dieses Lächeln trat auf meine eigenen Lippen. Ihr Traum verwirklichte sich auf eine mehr als glänzende Weise! Ich hatte in der That einen von Glück gesättigten Moment; aber die Wolke, die ihn verdüstern sollte, ließ nicht lange auf sich warten, denn jenem glücklichen Gedanken folgte bald der beleidigende, empörende: die mir Zugedachte ist wohl ein Scheusal, irgend ein Ausbund von Häßlichkeit! Diese alte Jungfer reist, um irgend einen armen Teufel auszuspähen, der ein solches mit zwanzig Millionen gerne in den Kauf nimmt. Wenn dem nicht so wäre, wozu brauchte man die alte Gouvernante zur Aufsuchung eines Bräutigams reisen zu lassen? Zwanzig Millionen haben fast genug Anziehungskraft, um mehr Freier herbeizulocken, als Penelope je bedrängten. Ich war entrüstet und am tiefsten empört gegen die Hofräthin, die mich doch kennen und wissen sollte, daß ich mich nicht so verkaufe. Ich eiferte mit ihr und sagte höhnisch: „Die mir Zugedachte schielt, ist blatternarbig, kahl und hat zwei Buckel!?"

Die Hofräthin verstand mich schnell, stand vom Stuhle auf, faßte mich am Rockknopfe und sagte leise, aber mit Nachdruck: „Sie ist keine große Schönheit, aber sie ist hübsch, wohlgebildet,

sehr unterrichtet, sehr liebenswürdig, und hat das vortreffliche Herz, das die ganze Familie auszeichnet!“

Dann setzte sie sich wieder, sprach mit Einem ihrer Gäste und überließ mich meinem Nachdenken, das immer wirrer wurde und grübelnder. Um ungestört zu sein, zog ich mich in eine Fensternische zurück, wo ich durch einen Vorhang von der Gesellschaft getrennt war. In dieser Einsamkeit sah ich mich nach wenigen Minuten, vielleicht Sekunden, in einem prächtigen Landhause — ein Landhaus schien mir von jeher der wünschenswertheste Besitz — in einem gewaltigen Bibliothekzimmer — in der Mitte dieses Bibliothekzimmers ein bequemer Pult mit Seitenklappen rechts und links, auf diesen große Bücherhaufen, und vor dem Pulte saß ich selbst, angeblickt von marmornen Büsten, die auf den Bücherschränken standen. Hart an der Bibliothek — ich sah durch die offene Thüre hinein — mein Antiquitätenkabinet, ein wahres Museum, voll von griechischen, römischen, etruskischen, ägyptischen, ja assyrischen Alterthümern. In einem gemüthlichen Winkel des Landhauses wohnte meine Mutter in einer bequem eingerichteten Reihe von Zimmern. Sie trat in meine Bibliothek und brachte mir mein Zehnuhrbrod, ganz wie zu Hause, wenn ich einige Wochen bei ihr zubrachte. Wie blühend und wie glücklich sah die gute Frau aus; um zwanzig Jahre verjüngt. Die gute Luft meines Landhauses, am Ufer des Sees oder großen Stromes und der Anblick meines Wohlstandes thaten ihr sichtlich wohl. Dann war ich wieder fern von meinem Landhause; ich war auf Reisen, in Italien, in Griechenland, in Kleinasien und Syrien, überall, wohin ich mich bis jetzt vergebens gesehnt hatte, auf allen Punkten, die mich historisch interessirten oder deren Autopsie mich in meinen Arbeiten fördern konnte, indem sie mir Volkscharaktere, Thaten und Ereignisse lebendiger vergegenwärtigte. Aber Derjenigen, der ich all' das Glück, all' diese Erfüllung meiner Wünsche verdankte, war in diesen schönen Träumen nicht die geringste Rolle zugedacht. Ich sah sie nicht im Landhause, sie saß nicht neben mir im Reisewagen, sie ritt

nicht an meiner Seite über das Schlachtfeld von Marathon. Wie sollte sie auch? Ich kannte sie ja nicht; ich wußte nicht, ob meine Freuden ihre Freuden, ob mein Glück ihr Glück sei. Ich verglich dieses mein vereinsamtes Leben, das ich so eben im Traume durchgemacht, gerade so, als ob ich noch Junggeselle wäre, mit dem Ideale, das ich mir sonst von der Ehe gemacht, diese mir gleichgültige Person, deren Namen ich noch nicht einmal wußte, mit jener geliebten Freundin, der ich Alles anvertraute, mit der ich Alles genoß, die sich in mich hineinlebte, meinen Sekretär machte, sich an den schönen Formen der Berge und Buchten des Archipels, an den Säulen des Kap Kolonne-Sunium mit mir freute, und — ich empfand den frühen Verlust einer so kostbaren Frau aufs Schmerzlichste und — ich kam mir selbst höchst erbärmlich vor. An Alles hatte ich gedacht bei dieser projektirten Heirath, nur nicht an meine Frau! Ich entdeckte einen schlechten Menschen in mir, und war eben im Begriffe, mir diesen schlechten Menschen aufs Lebhafteste auszumalen, als die Hofräthin kam, sich über meine Zurückgezogenheit und Versenkung in mich selbst lustig machte und mich bat, mich meinen holden Gedanken auf einige Zeit zu entreißen, um die Gesellschaft in den Garten zu begleiten.

Zweites Kapitel.

Als ich spät am Abend das Haus der Hofräthin verließ und Fräulein Zelinde an ihr Gasthaus begleitet hatte, fühlte ich mich so aufgeregt und von mir so neuen Gedanken bewegt, daß es mir unmöglich war, an die Arbeit oder zu Bette zu gehen. Ich trat gegen meine Gewohnheit in eine Bierkneipe, in der sich meine Bekannten, meist Dozenten, zu versammeln pflegten. Unter diesen fand ich dort einen Freund, einen Dozenten der Chemie, der, nebenbei gesagt, seit Jahren sich mit einer Geschichte

der Alchymie beschäftigte, sich im Laufe der Zeit in seinen Gegenstand so vertiefte, daß er selbst Alchymist wurde, an die Kunst glaubte, den Stein der Weisen suchte, sich zu diesem Zwecke auf Reisen begab, auf Reisen und in Experimenten sein Vermögen verpuffte, und dann eben zu Grunde ging. Dieser Freund, der, wie man sieht, sich als Phantast enthüllte und sich ins Verderben stürzte, galt damals in unserm ganzen Kreise und bei Allen, die ihn kannten, für einen sehr praktischen Mann, und vor Allem für einen höchst vortrefflichen Rathgeber. Wie alle Phantasten und Theoretiker, hielt er sich selbst dafür, glaubte, mit allen Freunden, daß er vor jeder Täuschung und Träumerei sicher sei, und daß er immer die wahrhaft nützliche Seite an einer Sache, Geschäft, Angelegenheit herausfinde, daß er das „Positive,“ „Reale“ aus jeder Schaale herauszuschälen wisse. Mit diesem Freunde zog ich mich in einen stillen Winkel der räucherigen Stube zurück und setzte ihm nach kurzer Einleitung die Pläne auseinander, die man mit mir hatte und bat ihn um seinen praktischen Rath.

„Greif zu,“ rief er mit Kraft, indem er das Bierglas ergriff, „du wärest ein Narr, ein Phantast, wenn du es nicht thätest und irgend welche theoretische Bedenklichkeiten in dir aufkommen ließest. Zum Teufel alle diese Theorieen, welche die modernen schönen Seelen ausbrüteten!“

Dann, als ob er sich der Leidenschaftlichkeit schämte, mit der er diese Worte ausstieß, stellte er das Glas wieder hin, nahm die Brille von der Nase und sagte im ruhigsten Tone: „Sieh, mein Freund, du treibst Archäologie und Geschichte. Noch schwankst du zwischen Beiden, aber ich prophezeie dir, daß du, wenn du erst etwas älter und praktischer geworden, dich für die positivere Geschichte entscheiden wirst. Nun kann man heute unmöglich Geschichte schreiben, ohne Renten, ohne bedeutende Renten; man saugt sich heute nicht mehr die Geschichte aus den Fingern. Man muß reisen können, man muß sich in den verschiedensten Hauptstädten der Bibliotheken und Archive wegen

aufhalten, man muß die Schauplätze sehen und Sekretäre und Kopisten bezahlen können. Man muß Jahre und Jahre ohne Sorgen und Mangel vor sich haben, um zu sammeln und das Gesammelte zu verarbeiten. Kannst du das Alles ohne Renten? Nichts kannst du ohne Geld, nicht einmal schön schreiben, denn man schreibt nur schön, wenn man mit Ruhe schreibt, wenn man Zeit hat, sein Manuskript dreißigmal über den Haufen zu werfen. Man sagt, daß man dem Style den Charakter des Schriftstellers ansieht: ich sage, daß man dem Style die Renten ansieht. Renten, mein Freund, Renten! du hast offenbar Talent, aber nichts wirst du leisten ohne Renten. Es ist deine Pflicht, dein Talent fruchtbar zu machen und etwas zu leisten, also ist es deine Pflicht, Renten zu haben, oder, wenn du sie nicht hast, dir solche zu verschaffen."

So sprach mir der Chemiker noch lange. Er hielt es für Pflicht, mir meine sentimentalen Skrupel auszutreiben und er brachte es wenigstens dahin, daß ich mir sagte, alle praktischen Menschen müßten eine Heirath, wie die projektirte, gut heißen. Freilich war mir noch nicht bewiesen, ob die praktischen Menschen immer Recht hatten.

Fräulein Zelinde blieb noch zwei Tage in der Universitätsstadt und ich machte ihren Cicerone, da sie die Hofräthin in meiner Gegenwart versicherte, daß ich es mit besonderem Vergnügen thäte. Anfangs war ich etwas verdrießlich über das mir aufgebürdete Amt, aber während unserer Wanderungen von Merkwürdigkeit zu Merkwürdigkeit, gewann ich die alte Dame mehr und mehr lieb. Sie war so jung von Herzen, so theilnehmend und empfänglich für alles Schöne, voll Wohlwollen für Jedermann, und dabei, trotz einer gewissen Würde, die ihr Ausdruck und graue Haare gaben, ein guter Kamerad, der auch einen Scherz verstand und nicht im Geringsten prüde. Eine Entdeckung aber machte sie mir besonders lieb und erklärte mir zugleich — abgesehen von dem Heirathsplan — die ungewöhnliche, die auffallende Wärme, mit der sie mir von Anfang an entgegen kam.

Nachdem wir schon Stadt und Vorstädte durchlaufen hatten — am zweiten Tage unserer Wanderungen — an Gallerieen, Monumenten und Sonderbarkeiten nichts mehr zu sehen war, spazierten wir behaglichen Schrittes durch die Anlagen, welche die Stadt umgeben, und vertieften uns in eine Seitenallee, die in ein Wäldchen führt und in ihrer Fortsetzung durch die Einsamkeit der alten Lindenbäume der Philosophenweg heißt. Fräulein Zelinde setzte sich auf eine der Rasenbänke, und kaum hatte ich neben ihr Platz genommen, als sie, und zwar vielleicht zum sechsten Male seit zwei Tagen, wieder von meiner Aehnlichkeit mit meinem seligen Vater zu sprechen und mich zu versichern begann, daß sie ihn sehr wohl gekannt habe. Ich sah sie etwas erstaunt an, denn die Hartnäckigkeit, mit der sie stets auf dieselben Worte zurückkam, ohne etwas hinzuzufügen, fiel mir auf und brachte mich sogar in Verlegenheit, da ich am Ende auf diese Bemerkungen nur mit einem stereotypen Lächeln zu antworten wußte. Fräulein Zelinde aber war dießmal ausführlicher, und als ob sie fühlte, was ich über diese Art denken müsse, sagte sie: „Ja, ich habe ihn gekannt und er spielte eine große Rolle in meiner Jugend!" dann schwieg sie einen Augenblick und fügte hinzu: „Nicht nur in meiner Jugend, ich kann wohl sagen in meinem Leben!"

Ich ahnte, was kommen sollte, ob sie es nun aussprach oder verschwieg. Aber sie verschwieg es nicht: „Lieber Doktor," sagte sie, „ein halbes Jahrhundert ist über mich dahingegangen, und mehr als ein ganzes Jahrhundert scheint es mir, daß ich mit Ihrem Vater getanzt, geplaudert und geschwärmt habe — warum soll ich es heute und dem Sohne nicht sagen dürfen, daß ich ihn geliebt habe?"

Bei diesen Worten lächelte sie sich eine Jugend ins Gesicht, deren Abglanz auch die grauen Locken vergoldete.

„Es war ein herrlicher Mann," sagte sie dann etwas leiser und mit einer Verschämtheit, die für die Jugend und Reinheit dieses alten Herzens zeugte, „und man darf stolz darauf sein, ihn

geliebt zu haben. Ich habe seines Gleichen nicht wieder gesehen!"

Sie sah in diesem Augenblicke so rührend aus, eine so milde Sehnsucht lag in ihrem Blicke, und in ihrer zitternden Stimme noch so viele treue Liebe, daß ich sie hätte umarmen können. Ich ergriff ihre Hand und drückte einen Kuß darauf. Sie lächelte und stand auf, um den Spaziergang fortzusetzen und um mir weiter von meinem Vater zu erzählen. Sie erinnerte sich jedes Wortes, das er zu ihr oder in ihrer Gegenwart gesprochen, sie beschrieb ihn, wie er gekleidet war, wie er sich bewegte, welche Gewohnheiten er hatte; sie hatte die kleinste Einzelheit nicht vergessen, und das Bild des theuern Mannes, den ich in meinem zwölften Jahre verloren hatte, stand lebendig vor mir und ich beklagte in meinem Innern, wie ich so oft bei den Erzählungen meiner Mutter gethan hatte, des Rathes, der Stütze, des Beispiels eines solchen Vaters entbehrt zu haben. Dieses Gefühl, sowie das Geständniß des alten Fräuleins, stellte im Laufe einer Stunde zwischen uns eine größere Innigkeit her, als der Umgang der letzten drei Tage; wir sprachen bald wie zwei Anverwandte zusammen, und waren fähig, einander Alles zu sagen und ohne jede Zurückhaltung.

Den Abend nahm ich den Thee mit ihr auf ihrem Zimmer. Es war schon spät und ich machte Anstalten zum Aufbruch, als sie mich an der Hand nahm und noch einmal aufs Sopha zurückzwang.

„Ich kann Sie nicht gehen lassen, lieber Freund," sagte sie, ohne über ein Etwas, das zwischen uns Beiden, und das wir Beide noch nicht berührten, gesprochen zu haben. Ich weiß, daß Ihnen die Hofräthin von dem theilweisen Zwecke meiner Reise mehr verrathen, als ich Anfangs gewünscht hätte; sie glaubte Ihnen als Freundin hinter meinem Rücken einen Wink geben zu müssen, damit Sie nur Ihre guten Eigenschaften vor mir glänzen lassen. Indessen bin ich über diesen Verrath nicht böse, da ich damit die Erfahrung machte, daß Sie sich trotzdem zu keiner

Heuchelei verleiten ließen, und ich den Muth gewonnen habe, mit Ihnen vollkommen aufrichtig zu sein, ohne die geringste Angst, eine mir sehr liebe Person vor Ihnen bloßzustellen."

Es wurde mir etwas unbehaglich zu Muthe, da Fräulein Zelinde eine Zeitlang schwieg, als ob sie sich eine Rede zurecht legen wollte; ich fühlte, wie sich die Aufregung, die ich vom Tage des Diners bei der Hofräthin empfand, wieder in mir vorbereitete; es war mir, als rückte eine Entscheidung, oder wenigstens das Vorspiel zu einer Entscheidung, an mich heran. Die alte Dame fuhr nach wenigen Minuten fort und ich war ganz Ohr als sie so begann: „Ich muß Ihnen vor Allem sagen, daß meine Stellung im Hause des Barons Friedensborg die intimste, die vertrauteste ist. Ich war nie, wie man meint, die Gouvernante der Kinder; ich war stets und von frühester Jugend an die innigste Freundin der Frau von Friedensborg, die aus derselben Stadt stammt wie ich. Als ihres Mannes Verhältnisse einen so glänzenden Aufschwung nahmen und ihre Familie sich vermehrte, lud sie mich ein, zu ihr nach Dänemark zu kommen und ihr bei Erziehung ihrer Kinder behülflich zu sein. Ich folgte dieser Einladung mit größter Freude; entschlossen, mich nie zu verheirathen, fand ich dort die Gesellschaft der liebsten Freundin, ein Familienleben, nachdem ich mich trotz meinem Entschlusse immer sehnte, und Pflichten, die mir ein Altjungfernleben zu einem nicht verfehlten Leben machten. Ich war in der Familie glücklich; ich erzog die vier Töchter, als wären es meine eigenen Kinder, im Verein mit der Freundin, welche diese Gemeinschaftlichkeit nur noch inniger mit mir verband. Von dem großen Leben, das Herr von Friedensborg, von seinen Verhältnissen gezwungen, führen mußte, blieben wir in der Familie beinahe unberührt; die Kälte der äußeren Welt drang nicht durch die Thüren, hinter denen wir uns liebten, arbeiteten, erzogen und erzogen wurden. Das Vermögen des Herrn von Friedensborg wuchs in wunderbarer Weise; wir aber wären bei einem kleinen Bruchtheil dieses Vermögens eben so glücklich gewesen. Ein

Opfer aber hat uns der Reichthum doch gekostet, und zwar ein namhaftes Parvenuopfer, wie es beinahe jede Emporkömmlingsfamilie zu bringen hat. Die älteste der vier Töchter, ein liebenswürdiges und geistvolles Geschöpf, konnte sich, trotz allem Geist und einem vortrefflichen Herzen, den Schwächen der Emporkömmlinge nicht entziehen; sie wollte in der aristokratischen Welt, zu der ihr Vater den goldenen Schlüssel besitzt, einheimisch werden; sie wollte wirklich sein, was ihr Vater dem Namen nach war, eine Aristokratin; sie wollte glänzen und heirathete zu diesem Zwecke einen glänzenden Namen, den Grafen Kerksteen. Sie mußte bald die Erfahrungen machen, die solchen Ehen immer bevorstehen. Ein Theil ihres Vermögens bezahlte die Schulden, ein anderer Theil die Vergnügungen, die der Graf außer dem Hause suchte. Zum Glücke tröstete sich die Gräfin über ihre Täuschungen mit zwei reizenden Kindern, mit denen sie zu ihrem Vater zurückkehrte, und mit der Liebe ihrer Familie, während der Graf, von einer Pension seines Schwiegervaters lebend, seine Zeit in Paris und in den deutschen Bädern verbringt. Sie werden solche Verhältnisse schon kennen gelernt haben und erlassen mir die nähere Schilderung. Die Erfahrung ist für die Familie nicht verloren und nichts steht ihr heute ferner als der Gedanke, wieder irgend einem ruinirten Adeligen voll nobler Passionen ein treffliches Weib zur Vernachlässigung und ein kolossales Vermögen zur Verschwendung hinzugeben. Die drei unverheiratheten Töchter sind fest entschlossen, nur solche Männer zu wählen, welche die Bürgschaft des Glückes nur in Bildung und Charakter bieten. Sie haben selbst etwas Rechtes gelernt, sie wissen vor Allem Geist und Talent zu schätzen; der Name, den sich der Mann selbst mit Talent in Kunst oder Wissenschaft erworben oder erwerben kann, ist ihnen mehr werth, als der glänzendste angeborne Titel. Der Vater läßt ihnen vollkommen freie Wahl; seine ächt bürgerliche Natur war von jeher gegen die adeligen Heirathen; sein offener Sinn schätzt das Wissen, das er sich selbst in seiner Jugend nicht hatte erwerben können, und

Reichthümer braucht er bei seinem Schwiegersohne nicht zu suchen, da schon der Theil seines Vermögens, den er jeder seiner Töchter mitgibt, an sich ein großes Vermögen ausmacht. Freilich," fügte Fräulein Zelinde dieser Auseinandersetzung lächelnd hinzu, „freilich wollen meine Fräulein Friedensborg auch etwas geliebt sein."

Gerade dieses letzten Satzes wegen wußte ich nicht, was zu sagen und schwieg, bis Fräulein Zelinde wieder begann: „Ich will sehr kurz sein, und ich glaube Ihnen nur ein Kompliment zu machen, wenn ich ohne Umschweife mit der Thüre ins Haus falle: Sie wären ein Mann, wie ihn meine Zöglinge träumen."

„Ich?" rief ich, in der That überrascht, obwohl ich voraus wußte, was meine Freundin sagen würde.

„Ja! Sie! und zwar für Helene, die älteste von den Dreien. Sie hat Sie auf dem Rheindampfschiffe kennen gelernt, Sie haben ihr gefallen, sie hat oft mit Interesse von Ihnen gesprochen und sie empfand einen gewissen Stolz, als sie von Ihnen in den Zeitungen las, Sie überall rühmlichst erwähnt sah, und als sie Ihr Buch kennen lernte. Ich faßte die Sache mit Wärme und Ernst auf, weil — nun weil Sie der Sohn Ihres Vaters sind; ich sagte mir, daß, wenn Sie Ihrem Vater nur entfernt ähnlich sind, meine Helene gut gewählt hat, und ich sehe nicht ein, warum man mit Vernunft nicht fortsetzen sollte, was schon der Zufall so vernünftig angefangen. Ich reiste und so reiste ich hierher, um Sie kennen zu lernen, und da ich Sie nun kenne und die Hofräthin mir meine Aufgabe erleichtert hat, will ich Sie veranlassen, uns in Kopenhagen zu besuchen. Es ist zwar nicht schmeichelhaft, daß Sie sich Ihrer Reisegefährtinnen ganz und gar nicht erinnern, und hat mich diese Entdeckung anfangs etwas stutzig gemacht, aber bei näherer Ueberlegung gefiel es mir, daß Sie sich um solche Erbinnen so wenig kümmerten. Lernen Sie aber meine Helene kennen und ich bin überzeugt, daß Sie an ihr ein treffliches Geschöpf finden, und daß ich dann für das Glück zweier Menschen gesorgt habe."

Jetzt, da mir die Angelegenheit näher rückte, da die Verwirklichung sich so zu gestalten begann und klare Worte darüber gewechselt werden sollten, war ich ganz wieder der Mensch, der ich vor Ankunft des alten Fräuleins gewesen. Ich hörte aus ihrer Rede nur eine Art geschäftlichen Antrags heraus. Wie schön auch ihre Auseinandersetzungen klangen, wie schmeichelhaft selbst bis zu einem gewissen Grade, ich sagte mir, daß selbst zwei Kornwucherer, wenn sie eine Heirath arrangiren, das Geschäft zu vergolden und so zu sagen zu idealisiren streben. Man sagt sich bei solchen Gelegenheiten nie: machen wir ein Geschäft, einen Kauf und Verkauf, einen Handel; man sucht immer edlere Motive geltend zu machen, um sich vor sich selbst zu entschuldigen. Etwas schroff, aber entschieden, antwortete ich, ohne auf Einzelnheiten in der Rede der alten Dame einzugehen: „Ich werde nie eine Geldheirath machen!"

„Das weiß ich," sagte Fräulein Zelinde mit einer Raschheit, die mir wohlthat, „aber," fügte sie hinzu, „aber Sie werden auch ein liebenswürdiges Mädchen nicht verschmähen, nur weil sie reich ist, oder weil Leute, die Sie nicht kennen, sagen könnten, daß Sie eine Geldheirath gemacht haben. Sie werden die Leute reden lassen. Oder glauben Sie nicht, daß ein rechter Mann so viel werth ist, wie das größte Heirathsgut seiner Frau?"

„Ja — das ist Alles recht und gut," erwiderte ich, „aber es ist etwas Anderes, ein reiches Mädchen heirathen, weil man es liebt, und etwas ganz Anderes, sich zu einer Heirath mit einem Mädchen zu entschließen, oder sich nur dafür auszusprechen, oder das Mädchen aufzusuchen, von dem man das Eine gewiß weiß, daß es reich ist, aber ganz und gar nicht, ob es je lieben werde."

„Ganz richtig," lächelte Fräulein Zelinde, „aber man verlangt ja auch nichts anderes von Ihnen, als daß Sie den Versuch und die Erfahrung machen. Sie sollen nichts Anderes thun, als was ich von der andern Seite gethan habe: zusehen, ob dem

Zufall einiger Verstand abzugewinnen ist. Was mich betrifft," sagte sie mit einer etwas komischen, doch überaus schmeichelhaften Verbeugung, „so habe ich diesen Zufall außerordentlich vernünftig befunden. Sie haben nur eine Reise nach Kopenhagen zu machen. Damit ist allerdings nicht jedes Ziel erreicht; Sie müssen sich nicht einbilden, daß dann Alles abgemacht ist; meine Helene will, wie gesagt, auch sehr herzlich geliebt sein, und es wird Zeit und einer wahrhaftigen Liebe bedürfen, um Sie daran glauben zu machen. Dann haben Sie sie erst recht zu erobern, denn das Gefallen, das sie auf dem Dampfschiff an Ihnen gefunden, reicht nicht aus, um dem vernünftigen Mädchen einen genügenden Grund zur Verheirathung abzugeben. Sie haben also in Kopenhagen zu thun, viel zu thun. Wenn Sie zu den Menschen gehören, denen nur das einen hohen Werth hat, was sie mit großer Mühe erringen, so prophezeie ich Ihnen, daß Ihnen Helene sehr werth wird. Oder wollen Sie," fragte die alte Dame ironisch lächelnd, „daß Helene hierher komme und sich von Ihnen betrachten lasse?"

Ich lachte und wir sprachen von nun an, bis spät nach Mitternacht, gemüthlicher über die Sache; dennoch konnte ich mich nicht entschließen, sie die Reise nach Kopenhagen als eine ausgemachte Sache betrachten zu lassen. Selbst als sie am andern Morgen schon im Postwagen saß und mir im letzten Momente noch die Hand entgegenstreckte, mit den Worten: „Also Sie kommen?" schlug ich zwar ein, konnte aber ein Ja nicht über meine Lippen bringen.

So eigenthümlich ist das Leben gestaltet, daß der beste Mensch unser böser Dämon werden kann. Der dreitägige Umgang mit der guten alten Jungfer ließ in meinem Herzen eine ganz gewaltige Unruhe zurück; ja, ich war nach ihrer Abreise sogar unglücklich, wie ich es niemals vorher gewesen. Es war mir unmöglich, mit demselben Behagen, wie ehemals, an die Arbeit zu gehen und mit derselben Ausdauer bei ihr zu verharren. Oft mitten in der Arbeit überfielen mich meine Träume

von den zwanzig Millionen und nahmen mir, ohne daß ich es gewahr wurde, ganze Stunden hinweg, wohl aber gewahrte ich, daß mir Tage und Wochen vergingen, ohne daß mich ein Fortschritt erfreut hätte, wie er mich sonst oft nach wenigen Tagen beglückt hatte.

Vor Jahren einmal, als dreizehnjähriger Gymnasiast, hatte ich von meinem Pathen das Loos einer Güterlotterie zu meinem Geburtstage geschenkt erhalten und mit dem Loose die Abbildung des prächtigen Schlosses, welches der glückliche Gewinner sammt zweimalhunderttausend Gulden erhalten sollte. Von meinem Geburtstage bis zur Ziehung vergingen einige Monate, und ich war während dieser ganzen Zeit der schlechteste Schüler meiner Klasse. Ich lernte nichts mehr, ich dachte nur an mein Schloß, dessen Bild ich über mein Bett geklebt hatte, und hielt mich für einen gemachten Mann, der nichts mehr zu lernen brauchte. Erst die Ziehung befreite mich von diesem Alp, der mich um mehrere Monate Arbeit gebracht und beinahe zu einem trägen Jungen gemacht hatte. Mit Scham dachte ich nun oft an jenen Knaben, da ich mir eingestehen mußte, daß der Mann die größte Aehnlichkeit mit ihm hatte. Raffte ich mich endlich auf, kam ein Brief des alten Fräuleins, der mich aufs Neue in die träumerische Unruhe und Trägheit zurückwarf, denn ich war in beständiger Korrespondenz mit Fräulein Zelinde, und ihre Briefe schilderten so lebhaft, daß ich bald die ganze Familie Friedensborg so genau kannte, als ob ich in ihrer Gesellschaft aufgewachsen wäre, und daß mir der Ueberfluß des Daseins, aus dem heraus sie ihre Briefe schrieb, überaus gegenwärtig wurde und sich aller meiner Sinne bemächtigte. Ich sehnte mich in dieses Leben hinein, wie nach den glückseligen Inseln. Ich fühlte, daß ich der Zerstreuung bedurfte, wenn ich nicht in unfruchtbare, für den Geist so verderbliche Phantasieschwelgerei versinken wollte, und ich ging viel in Gesellschaften, auf Bälle und Soireen. Zu meinem größten Erstaunen und halb und halb zu meinem Schrecken machte ich die Bemerkung, daß ich gegen die Reize der schönsten Tänzerinnen,

der verführerischsten Frauen beinahe unempfindlich war, ich, der ich sonst keinen Ball ohne eine kleine Verliebtheit verlassen. Meiner Theilnahme bemächtigten sich vorzugsweise die Gespräche über Heirath, und da ich diesem Gegenstande zum ersten Male meine Aufmerksamkeit widmete, machte ich die Erfahrung, daß sich vorzugsweise die sogenannten Partieen des Beifalls der Welt zu erfreuen haben, und daß man von Heirathen aus Liebe zwar wie von etwas Interessantem, aber ungefähr wie von einer Novelle spreche, als von etwas, was nicht ganz der Wirklichkeit angehöre und das man nicht als „in der Regel" betrachte. Bei mehreren Gelegenheiten lobte man sogar die neue Mode der reichen Heirathen, die um diese Zeit in der literarischen Welt einriß, als höchst nützlich und praktisch, da die Literatur Geld brauche und nie unabhängig werden könne, wenn sie nicht auf eigenem Kapital beruhe. Ein berühmter deutscher Romandichter sagte mir einmal mit dem Ernst, den er seinen edlen Vätern und gewiegtesten Figuren zu geben pflegt: „Es sind mehrere reiche ästhetische Jüdinnen hier, die nur Gelehrte oder Dichter heirathen wollen; Sie sollten sich eine solche nicht entgehen lassen!" Vielleicht nahm man mich in Folge meines weltlichen Lebens überhaupt für einen Heirathskandidaten, denn im Laufe des Winters kamen mir mehrere wohlmeinende Freunde und ältere Freundinnen mit mehr oder weniger klaren Andeutungen und Anträgen; aber wie kleinlich erschien mir Alles, was mir in dieser Stadt als „gute Partie" gerühmt wurde. Alle glänzenden Schilderungen und Anpreisungen konnten mir nur ein mitleidiges Lächeln ablocken.

Meiner Mutter schrieb ich nichts über die Vorgänge und beschwor die Hofräthin, ihr die Kopenhagener Projekte gänzlich zu verheimlichen. Ich wußte, mit welchem Eifer sie die Sache auffassen würde, mit um so größerem Eifer, als sie in ihrer mütterlichen Einbildung sofort überzeugt wäre, daß nur eine so außerordentlich glänzende Heirath meiner würdig sei, und ich wußte, welchen Kummer ihr eine endliche Täuschung verursachen würde.

Doch war ich es, der ihr das ganze Geheimniß verrieth. Ich besuchte sie, wie alljährlich, zu Weihnachten; es erwartete mich, wie immer, auch dießmal ein Weihnachtsbaum, und an diesem Weihnachtsbaum hingen Geschenke, deren Erwerb bei ihrem kleinen Einkommen monatelange Ersparniß und Entbehrung voraussetzte. Ich war gerührt und beschämt, denn ich war mit leeren Händen gekommen; meine Zerstreuung der letzten Wochen hatte mich nichts erwerben lassen. Ich wollte ihr aber doch eine Freude machen, und am Fuße des Weihnachtsbaumes erzählte ich ihr von Fräulein Zelinde, von Kopenhagen, von der Familie Friedensborg und von den Aussichten, und belegte meine Erzählung mit einzelnen Stellen aus den Briefen meiner alten Freundin. Die gute, alte Mutter! Ihre sanften blauen Augen überstrahlten die Weihnachtskerzen; diese strahlenden Augen sahen bereits das Fernste ganz in naher Wirklichkeit; sie ließ keinen Zweifel, keinen Widerspruch, keine Bedenklichkeit mehr aufkommen, sie konnte während der Zeit meines Aufenthaltes von nichts Anderem mehr sprechen, als von meiner demnächstigen Heirath mit der Baronesse von Friedensborg.

In die Universitätsstadt zurückgekehrt, lebte ich nun zwischen zwei Frauen: den Briefen Zelindens und den Briefen meiner Mutter, die mich nicht mehr zur Ruhe und zur Vergessenheit des Gegenstandes kommen ließen. Gezwungen, mich fortwährend mit dem Gedanken zu beschäftigen, ja mich freiwillig immer mehr in denselben hineinlebend, wurde er mir unerträglich, wie ein überreifer Plan, der nach Ausführung schreit.

Ich war bereit, mich lächerlich zu machen, und mitten im Winter die Reise nach dem kalten Norden anzutreten — aber es fehlte mir glücklicherweise an Geld! Die Reise kostet Geld, der Aufenthalt in einer Hauptstadt kostet Geld, und endlich sollte ich dort in einer reichen und eleganten Welt leben, mußte also selbst wenigstens als ein eleganter junger Gelehrter auftreten und vor den kleinen Demüthigungen sicher sein, denen der philosophischste arme Teufel in Gesellschaft von Millionen ausgesetzt ist, da er

oft gezwungen ist, Ausgaben zu machen, die die Anderen für nichts achten, ihn aber in die größten Verlegenheiten bringen, die er dann noch verbergen muß. Meine Arbeit, von der ich ein hübsches Einkommen hoffte, war vernachlässigt und wenig vorgerückt; aber nunmehr ging ich mit frischem Eifer daran, oder besser gesagt, mit Hast. Sie mußte um jeden Preis fertig werden. Zum ersten Male in meinem Leben arbeitete ich um Geld, und im April zahlte mir mein Buchhändler eine schöne Summe aus.

Drittes Kapitel.

Aber obwohl ich für Geld arbeitete, fiel mein Werk, Dank der Vorarbeiten, die noch meiner besseren Zeit angehörten, zu meiner Zufriedenheit aus; auch hatte ich mich im Laufe der Arbeit in meinen Gegenstand so vertieft, daß alles Andere darüber in den Hintergrund trat, und dieser Umstand, verbunden mit der Genugthuung, die eine vollendete Arbeit immer gewährt, machte, daß ich, als ich mich vom Pulte erhob, wieder den alten Menschen in mir fand. Ich dachte wieder nur an meine Wissenschaft; ich empfand wieder, daß die höchsten Genüsse für mich nur in ihr und in der Arbeit beruhen, und ohne große Selbstüberwindung hätte ich die Reise nach Kopenhagen gänzlich aufgeben können. Mittlerweile aber war meine Mutter, die an keinem historischen Werke arbeitete und die sich nur, nach ihrer Art, mit dem Glücke ihres Sohnes beschäftigte, mit dem Gedanken an meine glänzende Heirath so verwachsen, daß sie mir von nichts Anderem mehr sprechen konnte. Ihre Briefe wurden immer dringender, je mehr sich der Frühling und meine Arbeit der Vollendung näherte. Zuletzt, da sie meine Kaltblütigkeit sah, war sie nahe daran, mich für frivol, oder wahnsinnig, oder für eine Art von Selbstmörder zu halten, der freiwillig sein schönes Leben zerstört, ohne Rücksicht auf den Kummer seiner Angehörigen.

Es ist aber sehr gefährlich, alten Leuten eine Lieblingsidee zu entziehen, wenn sie so sehr mit ihr eins geworden; es kann da leicht gehen, wie mit dem Stützbalken eines alten Hauses. Man entferne ihn und das alte Haus bricht zusammen. Ich fing an, ernstlich für meine Mutter besorgt zu werden, und da sie selbst eines Tages in meine Stube trat, hatte ich ihr eine halbe Stunde nach ihrer Ankunft das Wort gegeben, die Reise nächstens anzutreten. Es ging nun an ein Einkaufen und Ausstaffiren meiner Person, was meiner Mutter so große Freude machte, als ob es sich um meine Ausstattung handelte, und sie hätte ihren armen Schmuck, das letzte Andenken meines Vaters, verkauft oder ins Leihhaus getragen, als die Hälfte meines Honorars erschöpft war, wenn ich ihr nicht Aussichten auf neue Einkünfte vorgespiegelt und versprochen hätte, mich im Nothfalle an sie und den Rest ihres Vermögens zu wenden, um die Sache ja auf würdige Weise zu Ende zu führen, und nicht am Mangel einiger hundert Thaler scheitern zu lassen.

Und so sahen mich denn die letzten Tage des Wonnemonats auf der Reise nach Norden, und endlich zwischen den Inseln des dänischen Archipels an Bord des Dampfers Prinzeß glücklich dahin steuern. An Bord befanden sich mehrere Familienväter, davon einige mich freundlich anredeten; ich erwiderte ihre Freundlichkeit in erhöhtem Grade, und sah mich unwillkürlich um, ob sie nicht Töchter mit sich führten. Aber es wiederholt sich nichts im Leben ganz auf dieselbe Weise, und so kam ich auf der Höhe von Kopenhagen ohne neue Bekanntschaft und ohne Abenteuer an. Das baltische Meer ist in dieser Jahreszeit zwischen diesen Inseln so blau wie die südliche See, und Kopenhagen in seinem Kranze üppigster und frischester Vegetation spiegelt sich in diesen Wässern und bietet sich dem Anblicke des Seefahrers auf eine wahrhaft zauberische Weise. Mit meinen archäologischen Studien war mein Gedanke immer dem Süden zugewendet, und mit der Einseitigkeit des Fachmenschen glaubte ich, daß die Schönheit erst an den Gränzen jener Länder beginne, die die Heimat der

antiken Kunst sind. Ich bat dem Norden meine Ungerechtigkeit ab und sagte mir, daß man hier auf schöne Weise leben und glücklich sein könne, und ich fühlte mich in dem Augenblicke so heiter, als ob ich, ahnungsvoll, einem Glücke entgegen ginge.

Wie ein Eroberer und voll Gewißheit, daß Alles gut gehen müsse, sprang ich ans Land und schlenderte dem Hotel d'Angleterre, dem ersten Gasthofe der Stadt, entgegen. Doch erwartete mich bei meiner großen Unternehmung bereits eine Unannehmlichkeit oder ein Hinderniß. Fräulein Zelinde, die mir rathen, mich führen und steuern sollte, war abwesend; sie hatte eine kranke Anverwandte nach Nizza begleitet, wo sie mehrere Monate, vielleicht über ein Jahr, bleiben sollte. Ich mußte mich, anstatt von ihr vorgestellt zu werden, in das Haus Friedensborg, mit einem Briefe von ihr an den Baron, selbst einführen. Aber früher wollte ich mich ein wenig in der Stadt orientiren und über die Friedensborg etwas aus anderem als befreundetem Munde hören. Ich besuchte mehrere Gelehrte und unter diesen einen gewissen Dr. Bille, mit dem ich in Leipzig studirt und ziemlich befreundet gewesen, und ich brauchte, während er mit mir die Stadt durchwanderte, nicht viel Diplomatie anzuwenden, um das Gespräch über Handel, Reichthum und die einflußreichen Männer des Staates auf die Friedensborg zu bringen. Der Name kam immer wieder maßgebend vor, so bald von irgend welcher kommerziellen oder sozialen Seite des Lebens die Rede war. Von den Töchtern des Hauses wußte man nur Gutes zu sagen, man lobte sie als gebildet und wohlthätig, man gestand ihnen alle Tugenden zu, die man gewöhnlich deutschen Mädchen zuzuschreiben pflegt, nur wollen sie, sagte Dr. Bille, hoch hinaus und haben sie, wie alle Kinder großer Parvenus, aristokratische Mucken. Die älteste hat einen Grafen geheirathet; da der Vater seitdem noch reicher geworden — man sagt, er besitze jetzt über hundert Millionen — werden die jüngeren nur noch Fürsten heirathen wollen. — Ich lächelte in mir und dachte: das, lieber Freund, weiß ich besser, und wird man in einiger Zeit den

Fräulein Friedensborg vielleicht auch diesen letzten Vorwurf nicht machen. Ich fühlte mich sogar gedrungen, sie schon jetzt in Schutz zu nehmen, was mein Freund als ein Zeichen allgemeinen Wohlwollens hinnahm.

Am nächsten Morgen mußte endlich der schicksalsvolle Weg angetreten werden, der Weg, auf den ich mich den ganzen vorhergehenden Tag vorbereitete, indem ich fortwährend in Gedanken: iras ingens iterabimus aequor zitirte. Herr v. Friedensborg empfing männliche Besuche von zehn Uhr Morgens an, aber schon vor sechs Uhr war ich aus dem Bette, und schon um acht Uhr fix und fertig. Die Familie wohnte auf dem Lande, zwischen der Stadt und dem reizenden Bade Klampenborg, in einem Landhause, dessen Gärten vorn bis ans Meer liefen, rückwärts sich als Park in den herrlichen Buchenwäldern des Thiergartens und Klampenborgs verloren. Man hatte es mir gleich nach meiner Ankunft als eine Merkwürdigkeit, weil es dem Baron gehörte, und als eine der schönsten Villen des Landes gezeigt. Ich überlegte, ob ich einen Wagen miethen oder einfach zu Fuße hinauswandern sollte; die Einfachheit schien mir zweckmäßiger und schöner, und ich machte mich zu Fuß auf den Weg. Mit Herzklopfen trat ich aus dem Hotel, und, am nördlichen Stadtthor angekommen, fühlte ich schon das Bedürfniß, meinen Weg zu verlängern, um Zeit zur Beruhigung meiner aufgeregten Geister zu gewinnen, und ich schlug mich rechts durch die Gärten von Kastell-Vejen nach der sogenannten „langen Linie,“ die von Kastell aus hart am Ufer des Meeres, als einer der schönsten Spaziergänge der weiten Welt, dahinläuft.

Das Meer war so blau und stille; eine unsichtbare und unfühlbare Macht kräuselte es; die Luft war sanft durchfeuchtet und durchsichtig, daß man Malmöe und die schwedischen Küsten wie eine Fata Morgana auf den Wellen schimmern sah; weiße Segel träumten dem Norden und dem Ausgang aus dem Sunde entgegen, um in alle Welt zu ziehen; in meiner Nähe zogen Fischer die Netze in den Kahn. In der schattigen Allee war ich in dieser

frühen Morgenstunde allein. Es überkam mich jene Sehnsucht, die ich immer empfand, wenn ich allein einer schönen Naturszene gegenüberstand, und in dem Alter, in dem ich war, ist eigentlich jede rege Sehnsucht nichts Anderes als ein Wunsch nach Liebe, und da meine Gedanken so sehr gewöhnt waren, die Richtung nach der Villa Friedensborg zu nehmen, zogen sie auch jetzt dahin, in der festen Ueberzeugung, dort Liebe zu finden und Liebe geben zu können. Wie alt ich mich in den letzten Monaten mit meinen praktischen Plänen fühlte, jetzt war ich mit einem Male wieder jung. Ich erhob mich und ging raschen Schrittes weiter, ich fühlte mich berechtigt, meinen Eroberungszug anzutreten und nichts von der inneren Beschämung, die ich immer für diesen Weg befürchtet hatte. Das Badhaus hatte ein weißes Thürmchen und dieses führte mich wie ein Leuchthurm.

Das Gartenthor stand offen und ich trat ein. Als mein Schritt auf dem gewundenen Sandwege, der zwischen Blumen und Gebüschen dem Hause zuführt, erscholl, hielten zwei liebliche Kinder von sechs und acht Jahren auf einem Rasenplatze, rechts von mir, im Spiele inne, um mich neugierig zu betrachten; da ich mich ihnen zuwandte, fiel mein Auge auf einen Mädchenkopf, der sich aus einer Laube in ihrer Nähe hervorstreckte, aber, von mir bemerkt, sogleich wieder hinter den Schlingpflanzen verschwand. Es war ein überaus lieblicher Kopf gewesen: blondlockig, braunäugig und von den feinsten, durchsichtigsten nordischen Farben. Nur einen Augenblick hatte ich ihn gesehen, aber ich hätte ihn malen können; es war mir nicht ein Zug dieses milden, doch verständigen und charaktervollen Gesichtes entgangen. Unanständig lange starrte ich nach der Laube, immer hoffend, daß ich ihrer noch einmal ansichtig werde, und während ich so hinstarrte, sagte ich mir: die könntest du gleich heirathen, dieses Gesicht, dieser Blick, dieser Mund bieten alle Bürgschaften. Es war mir das im Leben schon oft vorgekommen, daß ich mir beim Anblick eines Vertrauen einflößenden Gesichtes dergleichen sagte, daß ich hätte hingehen und sprechen mögen: Mein Fräulein,

heirathen Sie mich! Ich bin bereit! Eine solche auf den ersten Eindruck basirte Heirath hatte immer einen großen Reiz für mich. Mein Stehenbleiben und Husten mochte die Kinder ängstlich gemacht haben, denn wie auf ein gegebenes Zeichen liefen sie zugleich und wie Schutz suchend in die Laube, deren Wände ich noch immer betrachtete, vergebens betrachtete. Der liebliche Kopf kam nicht wieder zum Vorschein, und ich hatte beinahe Lust, den Kindern nachzulaufen, um, unter dem Vorwande sie beruhigen zu wollen, hinter die grüne Laube zu sehen und wo möglich mit der Unbekannten ein Gespräch anzuknüpfen. Aber, dachte ich, sie gehört offenbar zum Hause und du wirst sie noch zu sehen bekommen. Wenn die Baronessen so sind, wie diese, bist du geborgen und wirst du dich zur Liebe nicht zu zwingen brauchen. Glücklich, wenn es die mir zugedachte Helene ist! Und jetzt keine Voreiligkeit, die Alles verderben könnte.

Gesetzten und gemessenen Schrittes ging ich weiter, ja sogar etwas steif, da ich voraussetzte, daß mir von der Laube aus nachgesehen werde. Im Vorsaal trieben sich mehrere Bediente noch in ihren Morgenanzügen herum, die offenbar über die frühe Störung verdrießlich waren; der Eine, der den Maitre d'Hôtel anwies, mich zu melden, und meinen Brief dem Baron zu übergeben, der also gezwungen war, seine Livrée anzuziehen, sah mich mit feindseligen, und da er meine etwas bestaubten Schuhe bemerkte, mit etwas verächtlichen Augen an. Ich war nahe daran, diese Valetaille anzulächeln, um sie für mich zu gewinnen, aber da kam ich mir selbst wie ein Parvenu auf der untersten Stufe vor, und ich verfiel in das andere Extrem, indem ich die Hände auf den Rücken legte, im Vorsaal auf und ab spazierte und zu thun suchte, als ob ich an den schon im Vorzimmer beginnenden, in der That großen und erstaunlichen Luxus von Jugend auf gewöhnt wäre. Schon hier standen sehr interessante alte Möbel und hingen sehr hübsche Landschafts- und Seebilder an den Wänden; ich ließ meine Blicke über das Alles nur so hinfliegen, ich bemerkte es kaum. Als der Bediente zurückkam, um mir zu

sagen, daß der Herr Baron sehr erfreut sein werden, war er schon viel unterthäniger, und darauf hin, wie auf einen elektrischen Schlag, veränderten sich auch die Gesichter der andern Bedienten, und mehrere sprangen zugleich herbei, um mir die Thüre, die durch einen zweiten Vorsaal zum Barone führte, zu öffnen und sich vor mir zu verbeugen.

Der Baron empfing mich mit großer Freundlichkeit und drückte mir seine Freude aus, daß ich seiner Einladung, ihn einmal in Kopenhagen zu besuchen — deren ich mich gar nicht erinnerte — endlich gefolgt sei. Er bedauerte, daß ich nicht bei ihm abgestiegen, gestand mir aber zu, daß ich so zweckmäßiger gehandelt; ich sei so freier und der Aufenthalt in der Stadt selbst werde mir angenehmer sein, da ich doch wahrscheinlich wissenschaftliche Zwecke mit dem Ausfluge hierher verbinde. Indessen bot er mir seine Dienste im ausgedehntesten Sinne an und bat er mich, über ihn zu verfügen. „Ich habe Einfluß genug," sagte er lächelnd und mit einiger Selbstgefälligkeit, „um Ihnen in vielfacher Art nützlich sein zu können! — Wen wollen Sie kennen lernen? Ich kann Sie Jedermann vorstellen, ich kann Sie überall einführen! Sie werden überall gut aufgenommen sein, wenn Sie vom alten Baron kommen."

Wir befanden uns im Bibliotheksaal des Barons, einem Saale, der so groß war, wie das Lesezimmer irgend einer großen öffentlichen Bibliothek. Die Bücherschränke, massiv und doch zierlich gearbeitet, liefen rings um alte Wände, ziemlich hoch hinauf. Von ihrer Höhe hinab und hie und da aus Nischen blickten marmorne Büsten berühmter Menschen und mythologische Statuen, wie sie in eine Bibliothek passen. Vor den Schränken standen, ordnungslos über den Saal zerstreut, mehrere auf Rollen bewegliche Treppen, deren Geländе mit schönen Holzschnitzereien bedeckt waren und auf denen man mit größter Bequemlichkeit zu den höchsten Fächern gelangen konnte. Das Licht kam von oben herab durch die durchbrochene Decke; der Plafondraum, den das Fenster übrig ließ, war mit Bildern bedeckt, zwar nicht mit Fresken,

aber schönen Oelmalereien auf Leinwand, welche das Wiedererwachen der Künste und Wissenschaften darstellten: auf der einen Seite symbolisch als Sonnenaufgang, auf der andern historisch, als Landung der flüchtigen Griechen, die mit Statuen und Büchern ans italienische Ufer steigen, wo sie die Mediceer empfangen. In der Mitte dieses idealen Bibliothekzimmers, an einem breiten Tische, saß Herr von Friedensborg wie ein Gelehrter, der in seinen Schätzen schwelgt. Lächelnd bemerkte er, mit welchem Interesse ich um mich blickte.

„Auch diese Bibliothek stelle ich zu Ihrer Verfügung. Sehen Sie sich ein wenig um, während Sie mir erlauben, hier einen Geschäftsbrief zu Ende zu schreiben.“

Die Bibliothek mochte fünfzehn- bis zwanzigtausend Bände enthalten, und diese, meist so prächtig gebunden, daß sie eine glänzende und bunte Tapete ausmachten, enthielten die kostbarsten und gesuchtesten Werke aller Zeiten und aller Sprachen. „Aber,“ fragte ich mich, „was fängt mein Schwiegervater mit all den Büchern an, die er doch nicht lesen kann, die er zum größten Theil nicht verstehen würde, selbst wenn er sie lesen könnte.“ Ich wußte, daß er nur seine Muttersprache, die deutsche, und dann noch dänisch verstand, und die erstere sprach er noch dazu, sei es, daß er sie in der Fremde vergessen oder nie recht gelernt hatte, mit unzähligen und sehr auffallenden grammatikalischen Fehlern. Ich hatte das auf dem Rheine nicht gemerkt oder vielleicht seitdem vergessen; jetzt aber fiel es mir mit manchem Andern auf. So z. B. war er offenbar froh, wenn man seine Besitzthümer bewunderte, und sprach er sehr gerne von seiner Macht und seinem Einfluß. Freilich that er es mit einer Naivetät, die wieder mit diesem Emporkömmlingsthum versöhnte und ohne durch Macht und Reichthum irgend welche Anmaßung und Ueberhebung gerechtfertigt zu wähnen. Die Ironie, die beim Anblick der herrlichen Werke, die für ihn unfruchtbar und stumm waren, in mir aufkommen wollte, schlug er zu meiner Beschämung nieder, indem er, nachdem er den Brief gesiegelt, sich mir näherte und

sagte: „Nicht wahr, es sind treffliche Bücher? Ich habe da einen gelehrten Mann unter meinen Bekannten, dem ich den Auftrag gegeben, alles Gute für mich einzukaufen. Wenn ich auch nichts oder wenig davon verstehe, so macht es mir doch Freude, es zu haben, und halte es für Pflicht, es zu kaufen. Früher oder später kommt eine solche Büchersammlung doch Jemandem oder Vielen zu statten, und ich habe oft schon die Freude erlebt, daß man sich um ein Buch an mich wandte, das schwer aufzutreiben war und das irgend ein Gelehrter zu seiner Arbeit bedurfte."

Dann stützte sich der alte Mann auf meinen Arm und führte mich in den Garten und in seine Pflanzenhäuser, wo sich eben so viele seltene Blumen und Bäume fanden, als seltene Bücher in seiner Bibliothek. Er hatte hier dieselbe Freude an meinem Staunen, wie in der Bibliothek, und mittheilsam, wie er war, erfuhr ich, auf welchen Wegen, mit welchen Mühen er sich das Alles verschaffte, und bei dieser Gelegenheit, daß er Mitglied, selbst Präsident vieler nützlicher, wohlthätiger, selbst gelehrter Gesellschaften sei. Wohl über zwei Stunden wanderten wir so umher. Als ich Abschied nahm, bedauerte er, mich um diese Stunde den Damen noch nicht vorstellen zu können, bat mich aber, um sechs Uhr wieder zu kommen und mit ihm zu Mittag zu essen, wo ich dann die ganze Familie kennen lernen solle.

Als ich aus dem Hause ging, neigten sich alle Bedienten bis zur Erde. Mir schwirrte es im Kopfe von all den Wunderdingen, die ich gesehn; dennoch blickte ich um mich, ob nicht wieder der Lockenkopf zum Vorschein komme. Er kam nicht, und ich vertröstete mich auf den Abend. Dr. Bille, dem ich erzählte, daß ich heute Abend bei Friedensborg speise, stieß ein erstauntes Bah! aus und sah mich verwundert von Kopf bis zu Fuß an. „Wenn du heute bei Friedensborg speisest," sagte er, „kannst du morgen beim König frühstücken und uns Alle protegiren. Du gehst schnell. — Aber schön und recht elegant mußt du dich machen, oder vielmehr recht vornehm, denn man ist an den gewöhnlichsten Tagen da draußen vor einem halben Dutzend

Gesandter und Minister nicht sicher, abgesehen davon, daß die Damen des Hauses etwas verwöhnt sind.“

Ein schwarzer Frack, frische Wäsche, das dünnste meiner Taschentücher, gelbe Glacehandschuhe, dazu ein Fiaker — das war Alles, was ich der Vornehmheit zu Gefallen leisten konnte und mochte. Ich passirte dießmal einen andern Vorsaal, eine lange Reihe von Bedienten, und trat in den großen Salon.

An einem marmornen Kamin, der aber bei der Jahreszeit auf das Geschmackvollste mit Blumen angefüllt war, saß die Baronin, eine kleine überaus feine und zarte Frau, mit grauen Haaren, die sich in Scheiteln an sanftgeröthete Wangen anschlossen, und mit den kaum sichtbaren aber doch zahlreichen Fältchen des Gesichtes in schönem Einklang standen. Sie empfing mich mit rückhaltsvoller Anmuth, doch freier Freundlichkeit und streckte mir eine magere, überaus weiße Hand entgegen. Diese Frau des Parvenus, in einem kleinen Städtchen Deutschlands geboren und erzogen, war durch und durch große Dame, flößte Ehrfurcht und zugleich, mit einem krankhaften, auf körperliche Leiden deutenden Zuge, Mitleiden ein, das sich aber nicht zu zeigen wagt. Gleich beim ersten Anblick sagte ich mir, daß ich zufrieden sein könne, daß es wünschenswerth wäre, wenn die Töchter dieser Mutter entsprächen.

Ich war der erste Gast, und die Baronin knüpfte sogleich ein ungezwungenes Gespräch an. Aber ich saß kaum zwei Minuten, als sich hinter ihr eine Thüre öffnete und die Gräfin Kirksteen eintrat. Ich wußte, daß sie es war, bevor mir von der Mutter der Name genannt worden. Sie ging nicht, sie rauschte herbei; es war, als ob nicht allein ihr blauseidenes Kleid, als ob Alles an ihr, ihre braunen Augen, ihre dunklen Haare, ja ihr ganzes Gesicht und Wesen einen gewissen Lärm machte. Aber es war kein unangenehmer Lärm und er hatte etwas Imponirendes. Sie war eher klein als groß, aber ihr ganzes Auftreten ließ sie groß erscheinen. Man hätte trotz ihrer Schönheit ein wenig vor ihr erschrecken können, allein sobald sie zu

sprechen anfing, verwandelte sich das ganze Imposante ihres Auftretens in die zuvorkommendste Liebenswürdigkeit. Man erkannte eine heitere, lebenslustige Natur, einen frischen Geist, die selbst durch traurige Erfahrungen nur schwer getrübt werden können. „Sie gleicht zwar nicht ihrer Mutter," dachte ich, „aber ich sehe doch wenigstens, daß diese Mutter schöne und liebenswürdige Töchter haben kann; vielleicht gleichen sich die Töchter unter einander, und ich kann zufrieden sein."

Sie übernahm sogleich das Gespräch mit der größten Lebhaftigkeit, und nach einigen Minuten, da eben wieder die Mutter etwas sagen wollte, wandte sie sich vertraulich zu mir und sagte: „Lieber Herr Doktor, wir hoffen Sie oft in unserem Hause zu sehen, darum will ich Ihnen gleich von Anfang ein unverbrüchliches Hausgesetz auferlegen und das besteht darin, unsere gute Mama so wenig als möglich sprechen zu lassen. Sie ist nicht wohl und das Sprechen ist ihr aufs Strengste verboten; es regt sie auf, erschöpft sie und macht ihr Herzklopfen. Sie werden hiemit bevollmächtigt, sie nicht zu Worte kommen zu lassen, alle Regeln der Schicklichkeit bei Seite zu setzen und in dieser Hinsicht so unartig als möglich zu sein, auf die Gefahr hin, geschwätzig zu werden, wobei wir," fügte sie verbindlich hinzu, „nur gewinnen können."

Die Baronin wollte etwas zur Erklärung oder Entschuldigung sagen, aber ich fiel ihr sogleich ins Wort und rief was mir auf die Zunge kam: „Kopenhagen ist eine schöne Stadt!"

Die Baronin fuhr erschrocken zurück, die Gräfin klatschte in die Hände und rief: „Bravo! Bravo! Wenn Sie so fortfahren, verdienen Sie sich unsern Dank."

Die kleine Szene stellte rasch eine gewisse Vertraulichkeit her und wir plauderten, die Gräfin und ich, mit jenem gewissen unterdrückten Lächeln, das dem Beobachter und den Sprechenden verräth, daß man aneinander Gefallen findet. Wir lachten schon ziemlich bekannt und ungezwungen, als mehrere Gäste ankamen und zugleich durch die Thüre hinter der Baronin ein junges

Mädchen von etwa einundzwanzig Jahren eintrat. Diese hatte wieder einen von der Gräfin vollkommen verschiedenen Charakter; sie war klein, schmächtig, blaß und braun; hatte schwarzes Haar und ein überaus lebhaftes, kluges braunes Auge, das etwas verschmitzt hinter langen Wimpern hervorblickte. Das weiße Sommerkleid, der Spitzenkragen, Bänder, Schleifen und Haare, Alles hing etwas nachlässig an ihr, aber diese Nachlässigkeit war nicht ohne Anmuth. Sie hatte etwas von einer kleinen Gelehrten, von einem Mädchen, das viel liest und spitzige Bemerkungen und Witze macht. Was mir aber vor Allem auffiel, war eine erstaunliche Aehnlichkeit mit einem vierzehnjährigen Mädchen, das ich als zwanzigjähriger Student mit zwanzigjähriger Schwärmerei geliebt hatte. Ich setzte sogleich alle Eigenschaften meiner Jugendgeliebten bei ihr voraus und mein Herz flog ihr entgegen wie einer alten Bekannten, und wie eine alte Bekannte redete ich sie an. „O," dachte ich, „wenn du Helene bist, so habe ich dich schon vor Jahren geliebt!" Ob sie aber Helene war oder nicht, konnte ich nicht sogleich erfahren, da die gleichzeitige Ankunft der Gäste eine förmliche Vorstellung verhindert hatte; die Gräfin hatte mich ihr entgegengeführt, ohne mir in der Eile ihren Namen zu nennen. Ich sprach ihr sogleich, ohne es zu wollen, mit einer großen Wärme, und da mir das Herz davon überfloß, von einer Aehnlichkeit mit einem mir lieben Kinde. Sie war über diese Raschheit meines Benehmens offenbar etwas erstaunt und verlegen, und mit einer geschickten Wendung des Gespräches drückte sie mir ihre Freude aus, mich noch heute ihrem Verlobten, der ebenfalls zu Tische komme, vorstellen zu können.

Diese Worte trafen mich wie ein doppelter Donnerschlag, sie war also nicht Helene! und warum sprach sie mir so rasch von ihrem Verlobten? Weil sie merkte, daß sie mir gefiel, daß ich ihr den Hof machen wollte. Das mußte sofort verhindert werden, weil ich wegen einer Anderen, ihrer Schwester wegen, gekommen war. Ich stand also höchst wahrscheinlich als absichtsvoller Freier im Hause da, man wußte, warum ich kam! Ich hatte immer noch

gehofft, daß man meinen Besuch als Zufälligkeit betrachte, und daß sich die Sache auf natürliche Weise werde so gestalten können, daß es den Anschein habe, als hätte meine Heirath mit der Bekanntschaft Helenens ihren ersten Anfang. Nun war ich in den Augen aller dieser Menschen ein ganz gemeiner Heirathsspekulant. Ich schämte mich, ich war befangen.

Als ich aus meinen Reflexionen erwachte, war Bertha, denn nur Bertha konnte die schwarzäugige Braut sein, ihrem Bräutigam, der eben kam, entgegengeeilt. Ich stand einen Moment allein und betrachtete die Schwester, die mit ihr eingetreten war und jetzt auf einem Schemel zu Füßen ihrer Mutter saß, ein kleines, in Wachsthum und Entwicklung zurückgebliebenes Geschöpf, das, trotz seiner achtzehn Jahre, noch sehr kindisch aussah, und das man im Hause auch als kleines Kind behandelte. Nach dem Briefe Zelindens wußte ich, daß dieß die kleine Mathilde war, an deren Verheirathung man, zur Zeit wenigstens, nicht dachte. Also waren bereits alle Schwestern im Salon versammelt, mit Ausnahme der Einen, die mich besonders interessiren mußte. Aber ich war ärgerlich, ja ich war etwas voreingenommen gegen sie, weil sie nicht Bertha oder die Gräfin war, und dieß um so mehr, als ich auch ärgerlich gegen mich selber war, weil ich als Heirathskandidat dastand, in einer Stellung, die mir in diesem Augenblicke als die lächerlichste und trivialste der Welt erschien. Plötzlich aber fuhr mir ein leuchtender Gedanke durch Kopf und Herz, der mich Alles vergessen ließ: Bertha, die Gräfin, meine Lächerlichkeit, und der mich wahrhaft beglückte. Ich hätte vor Freude aufschreien mögen. Der liebliche Lockenkopf von heute Morgen ist ja nicht erschienen. Vielleicht war es Helene!

Ich setzte mich wieder an meinen vorigen Platz zur Baronin und, aufgeregt von dem Gedanken, daß nun jene liebreizende, mir bestimmte Helene kommen müsse, plauderte ich ihr mit nervöser Lebhaftigkeit und mit dem unwillkürlichen Wunsche, der Mutter zu gefallen, hundert verschiedene Dinge vor. Sie glaubte, daß ich nur der Anweisung der Gräfin folgte, um sie nicht

zu Worte kommen zu lassen, und lächelte, dankbar für den guten Willen, selbst zu jeder Plattheit, vielleicht auch zu manchem Unsinn. Auch die Gräfin, die mit Andern sprach, meine laute Beredtsamkeit bemerkend, nickte mir freundlich und einverständig zu.

Trotzdem bemerkte ich, daß sich dieselbe Thüre, aus der die andern Töchter gekommen waren, leise, beinahe furchtsam öffnete. Schüchtern und im höchsten Grade befangen trat ein Mädchen in den Salon, als ob es in eine fremde Gesellschaft und in fremde Räume träte, stolperte gleich beim Eintritt über ein Blumengestell, erröthete und legte die wenigen Schritte zu ihrer Mutter, während sie sich den rechten Scheitel verlegen mit der Hand streichelte, mit offenbarer Anstrengung zurück. Sie hätte schon mit dieser höchst mädchenhaften Schüchternheit Mitleiden und Gefallen einflößen können; mich aber überlief es kalt bei ihrem Anblick, denn die Mutter stellte sie mir als Fräulein Helene vor, und sie war nicht der Blondkopf, der sich heute Morgen vor mir in der Laube verborgen hatte. Es war eine etwas runde und volle Gestalt, ein Gesicht voll Güte und Unschuld, aber von Formen, denen man eine Abmagerung wünschte, weil sie nur unter dieser Bedingung vortheilhafter und plastischer hervorgetreten wären. Auch die Augen, die von mildem Glanze waren, würden dann gewonnen haben, während sie ihn bei den gegenwärtigen Verhältnissen sehr verkleinerten und bei einigem Lächeln beinahe ganz verschwanden. Bei ruhigem Blute und bei näherer Bekanntschaft hat sie mir später besser gefallen, aber in zwei Stunden war sie mir nach der Gräfin und nach Bertha und vor Allem neben dem Bilde der Unbekannten, die ich in ihr erwartete, eine höchst schmerzliche Enttäuschung. Auch bestätigte mir ihr spätes und so sehr schüchternes Auftreten im eigenen Hause, daß ich ihr wie der ganzen Familie ein Heirathskandidat war, und der Gedanke erfüllte mich mit höchstem Unbehagen. „Man wird mich beobachten," dachte ich, „jedes Wort, das ich an sie richten werde, wird für Kurmacherei gelten, in all' meinem Thun wird

man Absicht und Spekulation vermuthen, Alles wird sie Alle an die zwanzig Millionen erinnern und ihnen, während sie mich als Anverwandten acceptiren, eine stillschweigende Verachtung einflößen."

Ich saß meiner Zukünftigen gegenüber auf mehr Dornen als Rosen. Auch sie wagte es nicht, mich anzublicken. Flüsternd übergab sie der Mutter eine Zeitung, die sie mitgebracht hatte, und deutete auf eine gewisse Stelle. Die Mutter las, lächelte und übergab mir dann das Blatt, daß ich die Stelle auch lesen möge. Es war ein eben erschienenes Abendblatt, das meine Ankunft in Kopenhagen meldete und meinen Namen mit einigen rühmenden Prädikaten begleitete. Helene betrachtete mich, während ich mein Lob las, mit einer gewissen Genugthuung, nahm dann das Blatt, das ich auf den Kamin gelegt hatte, und gab es der Gräfin, aus deren Hand es dann die ganze Gesellschaft, die indessen zahlreich geworden war, durchwanderte.

Endlich kam der Baron und man ging zu Tische. Es war ein gewöhnliches Mittagessen, doch war eine lange Tafel von wohl zwanzig Personen besetzt, und schien mir das Essen königlich. Unter den Gästen, die à la fortune du pot kamen, waren zwei Gesandte, ein deutscher Attaché, Graf Tannen, und mehrere, dem Hofe und der Regierung nahe stehende Persönlichkeiten. Hinter je zwei Speisenden stand ein Bedienter; andere trugen die Speisen auf und ein Maître d'Hôtel im schwarzen Frack und weißer Kravatte stand am Buffet und dirigirte die Schaar der Diener mit seinem Blicke. Unsere Plätze waren durch Karten bezeichnet, die auf der Serviette lagen. Ich kam der Gräfin gegenüber und neben Helene zu sitzen, die ich zu Tische geführt hatte. Die Gräfin machte dem jüngern Theile der Tischgesellschaft die Honneurs und sie that es mit solcher Anmuth, und bei der Lebhaftigkeit, mit der sie Jedermann in das Gespräch, das sie fortwährend neu belebte, zu ziehen verstand, leuchteten ihre Augen so sehr voll Geist, daß ich die meinen nicht von ihr abwenden konnte. Helene bildete einen schreienden Kontrast mit ihrer

Schwester. Sie schwieg ausdauernd und schien sich mit der Bewunderung ihrer Schwester zu begnügen, der sie oft zulächelte. Von Zeit zu Zeit entriß ich mich dem Zauber der Gräfin, um mich meiner Nachbarin zu erinnern, die ich schon mehrere Male selbst hatte Wasser einschenken lassen. Aber welche Mühe ich mir auch gab, ich konnte ihr nur sehr kurze und sehr unbedeutende Antworten entreißen; manchmal antwortete sie selbst mit Schweigen. Es ist freilich wahr, daß ich diese Pflichtgespräche immer wieder so bald als möglich unterbrach, um der Gräfin zu lauschen und zuzusehen, manchmal auch um nach Bertha hinüberzuschielen und ihren Verlobten zu beneiden, der, unbekümmert um den Rest der Gesellschaft, gemüthlich mit ihr plauderte. Der junge Attaché, Graf Tannen, ein sehr gebildeter und liebenswürdiger Mann, der mir außerdem viel Achtung bezeugte, und Andere, trugen viel zur Belebung des Gespräches bei, das ziemlich laut und ungezwungen wurde, und ich hätte mich bei diesem Diner trefflich unterhalten, wenn nicht der moralische Zwang, meine Nachbarin zu beschäftigen, auf mir gelastet hätte. Das ging so erstaunlich schwer, und ich war nicht gerecht genug, um mir zu sagen, daß ich das fertige Wesen der Weltdame, das ich an der Gräfin bewunderte, und das heitere, glückliche Sichgehenlassen der Braut Bertha von ihr nicht verlangen und erwarten dürfe, daß sie ihre Stellung mir gegenüber, wenn sie mich wirklich als Heirathskandidaten betrachtete, mochte sie mich nun lieben oder nicht, befangen machen mußte. Um es kurz zu sagen: ich langweilte mich mit ihr, und wir waren noch nicht bei der vierten Schüssel, als ich mich schon fragte, ob ein solches ganzes Leben voll Langweile mit zwanzig Millionen nicht außerordentlich schlecht bezahlt sei? ja, ob es einen Preis gebe, der ein solches Leben aufwiegen könne? Einmal diese Frage gestellt, gab ich mich der Unterhaltung mit der Gräfin ohne Rückhalt hin, und Helene, die nun immer öfter das Wasserglas an den Mund führte, mußte es sich mehr als einmal selber füllen.

Nach Tische mischte ich mich in die Gesellschaft und in die

allgemeine Unterhaltung; manchmal schlich ich allein die Wände entlang, um die Bilder und allerlei Kunstwerke, wie Statuen und Mosaiktische, die den Salon schmückten, zu betrachten. Ich dankte den Gästen, die mir Plätze in ihren Wagen zur Rückfahrt nach Kopenhagen anboten, und wanderte gegen Mitternacht zu Fuß zurück, allein mit meinen Gedanken. Diese waren eine fortwährende Variation über jene Frage, die ich mir an der Seite Helenens gestellt: ob ein langweiliges Leben mit zwanzig Millionen nicht zu schlecht bezahlt sei?

Verdrießlich kam ich in meinem Gasthause an; mein Argonautenzug schien mir verfehlt.

Auf meinem Zimmer fand ich einen Brief meiner Mutter. Die gute besorgte Frau schrieb, als ob sie divinatorisch fühlte, was in mir und mit mir vorging. „Ich beschwöre dich," hieß es unter Anderem, „urtheile nicht nach dem ersten Eindruck, wenn dieser ein ungünstiger sein sollte; höre und prüfe. Wie oft tritt ein Mädchen, das aller Welt gefällt, gerade dem, der sie heirathen soll, ins ungünstigste Licht, weil sie ihm gegenüber verlegen und in Folge dessen unbeholfen, oft ungraziös und langweilig erscheint. Hinter diesen scheinbaren Fehlern liegen gerade die meisten weiblichen Tugenden verborgen: sie sind die Hülle der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit. — Aber lasse dich auch von den günstigsten Eindrücken, wenn sie von anderer Seite kommen, nicht von deinem Ziele abwenden. Es ist so natürlich, daß man in solchem Momente vergleicht, und da findet man Manche schöner, liebenswürdiger, geistreicher. Aber diese ist dir ja nicht bestimmt — also laß dich um eines vorübergehenden Eindrucks willen nicht um das ganze Glück deines Lebens bringen."

Es war in der That, als wüßte meine Mutter von Bertha und der Gräfin und vor Allem von der Unbekannten, als wüßte sie, wie mir Helene erschienen, aber auch welche geheimen Eigenschaften sie besitze. Der Brief rührte mich, denn er zeigte, wie die gute Mutter grübelte, für mich sorgte und wie sie aus purer

Sorge eine wahre Welt- und Menschenkennerin wurde. Ich beschloß, mir ihren Rath zu Herzen zu nehmen, den Argonautenzug nicht als verfehlt zu betrachten und weiter zu steuern.

Viertes Kapitel.

Am folgenden Tage machte mir der Baron von Friedensborg seinen Besuch, und ich konnte bemerken, daß das ganze Hotel darüber in Aufregung kam, und wie sich in den Gängen Gäste und Kellner aufstellten, um den berühmten Mann zu sehen. Mit dem Studenten, der noch in mir stak, sagte ich mir, daß ich nunmehr ungemessenen Kredit im Hotel haben könnte. Als der Baron ging, sagte er: „Ich bleibe in der Stadt; ich habe beim Finanzministerium zu thun und gehe zu Fuß dahin. Mein Wagen steht zu Ihrer Verfügung, wenn Sie ihn zu Besuchen oder Spazierfahrten brauchen. Meiner Familie wäre es am liebsten, wenn Sie ihn zu einer Fahrt nach meiner Villa benutzen wollten."

Ich nahm dankbar an, doch begleitete ich den Baron erst durch einige Straßen. An der Art und Weise, wie man ihn überall grüßte, konnte ich erkennen, daß er nicht nur seines Reichthums wegen der hochgeachtete Mann, sondern daß er auch eine beliebte und populäre Persönlichkeit war.

Die Familie fand ich im Garten versammelt, und der ganze Nachmittag verfloß mir mit Gesprächen und kleinen Spaziergängen viel unbefangener, als ich es nach den gestrigen Vorgängen in mir erwartet hatte. Und als die Tischstunde kam, verstand es sich von selbst, daß ich wieder da bleiben sollte. Es gab heute etwas weniger Gäste und der Abend war familienhaft gemüthlich, gemüthlicher als ich mir ihn bei solchem Reichthum vorstellen konnte, und so war er, neben andern Ursachen auch darum, weil man sich nach Tische nicht in den großen Prunk-

saal, sondern in ein kleines, einfach eingerichtetes Zimmer begab. Als ich daselbst eintrat, überkam mich aufs Neue die Hoffnung, daß ich die liebliche Unbekannte zu sehen bekomme, denn dahin schien sie mir zu gehören. Es war in mir ausgemacht, daß es irgend eine arme Anverwandte sei, die man aus Barmherzigkeit im Hause habe, die aber bei Tische und in größeren Gesellschaften nicht erscheine. Der Eintritt in die stille Stube, dachte ich, wird ihr nicht verwehrt sein. Sie kam aber nicht, und ich setzte voraus, daß man die arme Anverwandte planmäßig fern halte, um die Töchter des Hauses nicht von ihrer Schönheit überstrahlen zu lassen. Vielleicht aber auch ist sie die Gouvernante der gräflichen Kinder? Vielleicht ist sie fremd im Hause, war sie gestern nur zufällig anwesend und du wirst sie nie wieder zu sehen bekommen. Keine der drei Möglichkeiten eröffnete die Aussicht auf eine nähere Bekanntschaft und näheren Umgang mit der Unbekannten, und ich gab mir Mühe, sie mir aus dem Sinne zu schlagen, was mir im Laufe der nächsten Tage auch gelang.

Es gelang mir, weil diese Tage eine Zeit voll Bewegung und Zerstreuung waren.

Die jungen Damen wollten selbst meine Führerinnen durch die Merkwürdigkeiten der Hauptstadt machen, und bei dieser Gelegenheit, wie sie sich ausdrückten, ihre heimischen Schätze unter meiner Anleitung erst recht kennen und beurtheilen lernen. So zogen wir denn durch das an Museen und Gallerieen so reiche Kopenhagen, und von Kirche zu Kirche, von Monument zu Monument, von Atelier zu Atelier. Ueberall sprangen vor meinen Führerinnen Thüre und Thore auf; überall beeiferten sich Direktoren, Kustoden und Künstler, sich zuvorkommend zu erweisen; wir drangen überall in das Verborgenste; für uns gab es keine Verbote und keine festgesetzten Stunden, und existirte keines der Hindernisse, die oft den Fremden stören. Zum ersten Male fühlte ich, in dem Wiederscheine, der von den Damen auf mich zurückfiel, die Süßigkeit des Reichthums — und damit zugleich fühlte sich meine Eitelkeit geschmeichelt, denn sie folgten und horchten

mir wie Schülerinnen überall, wo wir historische, archäologische oder artistische Gegenstände zu sehen bekamen. Es hatte sich rasch das Verhältniß gebildet, das immer entsteht, wo gebildete Frauen mit einem Manne zusammentreffen, dem sie höheres Wissen, als das ihrige ist, zuschreiben. Sie lernen so gerne und ordnen sich lieber unter.

Aber diese Wanderungen, die so große Reize hatten, waren denn doch nicht ganz ohne Unbehagen. Wie sehr ich mir vorgenommen hatte und in der That mir Mühe gab, gegen die gute Helene aufmerksam zu sein, ich war doch aufmerksamer gegen die Gräfin und gegen Bertha. Mit meinem Worte richtete ich mich meist an die Gräfin; während des Sprechens erinnerte ich mich meines Entschlusses und drehte mich gegen Helene, um gegen meinen Willen vor Ende des Satzes mein Gesicht wieder der schönen Gräfin zuzukehren. Es war ein fortwährender Kampf zwischen Neigung und entgegengesetzter Absicht. Die Damen merkten vielleicht nichts davon, aber ich fürchtete, daß ihrem weiblichen Gefühle doch auffallen müsse, daß die kluge Gräfin die Absicht und die gute Helena das Beleidigende meines Wesens empfinde, und es schmerzte mich, die Eine zu kränken, und in den Augen der Anderen verächtlich zu erscheinen. Trotzdem fiel ich fortwährend aus meiner Rolle, und trotz dem fortwährenden Ausderrollefallen kam ich mir selbst wie ein ausgemachter Komödiant vor, und dieses Bewußtsein schnitt mir manchmal mitten in der Rede das Wort ab. Während wir z. B. die Loggien des Thorwaldsen-Museums durchwanderten und ich die reizenden Basreliefs nach der Anthologie erklärte, war es mir, als ob mir der beleidigte Genius des Schönen, zornig wie der böse Geist hinter Gretchen, zuflüsterte: Wer erlaubt dir, über Ideal und Schönheit zu sprechen? Hast du nicht mit Beiden gebrochen? Hast du dich und sie nicht verrathen? Bist du hier, um Ideale zu suchen oder um Millionen zu erhaschen? Wo ist die Harmonie, in der du bisher mit dir selber gelebt? Wo ist die Wahrheit? Was du sprichst ist Lüge! Wer die Götter der Wahrheit

und Liebe in seinem Innern umgestürzt, der sucht sie vergebens in der Kunst und was er spricht ist Wind. Wähnst du, daß dir Jene glauben können, die wissen, daß du nicht dieser Götter wegen, sondern des Mammons halber hierher gewallfahrtet bist?

Ich verstummte plötzlich und wäre am liebsten wie ein von den Eumeniden verfolgter Verbrecher aus diesem Tempel hinausgestürzt.

„So fahren Sie doch fort," sagte die Gräfin, „sagen Sie uns doch etwas über diesen Eros und die unzähligen kleinen Amoretten! Wir wollen doch auch sehen, wie schön Sie über die Liebe sprechen können."

Enthielten diese Worte eine absichtliche oder zufällige Ironie? Wollte sie damit sagen, daß es sich nicht um die Sache, sondern bloß um das Talent handle, über die Sache sprechen zu können? Auf diese Aufforderung hin wurde ich erst recht einsylbig.

Zu der Art Momenten und Empfindungen kam noch Anderes hinzu, um den Zwiespalt in mir klaffender zu machen. Weiß der Himmel, wie in großen Häusern die intimsten Familiengeheimnisse den Leuten verrathen werden; so viel ist gewiß, daß sie, auf denen immer so viele Augen ruhen, stets mehr Vertraute haben, als obskure bürgerliche Familien. Jedes Schlüsselloch ist ein Beobachtungspunkt, ein Ohr des Dionysius für jeden Bedienten, und wo viele Bediente sind, schnappt jeder etwas auf, einen Satz, ein Wort, eine Sylbe, die dann im Vorzimmer und in der Küche zu ganzen zusammenhängenden Geschichten zusammengesetzt werden, und dieß um so leichter, als die Diener die Charaktere ihrer Herren so gut kennen und wissen, wessen sie fähig sind, wessen nicht. Dazu kommt, daß in solchen Häusern ein Mensch in Livrée kaum mehr als Mensch betrachtet wird; man spricht vor ihm, was man keinem Gentleman seiner Bekanntschaft anvertrauen möchte, und er wird zum unbeachteten Vertrauten. Nun hat die ganze Welt der Dienerschaft kein Geheimniß vor einander; in den langweiligen Stunden, die das Gesinde verschiedener Häuser, die Herrschaft erwartend, in den

Vorzimmern verbringt, tauschen sie ihre Beobachtungen aus, und die eine Herrschaft wird die nie gesuchte Vertraute der andern. Von Kammerdiener zu Kammerdiener, von Stubenmädchen zu Stubenmädchen läuft eine Nachricht wie von einer Telegraphenstange zur andern, bis sie an der Hauptstation, bei der Herrschaft, anlangt. Wie viele Weltmänner und Damen danken ihre Allwissenheit diesem Telegraphen, der beim Rasiren oder Frisiren fungirt! Man mochte Helene vor meiner Ankunft mit ihrer Reisebekanntschaft geneckt haben; man mag hie und da meinen Namen genannt haben; nun kam ich an, wurde mit der größten Freundlichkeit aufgenommen, in der Zeitung, die alle Bedienten vor der Herrschaft lesen, wurde ich angekündigt und zwar als berühmter Mann, wie sonst Diplomaten und Staatsmänner, die ins Haus kamen; bei Tische saß ich neben Helene und war nun immer mit der Familie. Meine Lage war dem Gesinde klar und den Freunden des Hauses bald kein Geheimniß. Das Gesinde kam mir mit ungeheurer Unterthänigkeit entgegen, die Gesellschaft des Hauses forschend, spähend, unsicher, zweifelnd, vielleicht war ich Manchem ein Stein des Anstoßes, ein Rival, ein Hinderniß in seinen Plänen für einen Anverwandten. Es wurde mir manche ironische Bemerkung gemacht, die ich oft erst nachträglich verstand.

Sie mochten es halten wie sie wollten; sie waren mir gleichgültig und ich fing an mich etwas abzuhärten. Aber Graf Tannen, jener junge deutsche Attaché, der mir Anfangs so viel Achtung erwiesen, sich mir bei jeder Gelegenheit näherte, meine Gesellschaft und mein Gespräch aufsuchte, mied mich jetzt sichtlich, und wenn er mit mir sprach, wandte er das Gespräch immer auf meine Wissenschaft, in der er etwas dilettirte, vermied aber jedes Gespräch über persönliche Gegenstände oder Gegenstände des Herzens und des Charakters. Kam ich selber auf solche, schwieg er und ich glaubte einige Ironie, wenn nicht selbst Entrüstung an ihm zu bemerken. Er hielt mich offenbar nicht für berechtigt, bei dergleichen meine Stimme abzugeben. Von allen Freunden und Bekannten des Hauses war er derjenige, der mir die meiste

Sympathie einflößte. Er war ein höchst gebildeter junger Mann, ohne Standesvorurtheile, aber von festen, unerschütterlichen Grundsätzen, mit denen er so wenig prahlte wie mit seiner Vorurtheilslosigkeit. Sein Titel, wie die angeborene, nicht erworbene Stellung, und die Leerheit dieser letzteren, schienen auf ihm zu lasten, und er suchte vor seinem eigenen Gewissen, so zu sagen, von der Pike auf zu dienen und zu verdienen, was ihm durch Zufall zugefallen. Solche Menschen nehmen es immer ernsthafter und strenger mit sich als es irgend ein Avancements- oder Anciennetätsgesetz, oder irgend ein Vorgesetzter thun würde. Das gab seinem ganzen Wesen, trotz seiner Jugend, er mochte vierundzwanzig Jahre alt sein, etwas Gesetztes und Ruhiges, und wie alle Menschen, die einem Ziele entgegenleben, das sie der Welt, der sie angehören, nicht ohne Gefahr bekennen dürfen, und die sich außerdem in dieser Welt fremd fühlen und einen Kampf mit ihr voraussehen, hatte er etwas Melancholisches, das seinem festen, gerade vor sich hinblickenden, dunkelblauen Auge einen gewinnenden Ausdruck voll Milde gab. Vor Allem schien er mir auch der Familie Friedensborg am Innigsten zugethan, und mit einem antizipirenden Familiengefühl war ich ihm dafür dankbar, und ich sagte mir gleich in den ersten Tagen, daß, wenn ich einen Vertrauten bedürfte, ich diesen jungen Mann wählen würde. Er wußte, wo es Rath galt, immer das Richtige und Gerade zu finden. Nun aber wandte er sich offenbar von mir ab, und ich meinerseits konnte seinen Rath nicht brauchen. Was konnte er mir sagen, wenn er das Richtige und Gerade sagen sollte? Wenn Sie Helene lieben, heirathen Sie sie! Wenn nicht, reisen Sie ab!

Für mein Verhältniß zum Grafen Tannen war ich noch nicht genug abgehärtet. Er war jung, und es gibt keinen unbarmherzigeren Richter als die Jugend; sie ist absolut in Ansichten und Gefühlen; mildernde Umstände läßt sie nicht gelten.

Und ich sollte noch vor einen anderen jugendlichen Richter gestellt werden.

Eines Nachmittags, da man sich eben zu einem gemeinschaft-

lichen Ritte bereit machte, die Pferde vor die Veranda geführt wurden, wo sich die Gesellschaft versammelte, und ich indessen mit der Gräfin im Garten am Hause plaudernd auf- und abging und mich an dem Anblick der stolzen Amazone in Reitkleid und kleinem Männerhut mit weißer Feder erquickte, erscholl aus dem kleinen Pavillon hinter dem Hause das anmuthigste Kindergelächter. „Apropos!“ sagte die Gräfin, „ich wollte Ihnen ja meine Kinder vorstellen! Kommen Sie!“

Während wir hinter das Haus und dem Pavillon entgegen gingen, fuhr sie fort: „Es ist Ihnen vielleicht aufgefallen, daß meine Kinder so selten zu sehen sind? Es beruht das auf meinem Erziehungsplane; sie wohnen mit mir abgesondert in diesem Pavillon und kommen so selten als möglich in die Villa, wenigstens nicht am Nachmittage. Wir werden von so vielen Menschen besucht, und da gibt es immer Ungeschickte, die, um der Mutter oder dem Großvater zu schmeicheln, den Kindern Dinge sagen, welche eine konsequente Erziehung von Monaten und Jahren in einem Augenblicke zu nichte machen.“

Am Pavillon angekommen, rief sie zu einem offenen Fenster hinauf: „Fräulein Agnes, kommen Sie gefälligst mit den Kindern herunter!“ — Dann zu mir gewendet, sagte sie mit leiserer Stimme: „Ich habe da eine Person bei den Kindern, eine Deutsche, auf die ich mich vollkommen verlassen kann, trotz ihrer Jugend. Sie ist unterrichtet und zu einem erstaunlichen Grade pflichtgetreu, und dabei von einer Wahrhaftigkeit des Charakters, die in der That außerordentlich, ich möchte sagen phänomenal ist, und sie beinahe zu einem Sonderling macht. Das ist vortrefflich, wenn die Kinder nur Wahrheit vor sich sehen, aber es ist beinahe gefährlich, diese Gouvernante in Gesellschaft erscheinen zu lassen; sie könnte manchmal mit einer Wahrheit herausplatzen, die die ganze Gesellschaft in Verlegenheit brächte. Aber bei aller ernsten Grundlage ihres Charakters und ihrer Grundsätze ist sie doch so kindlich und jugendlich, daß sie die Kinder vollkommen versteht und ich einen wahren Schatz an ihr habe.“

Die Gräfin unterbrach sich, denn in dem Augenblicke trat die Gouvernante mit den beiden Kindern aus der Thüre. Es war, wie ich es geahnt hatte, jener blonde Lockenkopf, den ich am ersten Morgen in der Laube gesehen hatte: die einfachste und zugleich auffallendste Erscheinung. Sie hatte jene Schönheit, die, so zu sagen, von ihren Besitzerinnen abhängt; man kann an ihnen vorübergehen, ohne sie zu bemerken, sie glänzen und leuchten, sobald sie sich gehen lassen, wenn sie sich in ihrer Bescheidenheit vergessen oder glänzen wollen. Sie schob die Kinder sanft voraus und blieb an der Thüre stehen; in ihrem dunklen Kleide, das bis an den Hals geschlossen war, mit den eng anliegenden Aermeln, aus denen zwei längliche, weiße Hände hervorkamen, um sich, wie sie bescheiden herabfielen, von dem dunkeln Kleide noch marmorner abzuheben, sah sie wie ein Bild im Rahmen aus, wie der Wirklichkeit entrückt und doch so nahe, so lebend, so mitdenkend und fühlend. Erst als mich ihr die Gräfin vorstellte, trat sie aus dem Rahmen heraus und einige Schritte näher.

„Fräulein Agnes Gillmer, die Erzieherin meiner Kinder!" sagte die Gräfin.

Sie verneigte sich mit der Zurückhaltung einer Dienenden, ohne daß sich eine Muskel ihres Gesichts bewegte, und trat dann wieder einen Schritt zurück. Gegen alle Gesetze der Artigkeit, die man einer Mutter schuldig ist, beschäftigte ich mich mit den Kindern der Gräfin nur auf die kürzeste und oberflächlichste Weise. Ich war verlegen, ich glaube, daß ich erröthete. Wie gerne ich einige Worte an Agnes Gillmer gerichtet hätte, und obwohl ich ganz wohl wußte, was ich ihr sagen konnte, da der Name Gillmer ein sehr hübsches Bild der Erinnerung in mir erweckte, — ich war unfähig, einen Laut hervorzubringen. Ich war nur Eines Gedankens fähig: auch sie kennt mich als Heirathskandidaten bei den zwanzig Millionen!

Ich war wie von einem Alpdrücken befreit, als man uns zurief, daß Alles zum Aufsitzen bereit sei.

Mein armes Pferd bekam heute die Sporen zu fühlen, wie

niemals; es steckte mit seiner Lebhaftigkeit die andern an, und die Gesellschaft kam nicht aus dem Galoppiren. Das war mir recht, denn ich fürchtete nichts so sehr wie ein Gespräch, es war mir immer, als säße Agnes hinter mir und verfolgte mich mit verachtungsvollen Blicken. Aber der wilde Hufschlag der zahlreichen Pferde, der Anblick des unvergleichlich schönen Buchenwaldes, der sich nördlich von Kopenhagen hinzieht und des blauen Meeres, das hie und da durch eine Lichtung sichtbar wird, berauschte mich um so schneller, als ich dem Allen schon aufgeregt entgegenkam; und da nach halbstündigem Ritt die Pferde langsamer gingen, war ich der Gesprächigste in der Gesellschaft. Um das natürlichste Gegengewicht gegen die Gefühle zu sichern, die, wie der alte Dichter singt, hinter mir auf der Croupe saßen, ließ ich mein Pferd neben Helene einhertraben. In der Amazone sah die etwas volle Gestalt nicht am vortheilhaftesten aus; aber es war mir, als hätte ich ihr etwas abzubitten, und vor mich hinsehend auf den Kopf meines Pferdes, unterhielt ich mich fortwährend und sprach mich endlich in eine Wärme und Lebhaftigkeit hinein, die ich ihr bisher noch nicht gezeigt hatte. Sie hörte so dankbar zu, und ich empfand ein solches Mitleid mit ihr, daß ich gerührt war und ihr gerne die Hand hinüber gereicht hätte. Erst auf dem Rückwege wurde ich von ihr getrennt, indem sich Graf Tannen zu uns gesellte und mich, wie er es schon seit mehreren Tagen nicht gethan hatte, in ein freundschaftliches Gespräch verwickelte. Dabei hielt er manchmal für Momente das Pferd an, dann ließ er es immer langsamer vorwärts schreiten, so daß wir am Ende von der Gesellschaft getrennt waren.

Da brach er mit Einem Male das bisherige Gespräch ab und sagte plötzlich und ohne Uebergang: „Sie sind nahe an zwei Stunden mit Fräulein Helene allein gewesen; wie finden Sie das Mädchen?"

Ich war von dieser Frage überrascht und fühlte, was Alles hinter derselben steckte. Die Komödie, zu der ich mich verdammte,

sollte jetzt beginnen; Graf Tannen war ein intimer Freund des Hauses; es war am Platze, ihm zu verstehen zu geben, daß ich Helene liebe; aber er sah mich bei seiner Frage so offen und durchdringend an, daß ich nur sagte, was ich in jeder anderen Lage mit bestem Gewissen hätte sagen können: „Sie ist so gut!"

„So gut!" wiederholte Graf Tannen mit einiger Parodie. „Gut sein! es ist das Beste und Schönste, was man von einem Menschen sagen kann, aber man braucht das Wort gewöhnlich als einen Mantel christlicher Liebe; man sagt es, wenn man nichts Anderes zu sagen weiß. Herr Born, ich sage Ihnen, ich, der ich die Familie länger und näher kenne, ich sage Ihnen, es ist ein ganz vortreffliches Geschöpf."

„Ich bin davon überzeugt," versicherte ich.

„Ich wollte aber mehr sagen," fuhr Graf Tannen mit zitternder Stimme fort, „ich wollte sagen, daß Helene werth ist, wirklich und wahrhaftig geliebt zu werden, um ihrer selbst willen, und daß sie verdient, glücklich zu sein."

Durfte ich es zu einer weiteren Erklärung kommen lassen? Durfte ich den Grafen fragen, warum er mir das Alles sage? Ich mußte mit Ruhe antworten und ich that es unabsichtlich auch mit Wärme, daß ich in dieser Beziehung ganz und gar seiner Meinung sei.

Er sah mich forschend an und ritt langsam der Gesellschaft nach, die sich nach uns umgesehen hatte.

Ich gestehe, daß ich mir ganz jämmerlich vorkam. Wäre mir sonst ein Mann so entgegengetreten, um mich auszufragen, um mir Andeutungen zu machen, die eine Zurechtweisung enthielten, und hätte er mich dann, nach einem solchen forschenden Blicke so entlassen, ich würde mich empört haben, ich wäre im Stande gewesen, jede studentische Thorheit zu begehen. Jetzt war ich klug und berechnend. Auch meine Freundlichkeit gegen Helene erschien mir jetzt als eine Heuchelei, und dieß um so mehr, als mir das Bild Agnesens ohne Unterbrechung vorschwebte. Aber, trotz der Kühle, mit der ich meinen Plan ins Werk zu

setzen begann, lebte ich in einem fortwährenden Rausche, in dem Rausche des Reichthums. Dieses gesättigte, üppige Leben hatte mich ganz gefangen genommen, und ich konnte den Gedanken an eine Trennung von demselben nicht mehr fassen. Diese Leichtigkeit, sich alle Genüsse zu verschaffen, diese Freiheit aller Wünsche, dieser wahre Zauber, den der Reichthum übt, der Alles herbeischafft, Alles beherrscht, — ich hatte mir vorher keine Vorstellung davon machen können. Jeder Tag brachte andere Genüsse, andere Freuden, laute und stille, aber immer gesättigte. Die Menschen, die in Armuth und Entbehrung leben, erschienen mir wie zu einer anderen Gattung zu gehören. Und ich lernte nicht nur das Verführerische des Reichthums kennen, auch seine Größe und Macht trat oft genug an mich heran.

An einem Nachmittage standen wir Alle auf einer erhöhten Terrasse des Gartens versammelt, um ein herrliches Schauspiel zu genießen. Seit dem Morgen wehte ein günstiger Nordwind, und mit ihm war am Nachmittag eine ganze Flotte von Kauffahrern, die den günstigen Wind zur Einfahrt in den Sund jenseits Helsingör erwarteten, auf der Höhe von Klampenborg angekommen. Segel an Segel fuhr an uns vorbei, dem Hafen von Kopenhagen zusteuernd oder weiter in andere Häfen des baltischen Meeres.

„Papa!" rief Bertha, auf einen gewaltigen Dreimaster zeigend, „ist das nicht dein Schiff, der Thomas?"

„Ja wohl, mein Kind," antwortete der Baron, „er kommt aus Rio Janeiro."

„Und jenes ist die Henriette, mit der Büste der Mama vorn!" rief Helene in die Hände klatschend.

„Ja mein Kind," sagte der Baron, „die Henriette kommt vom Cap und hat eine gute Fahrt gemacht!"

So zog eine ganze, dem Baron gehörige Flottille an uns vorbei, aus allen Weltgegenden kommend und Reichthümer herbeibringend, während er ruhig dastand und kaum lächelnd zusah. Er erschien mir in dem Moment wie ein mächtiger Herrscher,

der die Fäden seiner Macht über den Erdball ausbreitet. — Und ein andermal, da wir bei Tische saßen, trat eilig ein Beamter ein, der ihm einige Worte zuflüsterte. Der Baron sprang auf und rief: „Der Fitzkönig ist gestrandet! — und die Mannschaft?“ fragte er.

„Sie ist gerettet,“ antwortete der Beamte.

„Gottlob,“ rief der Baron beruhigt, „schreiben Sie sogleich nach Glasgow, wohin sie sich wahrscheinlich begeben wird, an unsern Korrespondenten und an den Konsul, daß für die Leute aufs Beste gesorgt werde.“ — Dann setzte er sich wieder ruhig hin und nahm das Gespräch auf, wo es der Beamte unterbrochen hatte, als ob nichts geschehen wäre.

Er mahnte mich an Sidon und Tyrus, deren Kaufleute, wie Jesaias sagt, Fürsten waren, und deren Händler die Geehrten der Erde. Hätte mir mein Schwiegervater angeboten, mich zu seinem Compagnon zu machen, es hätte mir geschienen, als würde ich zu einem Mitregenten ernannt. So weit entfernt war ich schon von dem, was mir früher Glück gewesen.

Fünftes Kapitel.

Mit bestem Willen könnte ich heute nicht mehr sagen, ob ich von nun an Agnes Gillmer, seit dem Tage, da ich ihr durch die Gräfin vorgestellt worden, mit Absicht oder durch Zufall öfter gesehen habe. Ich wußte nun, wo sie zu finden war, und wollend oder nicht wollend, trugen mich meine Füße in die Nähe des Pavillons. Der Baron war in Jägers-Prijs, einem der zahlreichen Lustschlösser des Königs, und seine Bibliothek stand mir während dieser Zeit als Arbeitszimmer zur Verfügung. Ich sollte die Morgenstunden, während welcher die Damen meist unsichtbar waren, daselbst verbringen, und zu diesem Zwecke begab ich mich sehr früh in die Villa; aber die Morgen waren so schön in diesen feenhaften Gärten, daß ich sie den Studien, denen ich

schon so entfremdet war, nur mit Widerwillen opferte — besonders seit ich wußte, daß um diese Stunden Agnes im Garten zu finden war. Ich suchte sie nicht auf, aber ich fand sie immer, obwohl sie mir auswich. Wenn sie auch in Seitengänge ihre Schritte lenkte, sobald ich in ihrer Nähe erschien, so sahen mich doch die Kinder, liefen auf mich zu und zogen mich oft an der Hand zu ihrer Erzieherin. Ich kam mir da manchmal wie jener oft gemalte Mann vor, den Amoretten der holden Braut entgegenführen. Aber die Amoretten bemühten sich vergebens; Agnes empfing mich stets mit einem zugleich freundlichen und eiskalten Gesichte, das selbst abschreckend streng wurde, wenn ich, fieberisch aufgeregt in ihrer Gegenwart, etwas wärmer und inniger mit ihr zu sprechen begann. Meine Wärme beleidigte sie. Ich erschien ihr als ein Mensch, der ins Haus kommt, um eine reiche Partie zu machen, nebenbei aber der Gouvernante den Hof macht. Ich ahnte so was und fürchtete, daß sie mich mit der von der Gräfin angekündigten Geradheit eines Tages derb zurückweisen werde; ich war voll Angst, während ich mit ihr sprach und zitterte vor einer Beschämung. Doch konnte ich von dem Spiel mit der Gefahr nicht ablassen, ebenso wie ich bald ihre Gesellschaft, ihren Anblick nicht entbehren konnte. Es war mir bald, als käme ich nur ihrethalben ins Haus — und manchmal hoffte ich auf jene Beschämung wie auf eine Rettung, denn, hätte sie mir gesagt, daß ich ein unwürdiges Spiel treibe, was hätte ich, um mich bei ihr zu entschuldigen, Anderes antworten können als: Ich liebe Sie, Agnes!? — Aber Agnes schwieg; sie beschämte mich nicht; sie sah mich manchmal selbst mit einem unendlich mitleidigen Blicke an, als ob sie den ganzen Jammer, der mich bei mir selbst herabsetzte, erkannt hätte. Es kam mir sogar vor, als wollte sie manchmal Anderes als Beschämendes zu mir sprechen, als wollte sie mich trösten und aufrichten, und in diesem Gefühle konnte ich nicht anders, als ihr klagen und die Gelegenheit vom Zaune brechen, um ihr zu sagen, daß es wenige glückliche Menschen gibt.

Man erzählt von einem Menschen, der durch Jahre ein merkwürdiges Doppelleben lebte. Die Tage verlebte er in Elend und Mangel, im Traume der Nacht aber lebte er als spanischer Grande, in einem herrlichen Schlosse in Valencia, ein Dasein voll Glück und Genüsse. Jede nächste Nacht brachte die Fortsetzung des Traumes der vorhergehenden Nacht, so daß der Träumer nicht mehr wußte, was Traum, was Wirklichkeit war, und am Ende den Traum für Wahrheit, die Wahrheit für Traum hielt. Ich führte ein ähnliches Doppelleben. Der Mensch, der des Morgens neben der Gouvernante durch den Garten ging, war mit seinem ganzen Wesen ein anderer, als der Mensch, der Nachmittags in Gesellschaft der Herrinnen des Hauses den Freuden nachjagte, und mehr und mehr sich in die Genüsse und Gewohnheiten des Reichthums hineinlebte. Manchmal verflossen diese beiden Menschen in Einen.

Die Baronin, immer kränklich, wurde unwohl und verbrachte ihre Nachmittage, auf einem Sopha liegend, unter der Veranda, wo sich nunmehr die Familie versammelte, um ihr Gesellschaft zu leisten. Sie wollte aber auch ihre Enkelinnen um sich haben, und so war auch Agnes immer anwesend. Eines Nachmittags kam man ans Erzählen von Erlebnissen, und die Gräfin forderte mich auf, meine Lebensgeschichte zu erzählen; Helene unterstützte diese Forderung mit einem bittenden Blicke, während sie absichtslos näher rückte und die Handarbeit ruhen ließ. Ich mußte lächeln, denn von meinem Leben war wenig zu erzählen, und in dieser Ueberzeugung begann ich auch auf nachlässige Weise mit einzelnen hingeworfenen Sätzen. Aber wie ich von der Einfachheit meiner Jugend, von unserer kleinen Wohnung, von den Sorgen und Mühen meiner Mutter sprach, überkam mich diesen Millionärinnen gegenüber plötzlich der Stolz des Armen, und wie ich an meine Mutter und die stille Jugend dachte, zugleich eine Wehmuth und Wärme der Erinnerung, daß ich mit Liebe auf das Einzelnste unseres armen Haushaltes einging. Meine Erzählung wurde zu einer Elegie über den früh

verstorbenen Vater, zu einer Hymne über die gute, sorgenvolle, nie ermüdende Mutter, und im Ganzen zu einer Idylle, die das Leben einer Wittwe und eines Waisenknaben schilderte. Ich malte mich mit meiner Mutter an dem armbesetzten Tische, dann des Abends mich, den Knaben, an meinen Büchern, und sie, mit dem Strickstrumpf in der Hand, vor derselben Talgkerze; dann wie sie mit mir lateinisch lernte, indem sie mich meine Lektionen überhörte. Dann unsere Trennung und unser jährliches Wiedersehen zu Weihnachten; mich als Studenten und Stundengeber in der Universitätsstadt, sie in ihrem Landstädtchen, sparend und arbeitend und immer von Ferien zu Ferien wartend, harrend, Glücksträume für den Sohn ausspinnend. Erzählend vergaß ich meine Zuhörer, und malte diese Bilder für mich selber aus, und ohne es zu wollen, schloß ich mit einem Ausruf über unser Glück.

Ich bemerkte, erst nachdem ich geendet, daß ich die aufmerksamsten Zuhörer hatte. Die Gräfin fand meine Schilderung reizend und meinte, ich solle das doch aufschreiben; Helene beneidete das Glück der Armen. Dann wurde man schweigsam. Der Himmel weiß, welche Reflexionen durch die verschiedenen Köpfe gingen. Die Kinder lehnten sich an meine Kniee und sahen mich groß an; sie wollten, daß ich noch etwas erzähle. Die Baronin drückte mir die Hand und zog mich ins Haus zurück; ihre Töchter begleiteten sie, und Helene grüßte mich besonders freundlich, als ob sie mir sagen wollte: „Ich bin überzeugt, daß du mich nicht meines Geldes wegen heirathen willst. Agnes blieb mit den Kindern, die nicht fort wollten, und da ich das Auge zu ihr erhob, begegnete ich einem Blicke, der mir wie ein Lichtstrahl ins Herz drang. Ich fühlte, daß sie sich mir nach meiner Apologie der Armuth näher fühlte, daß sie mir gut war. Ich streckte unversehens die Hand aus, wie um ein unverhofftes Glück zu erhaschen, und ich ergriff ihre Hand, die ich drückte und die ich so gerne geküßt hätte. Die kleine Gitta, ihre Schülerin, sah uns Beide erstaunt an und fragte dann plötzlich:

„Onkel Born, ist es wahr, daß du die Tante Helene heirathen wirst?"

Ich war starr und blickte das Kind blödsinnig an, ohne ein Wort erwidern oder die Hand zurückziehen zu können, was ich doch so gerne gethan hätte; aber Agnes zog die ihrige leise fort und ging mit den Kindern aus der Veranda.

Vernichtet sank ich auf meinen Stuhl zurück; das glückselige Gefühl war dahin; es hatte nicht eine Minute gedauert. Ich konnte aufstehen, ich konnte der kleinen Gitta nachlaufen und ihr sagen, daß es nicht wahr sei, daß ich Tante Helene nicht heirathen werde! Da war sie ja, die Gelegenheit, die ich manchmal und dunkel gewünscht hatte! Aber sollte ich mich so mit Einem Worte aus meiner geträumten Zukunft verbannen? — alle meine Pläne vernichten? Nein, ich konnte aus den Armidagärten, in denen ich lebte, nicht heraus und wieder zurück in das arme, unscheinbare Leben. O welch ein Lügner war ich, als ich vorhin das Glück der Armuth so schön schilderte, und welch ein Betrüger! Und doch ein schlechter, ein ungeschickter Betrüger, denn ich habe Agnes nicht betrogen. Ich schlich mich fort aus der Villa und machte einen Umweg, um nicht an eine Stelle zu kommen, wo ich vom Pavillon aus von Agnes gesehen werden konnte. Meinem gebeugten Nacken hätte sie die Last ansehen müssen, die ich mit mir forttrug; meine Stirne brannte von Schande.

Bald sollte ich Agnes noch öfter und ungestörter sehen. Die Baronin wurde ihres Unwohlseins wegen nach Marienlyst, jenseits Helsingör, geschickt, in jenes reizende Schlößchen, das jetzt in eine Art Kurplatz verwandelt ist, und hart am Ufer des Sundes der schwedischen Küste gegenüber liegt. Die Kranke sollte dort Seebäder nehmen und vor Allem der Ruhe pflegen. Sie fuhr mit der ganzen Familie auf dem eigenen Dampfschiffe des Barons, auf der Ophelia, dahin ab, während Wagen und Pferde den vier bis fünf Meilen langen Weg zu Lande zurücklegten. Nur die Gräfin mit ihren Kindern blieb zurück, da in

diesen Tagen einige Mitglieder der Familie Kirksteen nach Kopenhagen kommen sollten, die sie empfangen mußte, und mit denen mancherlei Familienangelegenheiten abzumachen waren. Ich mußte versprechen, demnächst nachzukommen, um die an sich reizenden und durch die Poesie Shakespeare's verklärten Gegenden und endlich deren wundervolle Architekturen, von meinen bisherigen Führerinnen geleitet, kennen zu lernen.

Die Anverwandten der Gräfin kamen bald nach der Abreise der Familie Friedensborg, und ich war mit Agnes und den Kindern Stunden und Tage lang allein, da mich die Gräfin gebeten hatte, nunmehr den Beschützer des Hauses zu machen. Es war jetzt stille in Haus, Garten und Park. Ich führte die Kinder auf die Spaziergänge, als wäre ich ihr Hofmeister; ich erzählte ihnen Märchen, als wäre ich ihr Onkel, und ich saß mit ihnen und Agnes um einen Tisch, als wären wir zusammen eine ganze Familie. Welche schönen und sonderbaren Gedanken kamen mir oft, wenn wir so da saßen. Ich sagte mir, daß dieser Garten nur ein kleines Gärtchen, und diese Villa nur ein kleines Dorf- oder Vorstadthäuschen zu sein brauchte, und daß Alles nicht um ein Jota weniger schön wäre. Aber ich verwies mir solche Gedanken als idealistische Träume, denen man nicht entgegenstreben dürfe. Agnes wurde von Tag zu Tage schöner, auch jünger, da sie den strengen Ernst gegen mich ablegte, aber trotzdem ehrwürdiger; es war mir, als beurtheile sie mich von der Höhe herab und als wäre sie meine Gouvernante mehr als die der Kinder, ohne daß mich das gedemüthigt hätte. Ach sie war immer so ruhevoll, und ich fragte mich, ob, wenn sie die zwanzig Millionen besäße, ich den Muth hätte, ihr zu sagen: „Agnes, ich liebe Sie!"

Nur einmal sah ich sie in glücklichster Aufregung.

Wir saßen nach dem Essen noch am Tische, als sie mich fragte: „Welches ist die schöne Erinnerung, die sich bei Ihnen mit meinem Namen Gillmer verbindet? Sie erinnern sich? Sie sagten mir das einmal."

„Ja,“ sagte ich, „eine liebliche Erinnerung, beinahe so lieblich, als die sein wird, wenn ich nach Jahren an diese Tage zurückdenken werde. Ich war noch Gymnasiast und mochte achtzehn Jahre zählen, als ich eine Ferienreise durch den Harz machte. An einem klaren Morgen kam ich durch ein Dorf und an einer Kirche vorbei, aus der eben die Schuljugend trat. An der Thüre stand der Pfarrer und blickte mit Liebe und Wohlwollen auf die kleinen Blondköpfe herab; manchem griff er in die Locken, um ihm etwas Freundliches zu sagen, manchen hielt er auf, um ihm eine sanfte Ermahnung zukommen zu lassen. Alle die Kinder, die er liebkoste, wie die er ermahnte, sahen mit einer unendlichen Liebe zu ihm hinauf. Er wollte eben in sein Pfarrhaus zurücktreten, als er mich erblickte und offenbar auf den ersten Blick meinen Stand erkannte. Er lächelte wie bei der Erinnerung an glückliche Jugendtage, da er so gewesen war wie ich, und wie gute Greise beim Anblicke frischer, in die Welt hinausstürmender Jugend zu blicken pflegen. Er grüßte mich lateinisch und ich antwortete. Dann streckte er mir die Hand entgegen und fragte mich in derselben Sprache nach Heimat und Reisezweck; dann lud er mich ein, bei ihm einzusprechen. Vor dem Hause war ein von wilden Reben bedeckter Gang, in welchem Tisch und Stühle standen, und wo der gute Pfarrer zu arbeiten pflegte, denn auf dem Tische und auf den Stühlen lagen Papiere und klassische Bücher. Er freute sich, wie ich in den Büchern herumstöberte und mich in Manchem bewandert zeigte. Ehe eine halbe Stunde unserer Bekanntschaft verlaufen war, lasen wir sophokleische Chöre mit einander. Wie herrlich las der Alte den Chor aus der Antigone: Vieles Gewaltige lebt! und wie verstand er jede Schönheit mit einem Worte zu charakterisiren! Neben dem wohlthuenden Eindruck, den mir das väterliche und weise Wesen dieses Mannes machte, erhob mich noch der Gedanke und erfüllte mich mit Stolz, daß solche Männer in Deutschland auf dem Dorfe zu finden sind. Auch sagte ich mir, so wäre mein Vater, wenn er noch lebte, und so sollten wir uns bestreben,

Alle zu sein; so ruhevoll in sich, so im kleinen Kreise große Pflichten erfüllend, und sich am Schönen nährend und ewige Jugend bewahrend. Es war eine jener Stunden, in denen ich die besten Vorsätze faßte; es war eines jener Beispiele, die am mächtigsten auf mich wirkten."

Ich schwieg, denn ich sagte mir, was Agnes denken müsse; daß das Beispiel nicht nachhaltig gewirkt, daß die Vorsätze längst verflogen sind. Wie durfte der Mann, der nach Millionen jagte, die holde Beschränkung jenes Dorfweisen rühmen?

„Fahren Sie fort," bat Agnes, indem sie die Worte mehr hauchte als sprach.

„Es ist nicht viel zu erzählen," sagte ich; „er ließ mir ein kleines Frühstück vorsetzen, und es war mir, als wäre ich bei irgend einer schönen Gestalt der Dichtung, bei einem Vikar of Wakefield zu Gaste. Dann zeigte er mir seine kleine Bibliothek und den Garten, den er selber pflegte. Gegen Mittag verließ ich ihn. Er drückte mir die Hand und sagte: Mein Sohn, vergiß nie, was du in der Jugend dachtest. Das Beste, das wir leisten können, ist die Erfüllung unserer jugendlichen Pläne."

Ich schwieg wieder, erdrückt von dem Gedanken, wie wenig ich diesem Rathe nachgekommen.

„Und dieser Mann hieß?" fragte Agnes mit zitternder Stimme.

„Pastor Gillmer!"

„Mein Vater," sagte Agnes glücklich lächelnd.

„Ihr Vater!" rief ich, „lebt er noch?"

„Er lebt, heiter und glücklich, wie immer; jung und liebend, wie immer."

„Könnte ich ihn wieder sehen," sagte ich gerührt; „sein Anblick würde mir recht wohl thun. Es ist sonderbar! In verschiedenen schwierigen Lagen meines Lebens mußte ich seiner gedenken, den ich kaum durch Stunden gekannt habe. Es war mir immer, als könnte ich bei ihm den besten Rath finden. Und jetzt ist mir auch so."

Es machte mir den Eindruck, als wollte sie die Rolle über-

nehmen, die ich ihrem Vater zudachte, und ihn bei mir ersetzen. Mehrere Male ließ sie sich an diesem und den folgenden Tagen die Worte wiederholen, die er beim Abschiede an mich gerichtet, und offenbar hatte sie die Absicht, mir sie so oft als möglich ins Gedächtniß zu rufen. Sie knüpfte allerlei Reflexionen daran, und einmal auch die Frage, wie es komme, daß ich, der ich mich des Stilllebens mit meiner Mutter und des idyllischen Lebens ihres Vaters mit solcher Liebe erinnere, offenbar darnach strebe, mich dieser Art des Daseins so sehr als möglich zu entfremden? Ich wich solchen Fragen mit allgemeinen Antworten aus. Eine gerade Antwort hätte ein Bruch mit meinen Plänen oder ein Riß durch die Verbindung mit Agnes werden können. Zu beiden fehlte mir die Kraft; der Umgang mit diesem anmuthsvollen Wesen war mir eine Nothwendigkeit geworden, wie der Besitz der Millionen. Aber diese ausweichenden und charakterlosen Antworten entfernten sie nicht mehr, stießen sie nicht mehr so ab, wie es früher oft ein Wort, ja meine bloße Erscheinung gethan hatte. Sie hatte Geduld mit mir, sie gab mich nicht auf, sie wollte mir offenbar beistehen; sie sagte sich, daß sie eine Pflicht an mir zu erfüllen hatte. Aber da kam ein Brief der Baronin, welche ihre Enkelinnen zu sich berief, nach denen sie Sehnsucht hatte. In diesem Briefe wurde ich wiederholt zu einem Besuche in Marienlyst eingeladen und zugleich gebeten, Fräulein Agnes mit den Kindern zu begleiten und ihren Beschützer zu machen, da die Gräfin noch nicht abkommen konnte. Die Dampfyacht des Barons, die Ophelia, sollte uns nach Helsingör bringen und dann dort bleiben, um Ausflüge zu erleichtern.

Die Ophelia erwartete uns nur einige hundert Schritte vom Hause. An einem herrlichen Augustmorgen gingen wir an Bord und dampften hinaus in den blauen, schimmernden Sund. Keine Wolke und kein Lüftchen regte sich, das Meer war durchsichtig wie die Atmosphäre, und der Blick konnte eben so ungehindert in die geheimnißvolle Tiefe dringen, wie in die Wälder Dänemarks und in die Buchten und Berge Schwedens. Vorbei ging's

an lieblichen Fischerdörfern und an reizenden Landhäusern, die alle von schattigen Buchenwäldern umsäumt sind. Wenige Küsten der Welt sind so schön wie diese; an wenigen Punkten der Erde vermählt sich die Ueppigkeit der Pflanzenwelt so wahr und innig mit der Größe und Anmuth des Meeres. Was Land und Meer des Schönen bieten können, vereinigt sich hier; Norden und Süden geben sich hier einen Kuß, jener durch die schattigen Buchen, dieser durch das sommerliche Meer vertreten, das so sehr dem Hellesponte gleicht. Schweden mit seinen in Duft getauchten Bergen liegt da wie ein Märchenland, das eben nicht schöner ist als die Wirklichkeit; Helsingborg, auf dem die Sonne liegt und das sich im Meere spiegelt, gleicht einer Fata Morgana. Die Insel Hveen, mit den Ruinen von Schloß und Sternwarte Tycho Brahes, wo er in den Sternen las und Weisheit und Thorheit trieb, Wahrheiten ergründete und phantastische Träume ausheckte, schwärmt auf den Wellen, wie die Insel eines Zauberers, eines Prosper, der da mit einer Miranda wohnt und von einem Ariel bedient wird. Wir gehen ein in die Traum- und Zaubersphäre; der Geist Shakespeares, der diese Gegenden verklärte, wie sie die Natur mit Schönheit ausstattete, fängt zu wirken an. Es war eine selige Fahrt! Die Kinder tummelten sich auf dem Verdecke umher und jauchzten auf, wenn unten ein Seestern am Schiffe vorüberflog; Agnes stand neben mir und blickte schweigend wie ich in die schöne Welt. Es war mir, als führe ich mit ihr dem Glücke entgegen. Wir waren allein; auf eigenem Schiffe. Da war kein Getümmel, kein Stoßen der Passagiere, kein Aus- und Einsteigen; Kapitän und Matrosen umgaben uns wie dienende Geister. Nichts störte in Traum und Genuß. So hätte ich mit Agnes hinaussteuern mögen ins unendliche Meer, in die unendliche Welt, um irgend an einer einsamen Küste zu landen. Scherzend sagte ich zum Kapitän: „Fahren Sie hinaus aus dem Sund und landen Sie uns an den azorischen Inseln!“ Und zu Agnes gewendet fuhr ich fort: „Die Inseln sind ein Rest der glückseligen Atlantis.“

Sie lächelte und sagte: „Die glückselige Atlantis ist überall; am Fuße des Weihnachtsbaumes bei Ihrer Mutter und im Garten meines Vaters, in seiner Laube, wo Sie den Sophokles mit ihm gelesen haben."

Ich bejahte es, aber ich dachte auch zugleich, daß der Dampfer, auf dem ich die glückselige Fahrt machte und auf dem ich in alle Welt steuern wollte, nicht mir gehörte, und daß es schön sei, einen solchen Dampfer zu besitzen. Ist es nicht ein Zaubermantel, wie sich ihn Faust wünschte?

Als das gethürmte Kronborg, das den Sund beherrscht, und gleich darauf Helsingör auftauchte, fing ich an, von schönen Lebensstunden Abschied zu nehmen. Wie romantisch und phantastisch auch das alte Schloß und die ältere Stadt Helsings, des alten Normannenrecken, grüßen und locken, mir war es, als zöge ich dorthin wieder platter Alltäglichkeit entgegen — und als wir in den kleinen Hafen einbogen, und uns vom Damme her die Taschentücher der Damen Friedensborg entgegen wehten, war es mir, als erwachte ich aus einem schönen Traume, um wieder die Arbeiten und Mühen des beschränkten Daseins zu übernehmen. Als ich Agnes an der Hand faßte, um ihr übers Brett auf das Land zu helfen, drückte ich sie, wie zum Abschied.

Sechstes Kapitel.

Man weiß es, daß die Hamlet-Sage ursprünglich in Jütland zu Hause ist, und eigentlich mit diesen Gegenden nichts zu thun hat; aber Shakespeare hat sie hierher verlegt; sein Trauerspiel spielt in Helsingör, und er war stärker als Sage und Geschichte. Wer glaubt nun nicht an Hamlets Grab, an Ophelia's Quelle und an die „Terrasse", auf der der Geist erschienen? In der Mitte dieser heiligen Stätte der Dichtung liegt das kleine Schlößchen Marienlyst, das wir bewohnten; die Terrasse erhebt sich unmittel-

bar hinter dem Hause, und von dieser Terrasse aus blickt man über den Sund nach Schweden hinüber; zu Füßen der Terrasse ziehen die Schiffe dahin. Alte Bäume, heimliche Gebüsche sausen und flüstern dem Schlosse in ihrem Schooße Geheimnisse zu; gewundene Pfade verlieren sich in versteckten Lauben und Winkeln; die vor dem Hause auf der Wiese und in den Arkaden wandeln, sehen aus wie Glückliche. Die Natur, die Kunst und die Erinnerung an einen großen Genius, der diesen Boden zu geweihtem Boden machte, vereinigen sich hier, um Herz und Kopf mit einem heiligen Rausche zu erfüllen.

Spät am Abend saßen wir auf der Terrasse, und ich las den Damen Hamlet vor. Die Lampe hatte ich ausgelöscht und las beim hellen Zwielicht der nordischen Sommernacht. Ich las mit Andacht und man hörte mir mit Schauer zu. Der Hain unter uns — der Mond über der See, deren stilles Seufzen zu uns herüberdrang — die einzelnen Lichter aus den Häusern Helsingborgs, da drüben in Schweden, die auf dem Sunde zu schimmern schienen — die schwedischen Berge, deren Fuß in Nebel, deren Haupt in Mondlicht getaucht war — manchmal ein Ruf der Wache auf den Mauern von Kronborg, oder ein Gesangsbruchstück, das von einem vorbeisegelnden Schiffe kam — Alles das bildete eine vervollständigende Beigabe und Scenerie unserer Vorlesung. Aber mein Auge und mein Wort wandte sich vorzugsweise einem kleinen Lichte zu, das aus einem Hinterstübchen von Marienlyst kam. Dort wohnte Agnes, und sie las, wie man am Schatten erkennen konnte, in einem Buche. Sie war allein; wieder ausgeschlossen von unserer Gesellschaft. Und während ich da draußen deklamirte und manchmal die Stimme erhob in der Hoffnung, von ihr gehört zu werden, kam ich mir selbst wie ein kleiner, parodirter Hamlet vor, der zu keinem Entschlusse kommen kann.

Die Damen gingen, tief erschüttert von der Vorlesung, ins Haus zurück; ich irrte noch lange in den Gebüschen umher und hielt endlich auf der Anhöhe, auf welcher die Fernröhren aufgestellt sind, vermittelst welcher man von hier aus die Schiffe in

die weite See verfolgt und in die Thäler Schwedens blickt. Ich richtete eines nach dem Fenster Agnesens — ich sah nur ihren Schatten auf den weißen Vorhängen, und auch dieser verschwand plötzlich, da das Licht erlosch. Es war mir das wie eine andeutende symbolische Handlung, daß sie mir wieder entrückt sei; und sie war es auch. Seit unserer Ankunft wandelte sie wieder allein mit den Kindern umher, oder saß sie auf ihrer Stube. Schon am ersten Abend wurden Pläne zu Ausflügen entworfen, an denen sie natürlich nicht Theil nehmen sollte, da sie mit den Kindern bei der Baronin bleiben mußte. Ich werde sie nicht eine Viertelstunde so wiedersehen, wie ich sie in den letzten Tagen gesehen hatte — und doch glaubte ich, ohne sie nicht leben zu können.

Unwillkürlich trug mich mein Schritt am Morgen nach der Vorlesung auf die Höhe zurück, wo ich in ihr Fenster sehen konnte. Aber ich sah sie kaum; die Entfernung war zu groß — ich sah nur wie einen Schatten. Da fiel mein Blick wieder auf das Fernrohr, das noch ihren Fenstern entgegengerichtet war; ich löste es vom Gestelle los, versteckte mich in das Gebüsch und legte es zwischen zwei Zweige. Ich suchte nur einen Augenblick lang die Richtung und sie saß so nahe bei mir, daß ich sie glaubte athmen zu hören; ich sah die feinen, blauen Aederchen auf ihrer Schläfe, die langen Wimpern, das seidene Haar. — „Agnes, ich liebe dich!" flüsterte ich vor mich hin, als ob ich es ihr ins Ohr flüsterte. Es schien mir, als ob sie darauf tief aufseufzte, als ob sie in großer Aufregung wäre. Jetzt erst bemerkte ich, daß sie da saß und schrieb; die Buchstaben lagen groß vor mir — das erste Wort, das ich las, war mein Name. Ich konnte nicht weiter lesen, es flimmerte mir vor den Augen und ich erhob den Kopf. Da war ich wieder so fern von ihr. Soll ich lesen, was sie schreibt? Ist es nicht eine Heiligthumsentweihung, wenn ich einen Blick in das unbewachte, jungfräuliche Gemüth werfe? Vielleicht schreibt sie ihr Tagebuch? Vielleicht schreibt sie, daß sie mich liebt? Die Versuchung war ungeheuer, ich erlag. Das Fern-

rohr war nicht mehr auf das holde Gesicht, es war auf das Blatt gerichtet und ich las:

„— mit welcher Liebe er deiner gedenkt! Ein Herz, das dich, mein theurer Vater, so zu würdigen versteht, muß trotz Allem ein edles Herz sein. O wärest du da, um ihn an sich selbst zu erinnern, um ihm in seinem Ringen beizustehen und ihn zu retten, denn er wird elend, unglücklich sein sein Lebenlang, wenn er sich verleugnet und diesen Verrath an sich selbst begeht. — Könntest du nicht kommen? Ist eine solche Rettung nicht der Reise werth? Ich weiß es, mein guter Papa, du hast nichts und die Reise würde die Hälfte deiner Einkünfte verschlingen; aber ich habe etwas erspart. Sieh, mein guter Papa, ein Flecken auf dieser Seele würde mir einen ewigen Kummer bereiten, eine Enttäuschung, die ich nie verschmerzen würde, denn — dir sage ich ja Alles — ich liebe ihn! und mit welchen Schmerzen!"

Das Rohr entfiel meiner Hand ins Gras, und ich stürzte aus dem Gebüsche. Vielleicht wäre ich ins Haus geeilt und hinauf in Agnesens Stube; aber ich hörte plötzlich überall meinen Namen rufen, und nicht wissend, ob es Täuschung, ob Wirklichkeit war, folgte ich betäubt dem Rufe und saß, ehe ich zur Besinnung kam, im Wagen, um, wie es verabredet war, nach Friedrichsborg zu fahren. Ich war betäubt, ich ließ mich hinfahren, ich glaubte, ich werde entführt. Der Weg geht fortwährend durch Buchenwälder, ohne daß man darum den Anblick des Meeres nur durch Minuten verlöre; bald blickt es durch Hellen und Halden, bald, wenn man nur über kleine Hügel fährt, breitet es sich in seiner ganzen Größe aus; wie oft glaubt man, durch die enge Nachbarschaft von Wald und See getäuscht, daß ein Segel mitten durch die Buchensäulengänge dahingleite. Es ist wie ein Zauber, ein Traum, ein Märchen; die elfenhafte Phantasie kann nichts Schöneres ersinnen. Und doch erwartet den Wanderer am Ende dieses Weges noch etwas Schöneres, oder vielmehr es erwartete ihn einst, denn jetzt ist es dahin, das Wunder Dänemarks, des ganzen Nordens, die Schöpfung Christians IV., das herrliche

Schloß Friedrichsborg. Da stand es plötzlich, aus einem See mitten im Walde hervorragend, mit Zinnen, Thürmen und Zinken, mit Bildern und Säulen, in allen Farben glänzend, als ob ein Wassernix seine Residenz für einige Zeit aus der krystallenen Tiefe ans Licht der Sonne emporgehoben hätte, um während der lieblichen Sommerzeit hier Hof zu halten, wie vom Elfenkönig O'Donoghue in Irland erzählt wird. Inmitten all dieser Schönheit hatte ich Entschuldigung genug für meine Schweigsamkeit; schwiegen doch auch die Anderen, die nicht heute, so wie ich, durch ein Wunder erfuhren, daß sie vom schönsten Herzen geliebt werden. Wer hat den Muth des Wortes in Gegenwart unendlicher Schönheit? Nur der sie nicht fühlt. Es war einmal ein Knabe im Morgenlande, der sollte zum Hüter der Schätze des Sultans und darum stumm gemacht werden. „O," sprach er, „Sultan, mache mich anstatt zum Hüter deiner Schätze, zum Hüter deiner schönen Tochter, der schönsten aller Prinzessinnen, und ich werde sie ansehen und von selbst verstummen, ohne daß mir die Zunge herausgeschnitten zu werden braucht."

An den folgenden Tagen ging es zu den Hünengräbern, über den Fjord nach Röskilde zu den Königsgrüften, dann in die Wälder von Jägers-Prijs,, dann nach der Insel Hveen, dann nach Schweden: überall hin, wo Schönes war, wo Rausch und Genuß war, und überall war Agnes nicht mit, wohl aber der Dämon, der mir immer wieder ins Ohr flüsterte: „Nur so zu leben ist des Lebens werth! Und du kannst nicht mehr anders leben!"

Agnes war schon seit zwei Tagen abwesend und mit den Kindern nach Kopenhagen zurückgekehrt — und ich hatte es nicht gemerkt — und als ich mit der ganzen Familie auf der Ophelia selbst dahin zurückkehrte, dachte ich an die einsame und stille Fahrt und an die Träume, die mit uns an Bord waren, wie an einen längstvergangenen Traum, dessen Bestimmung es war, beim Erwachen zu verschwinden und sich in Nichts zu verflüchtigen.

Graf Tannen erwartete uns am Landungsplatze. Als er

Helene an meinem Arme sah, lächelte er ganz eigenthümlich bitter, und es kam mir zum ersten Male der Gedanke, daß er sie möglicherweise liebe. Sein Benehmen gegen mich erschien mir nun in anderem Lichte; es war Eifersucht, es war nicht Mißachtung; er wollte jene nur verbergen, indem er diese errathen ließ — und ich sah ihn kühner und herausfordernder an als vorher. Er schüttelte den Kopf, als ob ihn mein Auftreten in irgend einem Gedanken, irgend einer Vermuthung bestärke. Ich war unangenehm überrascht, als er sich Abends, da ich die Villa verließ, an mich anschloß, um mich in die Stadt zurück zu begleiten, und etwas betroffen, als er mich, in der Stadt angekommen, dringend einlud, ihm in seine Wohnung zu folgen.

Als der Diener die Lampe brachte, bat mich Graf Tannen um die Erlaubniß, sie zurückschicken zu dürfen; es plaudere sich besser in dieser lichten Dämmerung. Ich willigte gerne ein; trotzdem rief er bald darauf dem Diener zu, die Lampe herein zu bringen. Er war aufgeregt, ging mit großen Schritten in der Stube auf und ab und bereitete sich offenbar zu einem Gespräche vor, über dessen Inhalt und Zweck er mit sich noch nicht einig war. Er gestand mir das auch offen, und bat mich zu wiederholten Malen um Entschuldigung. Dann rief er wieder dem Diener und bestellte zwei Rheinweinflaschen. „Zwei Deutsche," sagte er mit erzwungenem Scherze, „können sich seit Tacitus' Zeiten nur beim Trunke recht aussprechen, besonders wenn es sich um Wichtiges handelt."

Er schenkte ein und wir saßen da und tranken köstlichen Johannisberger und plauderten, aber das Wichtige, das er mir angekündigt, kam nicht zum Vorschein; er suchte im Gegentheil die unwichtigsten und gleichgültigsten Gegenstände aufs Tapet zu bringen, und erzählte mir unter Anderem, daß der Wein, den wir da tranken, ein Geschenk des Fürsten Metternich an seinen Vater sei. Er kam mir sonderbar vor, dieser so ernsthafte, junge Mann, der sonst nur Gespräche über bedeutendere Fragen liebte. Er trank mehrere Gläser und schien sich im Weine und mit vielen

Worten den Rausch beschleunigen zu wollen. Endlich hatte er Muth und zugleich Kaltblütigkeit genug, um gleichgültig hinzuwerfen, was ihm gerade das angekündigte Wichtige war.

„Nun," fragte er lächelnd, „kommen Sie als glücklicher Verlobter zurück?"

„Verlobter?" rief ich achselzuckend, eben so gezwungen, wie er auf seinen scherzhaften Ton eingehend.

„Nicht?" fragte er etwas erstaunt, doch offenbar erfreut, „es wäre doch Zeit, endlich Ernst zu machen; schon spricht man in der Stadt davon, wie von einer ausgemachten Sache."

„Wovon spricht man nicht? Fräulein Helene kann es ertragen; sie ist nicht zu kompromittiren."

„Allerdings," lachte Tannen, „mit zwanzig Millionen ist man unkompromittirbar."

„Und mit Helenens und der Familie Charakter," fügte ich ernster hinzu.

„Sie haben Recht," sagte Tannen plötzlich in einem anderen Tone. „Also Sie haben nicht um sie angehalten? Ich war überzeugt, daß der Aufenthalt in Marienlyst Alles zum Abschlusse bringen müsse. Oder fehlt es Ihnen an Muth? So will ich Ihnen sagen, daß Sie dem Alten sehr wohl gefallen; er hat, wie er sich ausdrückt, an Ihnen „herumgeförschelt" und Sie gut befunden; die Baronin wünscht sich keinen liebenswürdigeren Schwiegersohn, die Gräfin keinen lebhafteren Gesellschafter."

„Und die Hauptperson? von der schweigen Sie?"

„Die Hauptperson ist Ihnen geneigt, und Sie brauchen sich nur durch wenige Tage anzustrengen — ich setze voraus, daß Sie das in Marienlyst gethan haben, um ihr ganzes Herz zu gewinnen. Die gute, bescheidene Helene ist so dankbar."

„Aber, lieber Graf, sagte ich etwas stutzig, ja gereizt, „wie kommen Sie dazu, von Anstrengung zu sprechen?"

„Es bedarf also der Anstrengung nicht? Desto besser!"

„Ich verstehe Sie nicht!"

„Sie lieben also Helene? fragte der Graf, indem er die

Lampe etwas zur Seite stellte, um mir besser ins Auge sehen zu können.

Ich erhob mich, und indem ich die eine Hand nach dem Hute ausstreckte, sagte ich, „Herr Graf, ich habe nicht die Ehre, Sie lange genug zu kennen, um Sie zu meinem Vertrauten zu machen.“

Der junge Mann strich sich mit der Hand über die Stirne, auf der einige Schweißtropfen erschienen, seufzte tief auf und sagte:

„Ich gebe Ihnen gern zu, Herr Born, daß ich zudringlich bin, daß ich kein Recht auf Ihr Vertrauen habe, und daß ich Ihnen Ursache gebe, mich gehörig zurückzuweisen. Aber hören Sie mich — ich bitte Sie.“

Er setzte sich wieder auf denselben Platz, von dem er bei meinen Worten aufgestanden war, beugte sich vor über den schmalen Tisch und sagte langsam und eindringlich: „Ich liebe die Familie Friedensborg; sie besteht aus lauter vortrefflichen Herzen, und ich habe ein gewisses Mitleid mit ihr, da ich sie meist von Menschen umgeben sehe, die etwas von ihr wollen, die sie ausbeuten, die durch sie emporzukommen wünschen. In ihrem Tumulte leben die Friedensborg in der größten Einsamkeit, bei dem innigsten Wunsche, wahre Freunde zu haben. O die Schatten des Reichthums sind eben so kühl, als sie dunkel sind. Vor Allem aber liebe ich Helene!“

Der Graf schwieg wieder einen Augenblick, dann fuhr er leise lächelnd fort: „Sie sehen, daß ich ein gewisses Recht habe, mich in Ihr Vertrauen zu drängen, da ich Sie zudringlicherweise zu meinem Vertrauten mache. Ich habe Ihnen hier ein Wort ausgesprochen, das noch niemals über meine Lippen kam, ausgenommen meinem Vater gegenüber. Ja, ich liebe Helene, das beste unter diesen guten Herzen. Aber glauben Sie nicht, daß ich Sie alle diese letzten Wochen aus Eifersucht gerne von ihr entfernt hätte, oder daß es Eifersucht ist, die mich jetzt mit Aufregung, die ich nicht verbergen kann, von ihr und von Ihrer

möglichen Verlobung mit Helenen sprechen läßt. Sie wird jedenfalls jemand Andern heirathen, nicht mich. Ich denke nicht daran, jemals um ihre Hand anzuhalten. Mein Vater ist ein Legitimist aus der alten Schule; die Heirath seines Sohnes mit einer Tochter der roture würde ihm den empfindlichsten und wahrhaftigsten Kummer verursachen, noch mehr der Gedanke, daß man mich für einen jener Adeligen halten könnte, die nach bürgerlichem Parvenugeld jagen. Ich will meinem Vater diesen Kummer um so lieber ersparen, als ich überhaupt nicht zu heirathen gedenke, und als es Helenen während der langen Zeit unseres Umganges nie eingefallen ist, daß sie mich heirathen könnte. Freilich habe ich mich ihr niemals hofmachend genähert; aber bei meinen Grundsätzen und Ansichten von der Liebe soll diese ohne Hofmacherei kommen. Außerdem halte ich mich für krank. Vielleicht täusche ich mich, aber bei mir ist es ausgemacht, daß ich endlich nach Madeira oder Egypten werde gehen müssen, um ein schwächliches Dasein zu fristen. Wäre Helene nicht in Kopenhagen, ich wäre vielleicht schon in Kairo. Ich will das junge Leben eines lieben Geschöpfes nicht an eine zweifelhafte Existenz knüpfen. Sie sehen, es ist nicht Eifersucht, nicht Selbstsucht —"

Er unterbrach, stand auf und ging einige Male im Zimmer auf und ab — dann fuhr er mit zitternder Stimme fort: „Ich möchte Helene nur an einen Mann verheirathet sehen, der sie liebt. Sie braucht das, sie kann anders nicht glücklich sein. Aber ich bin um ihr Glück besorgt, denn sie hat eine Seele voll Vertrauen und wird Dem glauben, der ihr sagt: „Ich liebe dich!"

Er setzte seinen Spaziergang durch die Stube fort, aber langsamen, bekümmerten Schrittes. „Wenn ich wüßte, daß Sie Helenen lieben, Herr Born, ich wäre glücklich, sie an Ihrer Seite zu sehen."

Ich schwieg. Ich war keines Wortes fähig. Ich saß da wie der Verbrecher vor seinem Richter sitzt und nachdenkt, ob er bekennen soll oder nicht? Aber ich sagte mir, daß, wenn der junge Mann noch länger so fortfahre, ich wohl bekennen werde, und

ich suchte nach Mitteln, das Gespräch abzubrechen, um einem äußersten und entscheidenden Entschluß zu entgehen. Ich hätte ihn wohl mit seinem Vertrauen eben so zurückweisen können, wie ich zu Anfang gethan hatte; er war weder Vater noch Bruder Helenens, noch trat er als Bevollmächtigter der Familie auf; aber in der Wahrheit seines Gefühles, mit dem Ausdruck tiefsten Kummers auf dem Gesicht schien er mir zu Allem berechtigt. Auch sagte er mir, daß das Entscheidende, was er mir mitzutheilen habe, noch kommen müsse; es machte mir den Eindruck, als ob alles Bisherige nur Vorbereitung gewesen.

„O wüßte ich, ob Sie Helene lieben oder nicht!" rief der Graf plötzlich, indem er mitten in der Stube stehen blieb.

Ich erhob mich, um zu antworten, er aber fiel mir rasch ins Wort: „Entschuldigen Sie, es war ein Monolog; ich habe unwillkürlich meine Gedanken ausgesprochen; Sie sollen mir darauf nicht antworten."

Dann stellte er sich wieder vor mich hin, und beide Hände auf den Tisch stützend, sagte er: „Ich muß Ihnen noch Manches anvertrauen. Bitte, hören Sie mich. Ich bin reich, sehr reich. Meine Mutter hinterließ mir Güter im Werthe von zwei bis drei Millionen, deren unbeschränkter Herr ich bin — von einer uralten Tante erbe ich einst, vielleicht bald, ein ungeheures Vermögen. Mein Vater ist auch reich —"

„Aber, Herr Graf, wozu diese Auseinandersetzung — ich fange an, Sie nicht zu verstehen," rief ich etwas ungeduldig.

Anstatt aller Antwort ging der Graf an einen andern Tisch, ergriff eine Feder und schrieb rasch einige Zeilen auf ein Papier, darauf er dann ein Siegel drückte. Dann nahm er das beschriebene Papier und schwenkte es stehend in der Luft, wie um die frische Schrift trocknen zu lassen. So blieb er selbstvergessen stehen, regungslos; nur manchmal bewegte sich der Arm und das Papier. Ohne diese kleine Bewegung hätte er wie eine Statue oder wie ein Kataleptischer ausgesehen. Seine Augen starrten glanzlos vor sich hin. Ich fragte mich, ob er unwohl sei,

besinnungslos oder verrückt. Ich bewegte mich, um ihm entgegen zu gehen, aber diese Bewegung weckte ihn; er seufzte tief auf und ging wieder auf den Tisch los. Sein Gesicht war blaß, wie das Gesicht eines Todten, als er sich wieder zu mir herüberneigte. Er wollte sprechen, unterbrach sich aber, und indem er that, als ob er das Licht der Lampe regeln wollte, drehte er daran und verkleinerte die Flamme, daß es im Zimmer beinahe ganz dunkel wurde. Dann stieß er rasch folgende Worte hervor: „Sie lieben Helene nicht! Sie wollen reich werden! Lassen Sie von ihr, reisen Sie ab; hier ist die Verschreibung meines ganzen Vermögens.“

So sprechend warf er das Papier vor mich hin.

Ich sprang auf, und in meinem Eifer, an ihn zu gelangen, vergaß ich, daß der Tisch zwischen uns war. Ich stürzte ihn um, und mit ihm die Lampe. Wir waren im Dunkeln. Unfähig, ein Wort hervorzubringen, tappte ich, unartikulirte Laute ausstoßend, nach ihm, um ihn für seine furchtbare Beleidigung zu züchtigen. Da stieß ich mit beiden Füßen an ihn. Er lag auf dem Boden und über ihm der Tisch. Er war ohnmächtig. Ich stürzte hinaus und schickte ihm seine Bedienten.

Wie ich auf meinem Zimmer im Gasthof angekommen bin? — ich könnte es nicht sagen. Ich weiß nur, daß ich die halbe Nacht bald wüthend wie ein Tiger im Käfig umher gerannt, bald vernichtet und beschämt mich aufs Sopha warf und das Gesicht mit den Händen bedeckte, um gleich wieder aufzuspringen und den wüthenden Rundgang aufs Neue zu beginnen. Meine Zimmernachbarn wurden ungeduldig, klopften da an die Wand, dort an die Thüre; aber es gelang ihnen nur, mich auf Momente zur Ruhe zu bringen. Geschimpf und Gefluche, das ich endlich zu hören bekam, berührte mich eben so wenig, als vorher die leisen Mahnungen. Es wäre mir ganz recht gewesen, wenn sie über mich hereingestürzt und es zu einem Handgemenge gekommen wäre. Also so tief war ich gefallen, so weit war es mit mir gekommen, daß man es wagte, mir Geld anzubieten, um mir eine Braut abzukaufen? Ein ehrenhafter Mann glaubte mit mir einen

solchen Handel machen zu können? O wie elend, wie tief gedemüthigt fühlte ich mich; wie sehr sehnte ich mich nach der Zeit zurück, da ich eine solche Beleidigung, eine solche Zumuthung für unmöglich hielt. Es war die goldene Zeit meines Lebens. Aber Tannen hatte sich durch eine Ohnmacht meiner Züchtigung entzogen; hätte ich ihn ohrfeigen, hätte ich ihn erdrosseln können, ich wäre jetzt ruhiger. Was blieb mir zu thun übrig? Philosophisch hatte ich das Duell zu allen Zeiten als höchst barbarisch und unvernünftig verachtet, jetzt schwebte mir nichts vor als der Gedanke, wie ich dem Manne, der mir solches bieten konnte, gegenüberstehe und ihm eine Kugel direkt ins Herz schieße, oder ruhig selbst die Kugel erwarte. Ich wollte unbarmherzig sein, ich wollte ihn auf dem Platze tödten; er durfte nicht leben. Ich setzte mich hin und schrieb eine Herausforderung, die ihm Dr. Bille mit erstem Morgengrauen bringen sollte. Mit dieser Herausforderung in der Tasche verließ ich das Hotel und streifte um das Haus meines künftigen Sekundanten umher.

Die Morgenluft kühlte ein wenig meine fieberische Stirne. „Wie recht hat der Mann," dachte ich, „den ich erschießen will; er gibt sein Vermögen her, um das Glück eines jungen Mädchens zu retten; ich will ein Vermögen erwerben auf Kosten dieses selben Glückes." Und ein anderer Gedanke fuhr mir durch den Kopf und erfüllte mich mit Entsetzen: Muß nicht Agnes eben so von mir denken, wie Tannen? Wie ein Verrückter lief ich der Villa zu, mit dem festen Vorsatz, sie zu wecken und zu fragen, ob sie mich in der That für so jämmerlich halte, daß ich mir eine Braut abkaufen ließe. Das Gitter vor der Villa war glücklicherweise geschlossen; ich hing daran und — ich weiß nicht, wie es kam — ich weinte. Es war mir, als trennte mich dieses Gitter für ewig von Agnes. Die Villa, der Garten, all' die Pracht, die mich so mächtig angezogen hatten, erschienen mir jetzt in gespenstigem Lichte; ich hätte nur noch hineindringen mögen, um Agnes daraus zu entführen, und mit ihr in die stille Stube meiner Mutter oder in das grüne Pfarrhaus ihres Vaters zu

flüchten. Ich wollte nichts mehr als ihre Liebe und wieder ein wenig Achtung der Menschen. Agnes war, wie immer, wieder die erste im Garten. Als sie mich erblickte, stürzte sie mir erschrocken entgegen und rief: „Um Gotteswillen, was ist Ihnen? Sie sehen fürchterlich zerstört aus.“

Ich ergriff aber beide Hände, die sie mir entgegenstreckte, und zog sie in die Laube, in der ich sie zum ersten Male gesehen, und indem ich diese Hände mit Küssen bedeckte, bat ich: „Agnes, verlassen Sie mich nicht; helfen Sie mir mich wieder aufrichten; ich liebe ja nur Sie!“

Im Gefühl meiner Sündhaftigkeit sank ich ihr zu Füßen und drückte mein Gesicht in die Falten ihres Kleides. Sie verstand schnell, was in mir vorging, und lächelte auf mich herab, wie Engel auf reuige Sünder herabblicken sollen. Dennoch zauderte sie noch mit einem tröstlichen Worte.

„Keine Buße, Agnes,“ flehte ich, „keine Verzögerung meines Glückes! Ich weiß es, du liebst mich!“

Sie beugte sich zu mir herab, und alle Millionen der Erde wiegen das Glück nicht auf, das mit dem läuternden Kuß, den sie mir auf die Stirn drückte, mein ganzes Wesen durchdrang.

Ich dachte nicht mehr an Tannen und Genugthuung. Als er gegen Mittag in die Villa kam, trat ich ihm mit Agnes an der Hand entgegen und sagte: „Herr Graf, Sie haben mich gestern nach einer Verlobung gefragt; nunmehr hat eine stattgefunden, und hier stelle ich Ihnen die Braut vor.“

Tannen fuhr erschrocken zurück. „Um Gott,“ rief er blaß und zitternd, „vergeben Sie mir! Ich habe an Ihnen ein schändliches Verbrechen begangen.“

„Ich habe Ihnen nichts zu vergeben,“ sagte ich, „ich habe Ihnen nur zu danken.“

* *
*

Pfarrer Gillmer traute uns; meine Mutter tröstet sich beim Anblick ihrer Schwiegertochter über den Verlust der Millionen.

Tannen verschaffte mir durch eine Empfehlung an seinen Vater die Stelle eines Kustoden an einem numismatischen Kabinet, die mir achthundert Thaler einbringt; Agnes hatte sich als Gouvernante etwas erspart und meine Mutter verzehrt ihren Wittwengehalt mit uns. Meine Bücher bringen auch etwas ein, und so geht es, trotzdem die Erziehung meiner Kleinen ein Erkleckliches kostet, ganz gut von Statten; so gut, daß ich die zwanzig Millionen nie bedauert habe, und daß ich ein Zwanzigmillionstel meines Glückes um diese Summe nicht verkaufen würde.

Verrechnet.

Erstes Kapitel.

An einem ziemlich kühlen April-Nachmittage fuhr ein elegantes, von zwei schönen englischen Pferden gezogenes, offenes Kabriolet, von den Eaux-vives kommend, über den großen Quai von Genf. Die Pferde trabten langsam dahin; denn die beiden in dem Kabriolet sitzenden Personen erfreuten sich an der schönen Aussicht, die dieser Punkt über den See und bis an den Jura gewährt. Es waren zwei den Genfern bekannte Persönlichkeiten; aber selbst wenn sie das nicht gewesen wären, man hätte doch auf den ersten Blick ihre Abstammung und ihr gegenseitiges Verhältniß zu einander kennen müssen. Sie waren Engländer, und Vater und Tochter. Den Genfern waren sie bekannter, als es sonst an diesen Ufern verweilende Fremde zu sein pflegen, und dieses Bekanntsein verdankten sie ihrem Reichthum, für den die Eingebornen dieser Stadt immer ein aufmerksames Auge haben, ihrem längeren, schon Jahre dauernden Aufenthalt in einer am See gelegenen Villa und endlich ihrer auffallenden Schönheit. Der Vater war einer jener schönen Greise, wie man sie im Norden nur in England findet und die Tochter, sein Ebenbild, eine jener merkwürdigen Blondinen mit griechischem Profil und blauen Augen, wie sie ebenfalls nur in England anzutreffen sind. Als sie am Café du Nord vorbeitrabten, liefen

die Gäste ans Fenster, um „Sir William Spencer und Miß Lucy“ zu sehen; dasselbe geschah im zweiten und dritten Kaffeehause des Quais. Solche Aufmerksamkeit erregten die Zwei schon seit Jahren, schon seit Sir William mit seiner damals vierzehnjährigen Tochter zum ersten Male in Genf erschien und das war nur natürlich. Denn der Anblick dieser schönen Jugend und dieses beinahe eben so schönen Greisenthums war ein in der That höchst erquicklicher und er wurde immer bedeutender und anziehender, je mehr Lucy sich zu einem vollendeten Weibe entwickelte. Sie war jetzt an zwanzig Jahre alt und stand in ihrer schönsten Blüthe.

Sie hielt, wie immer, auch heute die Zügel. An der Bergues-Brücke angekommen, lenkte sie plötzlich nach links und der Rhonestraße entgegen.

„Wollten wir nicht nach Hause und zu Tische?“ fragte der Vater.

„Wir haben noch Zeit,“ antwortete die Tochter — „noch Zeit genug, um über die Corraterie zu traben.“

„Du bist nicht aufrichtig, Lucy!“ sagte der Vater mit vorwurfsvollem Lächeln.

„Nein,“ sagte Lucy, ebenfalls lächelnd, „ich bin es nicht.“

„Also habe ich errathen“ — fuhr der Vater fort — „du lenktest hier ein, weil du auf der Brücke Mr. Starling kommen siehst.“

„Ganz richtig!“ lächelte Lucy.

„Siehst du, Lucy, es ist dir doch, als hättest du ihm Unrecht gethan, sonst würdest du seinem Gruße nicht ausweichen.“

„Nicht so, Papa, von Unrecht ist keine Rede. Thut man allen Denen Unrecht, die man nicht heirathen will? Ich bin mir dessen bewußt, daß ich alle die guten Eigenschaften Starlings anerkenne — aber man begegnet einem Manne nicht gerne, von dem man weiß, daß man ihm nächstens einen Korb wird geben müssen. Ich bin ihm gut, er ist ein vortrefflicher Mensch, und ich behandle ihn darnach; aber das täuscht ihn, darauf baut er

Hoffnungen, und trotz aller Winke, die ich ihm gebe, fährt er fort, mir den Hof zu machen und demnächst wird er bei mir mit einem Antrage herausrücken, wie er es schon bei dir gethan hat. Er weiß, daß ich ihn nicht liebe, aber er ist überzeugt, daß ich ihn lieben werde; das ist bei ihm zur fixen Idee geworden."

„Aber warum sollst du ihn nicht lieben können?" fragte Sir William.

Lucy peitschte ungeduldig die Pferde, daß sie ausgriffen und in raschestem Trabe die Corraterie hinaufssprengten.

„Peitsche mir den guten Hektor nicht so unbarmherzig," lächelte der Vater.

„Das ist deine Schuld, Papa. Wie kannst du nur solche Fragen stellen? Bist du schon so alt, um solcher Fragen fähig zu sein? Du sagst immer, daß du mit mir wieder jung geworden bist — ich glaube es manchmal, aber solche Fragen machen mich wieder irre."

„Wohl! Du hast Recht!" sagte der Vater begütigend, — „aber selbst für unbestimmte Gefühle sucht man wenigstens nach allgemeinen Ursachen; man will sich doch Rechenschaft geben — und du besonders, du liebst es sonst, dir deine Gefühle und Empfindungen klar zu machen. Ich bin überzeugt, du kannst mir auch hier, wenn du willst, wenigstens einen allgemeinen Grund deines Widerstrebens gegen diese Heirath angeben."

Lucy schwieg eine Zeit lang, dann fragte sie: „Nicht wahr, Papa, auf dem Namen deines Onkels, des alten Lord Macdouald, ruht ein gewisser Schandfleck?"

„Ja! Leider!" seufzte Sir William. — „Leider hat er ein Leben, das ein ruhmvolles hätte sein können, durch eine gemeine Geldspekulation befleckt. Leider hat er seine hohe Stellung benutzen wollen, um sich schnell zu bereichern. Ohne diese Schwäche würde unsere Familie einen Mann aufzählen, der sich neben Nelson stellen könnte. Aber wie kommst du jetzt auf Lord Macdouald?"

„So!" antwortete Lucy, „ich wollte dir sagen, daß ich ganz

wohl einen Lord Macdonald mit seinem Schandfleck heirathen könnte, weil er trotz Allem ein Mann ist, weil er etwas gethan hat, weil er mit einer kleinen elenden Brigg große feindliche Schiffe genommen, weil er Europa und Amerika mit seinen kühnen Thaten in Erstaunen gesetzt hat."

„Du liebst die Soldaten, wie alle Mädchen," sagte Sir William und fügte lächelnd hinzu: „ich schätze mich glücklich, bei Trafalgar gewesen zu sein, sonst hätte ich das Herz meiner Tochter vielleicht nie gewonnen."

„Papa!" rief Lucy und sah ihn mit einem zärtlich vorwurfsvollen Blicke an, „du wärest ein Mann und mein dear Pa auch ohne Trafalgar. Du irrst übrigens; ich liebe die Soldaten nicht. Zum größten Theile sind sie roh, ungebildet und eingebildet; sie meinen, die Welt könnte ohne sie nicht bestehen und gewiß wäre sie glücklicher, wenn es nicht einen einzigen Soldaten auf Erden gäbe. Ihre schönsten Thaten sind oft, in der Nähe betrachtet, nur Früchte der Gewohnheit, der Disziplin, des Gehorsams oder höchstens des Temperamentes, selten der Ueberlegung, der Ueberzeugung, der Begeisterung. Ihre auffallendsten Thaten zerstören in ihnen oft das Beste, was der Mensch in Herz und Seele besitzt. Nein, Papa, ich liebe die Soldaten nicht, aber ich liebe die Männer, die etwas thun, die etwas zu Stande bringen, und ich werde nie einen andern heirathen und lieben, als einen solchen, der schon etwas gethan hat, oder dem ich es ansehe, daß er etwas Rechtes zu thun fähig ist."

„Well! Well!" murmelte der Alte, „du bist mein altes britisches Mädchen — aber," fügte er lächelnd hinzu, „ich glaube, daß wir der Gefahr, Herrn Starling zu begegnen, nicht mehr ausgesetzt sind und daß wir anstatt nach Carouge nach Hause fahren könnten."

Lucy wandte den Wagen, als Künstlerin, wie man sich auszudrücken pflegt, auf dem Raume eines Tellers und jagte in die Stadt zurück und über die Insel auf den Quai des Bergues. Dort ließ sie die Pferde wieder langsamer gehen, um den Zög-

lingen eines der zahlreichen Knaben-Institute Genfs, die eben den Quai kreuzten, Raum zu lassen und sie mit Muße betrachten zu können.

„Sieh, die hübschen Knaben, Papa,“ sagte sie.

„Es sind viele Engländer darunter,“ bemerkte Sir William.

In demselben Augenblicke erscholl ein heftiges Angstgeschrei. Ein Mädchen von ungefähr dreizehn Jahren hatte ein kleines Kind, das sie unvorsichtiger Weise aufs Parapet gesetzt, um es sich auf den Rücken zu heben, in die Rhone fallen lassen. „Das Kind! das Kind!“ schrie sie und lief mit der Schnelligkeit der Rhonewellen um die Wette dem Quai entlang. Die fürchterlichste Todesangst blickte aus ihrem blassen, von Entsetzen entstelltem Gesichte. Lucy sah, selbst vor Schrecken erstarrt, bald das Mädchen an, bald nach dem Kinde, das von den fürchterlich reißenden und schäumenden Rhonewellen, dort, wo sie mit gewaltigem Falle aus dem See stürzen, herauf- und heruntergeworfen wurde, bald auf der Oberfläche erschien, bald unter dem Schaume verschwand. Trotz dem Fesselnden des schrecklichen Schauspiels wurde ihre Aufmerksamkeit plötzlich doch auf ein anderes in ihrer nächsten Nähe abgelenkt. Einer der Knaben des vorüberziehenden Instituts befand sich auf dem Trottoir, unmittelbar am Wagen Lucy's, der stille hielt, mit einem älteren Manne, offenbar einem Lehrer oder dem Vorsteher der Anstalt, in einem heftigen Kampfe. Der Knabe, ein Junge von ungefähr fünfzehn Jahren, blond, schlank und einer von denen, die Lucy's Aufmerksamkeit ihrer jugendlichen Schönheit wegen angezogen, stieß den Lehrer, der ihn krampfhaft festzuhalten strebte, mit Gewalt von sich; der Lehrer aber faßte ihn mit beiden Armen um den Leib; da ballte der Schüler die Faust und stieß ihn vor den Kopf, daß er rückwärts taumelte. Der Knabe stand im selben Augenblicke auf dem Steingelände und stürzte sich, unter dem Aufschrei seiner Mitschüler und des versammelten Volkes, in das schäumende Wasser, das ihn mit seiner reißenden Schnelligkeit sofort entführte und für lange Sekunden unsichtbar machte. Der

Lehrer, der sich mit offenbarer, moralischer Anstrengung von dem betäubenden Schlage rasch erholte, rang die Hände und rief, indem er den Quai hinablief, nach Hülfe. Ihm nach eilten, rufend, schreiend, zum Theil weinend, die andern Zöglinge und an diese schloß sich das Volk, das sich bei dem allgemeinen Geschrei versammelt hatte. Auch Lucy jagte die Pferde, den Blick immer den schäumenden Wellen zugewandt, der Menge nach.

„Der brave Junge! der brave Junge!“ rief sie, indem sie dahintrabte, als ob sie ihn erreichen wollte.

„Der arme Lehrer!“ sagte Sir William, „welche Verantwortlichkeit, welch ein Unglück für ihn, wenn der Junge zu Grunde geht. Aber er hat das Seinige gethan, ihn von dem tollkühnen Sprunge abzuhalten. Es ist Herr Röder, ein Deutscher, der Vorsteher der Anstalt.“

Lucy hörte nicht; sie hatte sich im Wagen aufgerichtet und sah, indem sie die Pferde dahinlaufen ließ, unverwandten Blickes nach der Rhone. Indessen hatte Herr Röder den Rock abgeworfen, um sich seinem Schüler nachzustürzen; aber da entwickelte sich zwischen ihm und den anderen Zöglingen ein ähnlicher Kampf, wie der, den er soeben durchgemacht hatte. Er stand am Steingelände und strebte hinauf zu gelangen, während sich die Knaben an seinen Leib, an Arme und Beine hängten, um ihn vom Sprunge abzuhalten. Sein Gesicht war blaß, seine großen schwarzen Augen traten aus den Höhlen und starrten während des Ringens fortwährend in die schäumende, fürchterliche Fluth, wo sie weiß und heulend durch die Schleußen unter der neuen Brücke der hydraulischen Maschine entgegenschnellt. Plötzlich klärte sich sein Gesicht auf; ein glückliches Lächeln beleuchtete es; ein tiefer Seufzer hob seine Brust und das ganze versammelte Volk, das nach dem ersten Lärm sprachlos und stumm geworden war, stieß ein Geschrei des Jubels hervor. Der heldenmüthige Knabe, der eben im Schwalle verschwunden gewesen, hing an einer der Schleußenpfosten, indem er mit dem einen Arme den Balken umklammerte, mit dem andern das gerettete Kind über die Fluthen

hielt. Die schottische Mütze war verschwunden; aus seinem röthlich blonden Haar, wie aus den Kleidern, floß das Wasser in Strömen. Er achtete nicht darauf; er sah nur auf das Kind hinab, das bewegungslos unter seinem linken Arme lag. Die Zöglinge stürzten auf die Brücke, um ihm nahe zu sein und riefen jubelnd und gerührt: „Odo! Odo!" Er nickte ihnen zu und antwortete dem Zuruf mit einem kurzen Lächeln; dann aber suchte er sich mit größter Kaltblütigkeit auf seinem gefährlichen Standpunkte fester zu stellen und, nachdem ihm dieses gelungen, faßte er das Kind mit beiden Händen und neigte es leise und langsam, um das Wasser aus Mund und Nase strömen zu lassen. Er führte diese Operation so besonnen aus, wie ein alter Schwimmmeister, und mit dem besten Erfolge; denn das Kind, das bisher bewegungslos in seinem Arm gelegen hatte, begann zu zappeln und fing endlich zu weinen an.

Mittlerweile flog auf der Stromschnelle, von der Bergues-Brücke her, mit der Raschheit eines Pfeiles, einer der stets bereitstehenden Rettungskähne herbei. Zwei kräftige Fischer lenkten ihn kunstvoll dem Knaben entgegen, der ihnen in dem Augenblicke, da ihn der Kahn berührte, das Kind entgegenstreckte. Aber bei dieser Bewegung verlor er seinen Halt und stürzte aufs Neue in die Fluth, während die Fischer das Kind in den Händen hielten. Wieder erscholl ein Schrei des Entsetzens, wieder verwandelte er sich in einen Ausruf der Freude, denn Odo arbeitete sich sogleich wieder empor und schwang sich mit einer kräftigen Bewegung in den Kahn. An diesem war ein Seil befestigt, daran er an das Ufer, an die Treppe des daselbst an Ketten liegenden Wasch-Schiffes gezogen wurde. Nun liefen Herr Röder und die Zöglinge wieder von der Brücke auf den Quai zurück. Herr Röder sprang die Treppe hinab und empfing seinen Zögling in seinen Armen, während die Schwester des geretteten Kindes dasselbe in Empfang nahm und noch ganz außer Fassung, blaß und verwirrt durch die Menge und ihrer in der Nähe liegenden Wohnung, in der Vorstadt St. Gervais, entgegeneilte.

Alles drängte sich um den Retter, der jetzt oben auf dem Quai stand. Das Volk ertheilte ihm Lobeserhebungen, seine Mitschüler suchten ihm die nasse Jacke abzuziehen, indem sie ihn bald mit seinem Namen Odo, bald mit Man, bald mit Mary anredeten. Er hörte das Alles nicht, er betrachtete nur die aufgeschwollenen Schläfe seines Lehrers.

„Ich erinnere mich," sagte er sanft, „das habe ich gethan; ich habe Ihnen einen Faustschlag versetzt. Verzeihen Sie mir, Herr Röder."

„Sei nicht so dumm, mein Junge," erwiderte dieser; „das ist dir für alle Ewigkeit vergeben. Verlieren wir nicht die Zeit; du mußt aus den nassen Kleidern heraus, daß du dich nicht erkältest."

Herr Röder sah sich um, wie nach einem befreundeten Hause suchend, in das er mit Odo treten konnte. Da stand Lucy neben ihm und sagte in deutscher Sprache: „Herr Röder, vertrauen Sie mir diesen Gentleman; wir bringen ihn in unserem Wagen rasch in unser Landhaus, das nicht fern von hier ist."

„Ich nehme mit Dank an, Miß; meine Pension liegt eine halbe Stunde weit von der Stadt."

Schon hatte Lucy den Mantel, der eben ihre und ihres Vaters Füße bedeckt hatte, um die Schultern Odo's geworfen; Sir William machte eine einladende Bewegung und Odo, der Lucy verschämt und lächelnd gewähren ließ, stieg in den Wagen. Herr Röder schickte die andern Zöglinge nach Hause mit dem Auftrage, frische Wäsche und Kleider in die Villa Sir Williams zu senden und stieg, ebenfalls eingeladen, in den Wagen. Miß Lucy schwang sich auf den Bock und der Wagen rollte mit Blitzesschnelle über den Quai du Montblanc ihrem Landhause zu. Von Zeit zu Zeit wandte sie den Kopf, und wenn sie Odo zittern sah, schlug sie mit dem Eifer eines wettrennenden Grooms auf die Pferde los. Auch dauerte die Fahrt nicht fünf Minuten.

Sir William führte Lehrer und Schüler sogleich in sein Schlafzimmer, das er ihnen zur Verfügung stellte, und verließ

sie, um ihnen volle Freiheit zu lassen. Ein Bedienter brachte gleich darauf Wäsche und Schlafrock, und ein anderer heißen Thee, den Miß Lucy bereitet hatte. Odo wollte den herrlichen Kaschmirschlafrock genießen und noch einigemal darin im Zimmer auf- und abstolziren; aber Herr Röder zwang ihn ins Bett, hüllte ihn ein und gab ihm zwei Tassen Thee zu schlürfen. Er saß dann noch einige Zeit bei ihm, und nachdem er sich überzeugt, daß sein Puls nicht um einen Schlag schneller ging, als es bei seinen fünfzehn Jahren natürlich war, empfahl er ihm, daß er ein wenig zu schlafen versuche und ging dann in den Salon, um Sir William und seiner Tochter für so viel Güte zu danken.

Miß Lucy kam ihm sogleich entgegen. „Wie geht es Ihrem Schüler?“ fragte sie eifrig.

„Ganz vortrefflich,“ lächelte Herr Röder, „ich danke. Ich hoffe, er wird ein wenig schlafen und nach einer Stunde wird von dem Abenteuer keine Spur vorhanden sein.“

Sir William lud ihn ein, sich zu setzen; dann fragte er: „Wer ist der Knabe?“

„Er ist Ihr Landsmann, Sir,“ antwortete Herr Röder. „Er kommt aus Devonshire und stammt aus einer guten Familie; sein Name ist Odo Worthington.“

„Es scheint ein braver Junge,“ sagte Sir William.

„O Sir,“ rief Herr Röder mit Innigkeit, „ein vortrefflicher Junge, ein ausgezeichneter Junge; ja, ich kann sagen, ein ausgezeichneter Mensch.“

„Ich habe,“ fuhr Sir William fort, „während der Junge in der Rhone war, auch Sie bedauert; ich habe Ihrer beinahe eben so sehr gedacht, wie des Knaben und seiner Gefahr. Welch ein Unglück für Sie, wenn dem Jungen etwas geschah — welche Verantwortlichkeit den Eltern gegenüber, die ihn Ihnen anvertrauen. Es ist eigentlich schrecklich. Ich dachte schon daran, daß ich Ihnen bezeugen wollte, daß Sie Ihr Möglichstes gethan, um ihn von dem Sprunge ins Wasser abzuhalten. Nun Sie

tragen das Zeugniß im Gesichte," lachte der alte Herr. „Hat der Junge gerungen und gestoßen wie der beste Boxer Altenglands. Man schlägt sich selten so gut, um sich zu einer guten That den Weg zu bahnen."

Herr Röder lächelte mit und sagte, indem er das geschwollene Gesicht im Spiegel betrachtete: „Dieser Stoß ist mir lieber, als jede Liebkosung, die ich je von meinen Zöglingen erfahren; ich möchte eine Spur davon zum ewigen Andenken bewahren, wenn das ginge. Was aber meine Lage während der Gefahr betrifft, so versichere ich Sie, Sir, daß ich nicht einen Augenblick an meine Verantwortlichkeit gedacht habe, sondern nur an die schreckliche Möglichkeit. Der Tod dieses Jungen wäre mir so nahe gegangen, wie der Tod meines eigenen Kindes. Niemand weiß es besser als ich, daß die Welt an ihm einen trefflichen Bürger verloren hätte. Solche Knaben wachsen nicht alle Tage."

„Indeed? Wirklich?" fragte Lucy, die in einem Fauteuil Herrn Röder gegenüber saß, halb in Gedanken versenkt, halb zerstreut.

„Wirklich!" bestätigte Herr Röder, zu der jungen Dame gewendet. „In einer siebenzehnjährigen pädagogischen Laufbahn hatte ich Gelegenheit, über tausend jugendliche Gemüther kennen zu lernen und zu ergründen, wie es sonst nicht möglich ist; aber ich versichere Sie, Miß, ich kenne vielleicht nicht drei Menschen, die sich an männlichem Muth, an Güte des Herzens, an Geradheit des Geistes und Gemüthes und an Wahrhaftigkeit des ganzen Wesens mit ihm messen könnten.

Der alte Pädagog hatte diese Worte mit solcher Innigkeit ausgesprochen, daß ihm die Stimme zitterte, und daß sich Miß Lucy gerührt fühlte.

„In der That? in der That?" wiederholte sie fortwährend, während der Vater versicherte, daß der Junge ganz diesen Eindruck mache.

Es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein, und vielleicht nur um etwas zu sagen, vielleicht auch weil ihr Alles,

was Odo betraf, Theilnahme einzuflößen anfing, fragte Lucy: „Was bedeuten die Namen, die ihm Ihre Zöglinge gegeben haben? Die Einen nannten ihn Mary, die Andern Man?"

Herr Röder lächelte: „Das sind Spitznamen. Jeder der Zöglinge hat seinen Spitznamen und je beliebter einer ist, einer desto größeren Anzahl von Spitznamen erfreut er sich. Odo war kaum drei Tage in meinem Hause, als er schon Mary hieß. Seine weiblichen Tugenden, seine Sanftmuth, seine Bereitwilligkeit zu jeder Hülfe brachten ihm diesen Mädchennamen zu Wege. Bald aber erkannte man, daß sich mit diesen ächt weiblichen Eigenschaften eben so viele, ja mehr, männliche verbanden, Muth, Ausdauer, Offenheit u. s. w., und um die Gerechtigkeit und das Gleichgewicht herzustellen, hieß er plötzlich neben Mary auch Man, der Mann, der normale Mensch."

Sir William und Miß Lucy lächelten. Herr Röder lächelte mit. „Glauben Sie mir," sagte er, „der Instinkt der Kinder und Mitschüler erräth das innerste Wesen eines neuen Zöglings eben so schnell und klar, wenn nicht schneller und klarer, als die alte Erfahrung des Erziehers. Sehr oft hat mir der Spitznamen den Weg angedeutet, den ich mit einem neuen Zögling einzuschlagen hatte."

Solche und ähnliche Bemerkungen des berühmten Pädagogen interessirten Sir William, indem sie ihm belehrende Blicke in eine ihm ganz unbekannte Welt gewährten und erweckten seine Theilnahme um so mehr, als Alles, was Herr Röder sagte, den Stempel der Wahrheit trug, leicht und rasch einleuchtete und dabei dessen große Liebe zu seinem Berufe und ein allgemeines menschliches Wohlwollen athmete. Sir William hatte viel zu fragen und Miß Lucy horchte mit ihm und ließ sich gerne belehren. Erziehung hat für alle weiblichen Seelen einen großen Reiz; dieser Beruf, so schön vertreten wie er hier war, schien ihr mit Einem Male der schönste und heiligste. Doch hörte sie am liebsten zu, wenn Herr Röder, aus der Theorie auf die Praxis übergehend, sich auf Beispiele berief und bei dieser

Gelegenheit manchmal Odo, als das nahe liegende Exempel, erwähnte. Eine solche Erinnerung mahnte sie daran, sich nach seinem Befinden zu erkundigen und sie stand auf, um einen Bedienten ins Schlafzimmer zu schicken und wollte den Salon verlassen, als sie erstaunt am Fenster stehen blieb und, in den Hof hinabblickend, ausrief:

„Papa, da tummelt ein englischer Midshipman dein Reitpferd."

Sir William eilte ans Fenster, auch Herr Röder erhob sich und rief, nachdem er einen Blick in den Hof geworfen: „Ist der Junge schon auf dem Rücken eines Pferdes!" Jetzt erst erkannten Sir William und Miß Lucy in dem reitenden Midshipman ihren Gast, den sie noch im Bette wähnten. Es war in der That Odo, der, von Reitknechten, Bedienten und dem ganzen Hausgesinde bewundert, die englische Stute des Hausherrn, die eben vom Hufschmied heimgekehrt war, in dem nicht sehr ausgedehnten Hofe der Villa, mit wilder Kunst die ganze Schule und allerlei Kunststücke durchmachen ließ.

„Er sitzt gut zu Pferde," sagte Lucy.

„Besser, als man es an uns Seeleuten gewohnt ist," versicherte Sir William.

Herr Röder wollte ihn rufen; aber Lucy bat, ihn nicht zu stören; offenbar freute es sie, den Jungen zu Pferde zu sehen, wie er sich in jugendlicher Kraft und Anmuth tummelte.

„Er trägt in der That eine englische Seemannsuniform, ganz ordonnanzmäßig," sagte Lucy; „wie kommt er in diese Tracht?"

„Odo ist wirklich Midshipman in der englischen Marine," erwiderte Herr Röder; „er ist bei mir nur auf Urlaub, um die deutsche und französische Sprache zu erlernen. Man hat ihm aus der Pension zum Kleiderwechseln die Uniform geschickt, die er sonst nur an Sonntagen trägt."

„Also mein richtiger Kamerad," lachte Sir William.

Jetzt bemerkte Odo, daß er vom Fenster aus beobachtet war;

er erröthete, schwang sich mit einem Sprunge aus dem Sattel, übergab das Pferd einem Reitknecht und ging, einem Winke Herrn Röders folgend, ins Haus. Eine Minute darauf trat er in den Salon.

„Anstatt sofort Sir William und Miß Spencer aufzusuchen," sagte Herr Röder, „um für so viel Güte zu danken, tummelst du dich im Hofe zu Pferde herum. Odo lachte: „Sie haben Recht, Herr Röder; aber eben, da ich mich hier anmelden lassen wollte, sah ich das prächtige Pferd, und ich konnte nicht widerstehen. Sie wissen ja, meine Leidenschaft."

„Ja, ja," lachte Sir William, „das Pferd ist die unglückliche Leidenschaft aller Seeleute; ich kenne das. Wo wir immer landeten, wir sahen uns überall gleich nach Pferden um, und eine halbe Stunde nach der Landung trabten und jagten wir, zur Belustigung der Straßenjungen, oft auf den erbärmlichsten Rosinanten durch die erschrockene Bevölkerung.

„Da Sie das kennen, Sir William, so werden Sie mich entschuldigen," lachte Odo wieder, „ich bitte Sie um Verzeihung."

Sir William ergriff die dargebotene Hand und schüttelte sie; eben so that seine Tochter, die Odo ebenfalls um Verzeihung bat.

„Ja," sagte Odo dann, „ich soll auch danken; ich danke herzlich für so viel Gastlichkeit, für das gute Bett, für den guten Thee und für — ja für was noch?" setzte er verlegen mit einem gegen Herrn Röder gewandten fragenden Blicke hinzu.

„Nun, für sonst nichts; das ist Alles," lachte Sir William.

Herr Röder wollte sich nun mit seinem Zöglinge empfehlen; aber sie wurden zum Essen, mit dem man ihrethalben so lange gewartet hatte, zurückgehalten. Gegen Abend brachte sie Sir William, der versicherte, daß er sich nur ungern von Odo trenne, in seinem Wagen nach der schönen La Châtelaine, der Anstalt Herrn Röders, zurück. Lucy hielt wieder die Zügel. Als sie in den, das weitläufige Gebäude umgebenden Park einfuhren, standen sämmtliche Zöglinge versammelt da und empfingen den Helden des Tages mit hundertfachem: Hoch Odo! Hurrah Mary! Vive

Man! und so rufend, liefen sie neben dem Wagen bis an die Thüre des Hauses. Lucy machte es den Eindruck, als wäre sie der Wagenlenker eines einziehenden Triumphators; die Rufe der Kinder erschütterten sie im Innersten, und als Odo aus dem Wagen gesprungen und, von ihnen umgeben, geherzt, umarmt, geküßt wurde, traten ihr die Thränen in die Augen. Sie erinnerte sich plötzlich des Gespräches über Heirath von heute Morgen und dachte: Welch ein Glück, einen solchen Sohn zu haben — oder einen Geliebten, einen Mann, der nach vollbrachten Heldenthaten von seinem Volke so empfangen wird!

Zweites Kapitel.

Odo, von Sir William eingeladen, so oft als möglich zu kommen, war in der englischen Villa bald heimisch. Herr Röder, der treffliche Erzieher, wohl wissend, daß der Umgang mit solchen Menschen das beste Erziehungsmittel sei, erlaubte ihm, so oft es seine Stunden gestatteten, die neuen Freunde zu besuchen. Nach solchen Besuchen pflegte Sir William auszurufen: Lucy, Lucy, warum bist du nicht ein Junge geworden! und Lucy fühlte sich durch diesen Vorwurf, der ein mittelbares Compliment für Odo war, nicht gekränkt. Diesem that die Liebe, die man ihm im Hause zeigte, sehr wohl; sie machte ihn heiter und gesprächig, ohne daß er sich von Ursachen und Wirkungen Rechenschaft abgelegt und seine Unbefangenheit verloren hätte. Meist war er mit Vater und Tochter allein. Mr. Starling, der Heirathskandidat, dem Lucy damals auf der Bergues-Brücke ausgewichen war — welchem Umstande sie das Schauspiel in der Rhone und die Bekanntschaft Odo's verdankte — kam einige Male und traf auch Odo. Er machte den erwarteten Heirathsantrag nicht und nahm endlich Abschied, da er Genf verlassen und eine größere Reise machen wollte. Bei der Gelegenheit konnte er nicht umhin, Odo

das größte Lob zu ertheilen, und lächelnd auf die mütterliche Zärtlichkeit Lucy's für den Knaben anzuspielen. „Werden Sie ja ein großer Mann, Odo," sagte er zu dem Knaben, „wenn Sie sich die Liebe Ihrer Mama erhalten wollen, wenigstens ein Nelson, Wellington oder Shakespeare; Ihre Mama kann nur die höchsten Spitzen der Menschheit lieben; gewöhnliche Menschen sind ihr ein Greuel."

So sprechend, verneigte er sich und verließ das Zimmer.

„Mama!" lachte Odo, „Miß Lucy, er nennt Sie meine Mama."

Lucy lächelte und legte ihm die Hand auf den Kopf. Doch schien es ihr, als hätte sich Starling damit, daß er ihr diesen Titel gab, an ihr rächen wollen.

„Ist es wahr, Mama, daß Sie nur einen großen Mann lieben können?" fragte Odo naiv.

„Nein, mein Freund," erwiderte sie ernst, „es ist nicht wahr. Ich kann nur einen Mann, einen rechten Mann lieben, aber ein großer Mann braucht es nicht zu sein."

Es ist mir, dachte sie bei sich, als ob ich selbst einen Knaben lieben könnte. Aber um diesen Gedanken zu zerstreuen, schlug sie Odo ein Federballspiel vor und verbrachte sie den ganzen Nachmittag mit ihm in kindischen Spielen, obwohl es besprochen gewesen, heute ein Shakespeare'sches Stück, und zwar Julius Cäsar zu lesen. Sie hatte es sich nämlich bei Herrn Röder ausgewirkt, mit Odo den englischen Dichter lesen zu dürfen. Mit jener weiblichen Vorliebe für Erziehung, die jetzt zum ersten Male in ihr erwachte, wünschte sie Etwas zur Ausbildung ihres Lieblings beizutragen. Sein männlicher Charakter schien ihr so gut angelegt, daß sie glaubte, man müßte ihn ganz seiner selbständigen Entwickelung überlassen, ja er stand in ihren Augen so hoch, daß sie es für Anmaßung angesehen hätte, da eingreifen zu wollen. Auch seinen Umgangsformen glaubte sie ihre ganze Natürlichkeit belassen zu müssen, um der Geradheit und Wahrhaftigkeit dieses Wesens, das ihr so wohl gefiel, nicht den geringsten Abbruch zu

thun. Aber Odo hatte noch Vieles zu lernen; sein Geschmack konnte noch an Kunstwerken gebildet, das viele Gute in ihm konnte an großen Beispielen gestärkt werden; darum liebte sie es, mit ihm zu lesen.

Bald waren ihr die Tage, an denen Odo kam, die liebsten in der Woche; an solchen Tagen machte sie keine Besuche und nahm sie keine an. Ueberhaupt beschränkte sie den sonst schon geringen Umgang mit wenigen englischen Familien immer mehr; am liebsten war sie im Garten mit Odo allein, oder mit ihrem Vater und Odo im Wagen, den See entlang fahrend, oder auf dem See selbst im Kahne, dessen Segel und Steuer der Midshipman leitete. Der Frühling hatte sich in aller Pracht entfaltet, die er, freilich etwas spät, am Genfer See zur Schau trägt. Der Garten der Villa war von Blüthen bedeckt und von Nachtigallen bevölkert; der See warf seinen blauen Schimmer durch die Fenster des Hauses. Die Dampfschiffe brausten immer zahlreicher und von Lustreisenden überfüllt, hin und her. Das war die Zeit, bald plaudernd, bald nur in dem Anblick versenkt, bald mit dem Buche im Garten umherzuwandeln.

Einmal, in schattiger Allee auf- und abgehend und den schönen Versen John Keats horchend, fiel ihr plötzlich Francesca da Rimini ein und ihr Paolo und der berühmte Vers:

„Und jenes Tages lasen wir nicht weiter."

Sie erschrak; sie war empört über sich selber und legte, um Odo zum Schweigen zu bringen und sich zu sammeln, die Hand in das Buch.

„Lesen wir nicht weiter?" fragte er.

Diese Worte erschreckten sie aufs Neue. Sie fuhr zusammen, ließ die Arme sinken und sah vor sich hin auf den Sand des Weges.

„Was haben Sie, Mama?" fragte Odo besorgt.

Dieser Titel, der Odo seit Starlings Abschied geläufig geworden, brachte sie wieder zu sich.

„Nichts, nichts, mein Sohn," sagte sie lächelnd — „etwas Schwindel. Lesen Sie weiter, lesen Sie ja weiter."

Aber als er wieder beginnen wollte, fragte sie: „Wie alt war John Keats, als er diesen Endymion schrieb?"

„Ich glaube," sagte Odo, „er war achtzehn Jahre alt."

„Ist ein solcher achtzehnjähriger Knabe" — sagte Lucy vor sich hin und weiter gehend — „nicht mehr werth und nicht mehr Mann, als Hunderttausende von fünfzigjährigen Männern?"

„Gewiß! gewiß!" rief Odo, „mir ist er lieber, als die hundert achtzigjährigen Lords des Oberhauses."

„Wie alt sind Sie, Odo?"

„Aber Mama!" rief dieser lachend — „welch' ein Gedächtniß! Gerade um drei Tage älter, als da Sie mich vor drei Tagen fragten, und um vierzehn Tage älter als vor zwei Wochen, und gerade um einen Monat älter, als da Sie sich vor einem Monat nach meinem Alter erkundigten: also fünfzehn Jahre, acht Monate, neun Tage. Nie habe ich mein Alter so genau gewußt, wie jetzt, da Sie die Güte haben, mich so oft zu fragen."

„Sie sind unartig," sagte Lucy verdrießlich, indem sie that, als ob sie ihm seinen Scherz übel nähme, während sie sich eigentlich nur über sich selbst ärgerte, da sie sich erinnerte, in der That so oft nach seinem Alter gefragt zu haben.

„Sein Sie nicht böse," bat Odo, ergriff ihre Hand und küßte sie zu wiederholten Malen.

Da mußte sie wieder an Francesca da Rimini denken und unwillkürlich blickte sie zurück, ob nicht die strafende Gerechtigkeit hinter ihr stehe.

„Wen suchen Sie, gute Mama?" fragte Odo.

Dieser Name brachte sie wieder zu sich; sie lächelte und sagte: „Niemand, lieber Sohn."

Doch verabschiedete sie den Knaben heute früher als sonst und ging noch lange und allein im Garten auf und nieder. Sie litt das Schmerzlichste; denn sie wußte ihr Herz von einem tiefen und innigen Gefühle erfüllt und kam sich dabei lächerlich vor.

Sie sagte sich, die Liebe eines jungen Mädchens zu einem ehrwürdigen, edlen Greise, wie z. B. ihrem Vater, könne etwas Heldenmüthiges, Rührendes haben, aber die Liebe eines Mädchens ihres Alters, um das sich schon so viele Bewerber drängten, das seit Jahren vermählt sein könnte, zu einem Knaben sei lächerlich, ja müsse, in den Augen jedes Verständigen, abstoßend, häßlich, beinahe verbrecherisch sein. Sie dachte weiter, in die Zukunft. Noch in sechs Jahren, nach einer langen Zeit, wird Odo ein zweiundzwanzigjähriger Junge, noch immer ein Knabe, beinahe ein Kind sein und sie, ein Weib, ein fertiges Weib, das schon Kinder auf seinem Schooße wiegen könnte. Sie verfolgte diesen Gedanken weiter, immer weiter in die Zukunft: das Mißverhältniß wurde immer schreiender, immer auffallender. Mit vierzig Jahren sah sie sich als früh gealterte, in Mißmuth und Entsagung verblühte Frau, während Odo in seiner unverwüstlichen Frische als junger Mann neben ihr stand, beinahe wie ein Sohn. Ich bin eine Närrin, sagte sie sich und zuckte die Achseln. Bis jetzt glaubte alle Welt und glaubte ich selbst, daß ich einen geraden und gesunden Menschenverstand habe; nun kommt die Närrin zum Vorschein. Man scheint auf dem Kontinent Recht zu haben, daß jede Engländerin einen verrückten Winkel in Herz oder Hirn haben müsse. Wir wollen aber sehen, wer stärker ist, dieser verrückte Winkel oder der gesunde Rest.

Sie ging in ihre Stube und schrieb an eine Freundin in England einen langen Brief, in dem sie zuerst viel von den Schönheiten des Frühlings am Genfer See erzählte, dann von der neuen Bekanntschaft mit einem herrlichen Knaben, den der Vater sehr liebe und aus dem gewiß mit der Zeit etwas Rechtes werde. Dann fügte sie hinzu, daß sie sich alle Mühe gebe, auf den Knaben einen guten Einfluß auszuüben und welche Freude es gewähre, zur Entwickelung einer so schönen männlichen Natur das Seinige beizutragen. Indessen, meinte sie, nach einer längeren Ausführung dieses Satzes, indessen kann man bei einem mit so vielen fertigen Geistes- und Herzens-Eigenschaften ge-

borenen Charakter wenig thun. Anstatt ihn erziehen zu wollen, müßte man irgend ein liebliches, von der Natur eben so reich ausgestattetes junges Mädchen, das jetzt acht oder zehn Jahre alt sein dürfte, für ihn so erziehen, daß es einst würdig wäre, seine Lebensgefährtin zu werden.

In einem P. S. fügte sie hinzu: „Du wirst über meinen Brief und dessen gouvernantenhaften Charakter lächeln. Du hast mich eben seit vier Jahren nicht gesehen und kennst nur den Wildfang, den du in Fräulein Meyers Pension in Bonn verlassen; ich bin seitdem, besonders in den letzten Monaten, viel ernster geworden und — ich freue mich dessen — viel älter als meine Jahre."

Nicht nur große Schriftsteller wie Goethe beruhigen und befreien sich aus der Befangenheit eines Gefühles durch Niederschreiben und durch die sogenannte Objektivirung derselben; auch junge Mädchen besitzen diese Kunst und den Drang, sie auszuüben — daher in gewissen Jahren ihre Schreibelust, ihr Hang zu Tagebüchern und Korrespondenzen. Freilich, das Genie befreit sich aus solcher Befangenheit für immer, das junge Mädchen nur für Momente.

Als Lucy ihren Brief geendet hatte, war sie von ihrer schwesterlichen oder mütterlichen Liebe zu Odo vollkommen überzeugt, ruhiger als seit vielen Tagen und über manche Thorheit lächelnd, die ihr während der letzten Zeit durch Herz und Kopf gegangen, begab sie sich zu Bette.

Lucy hatte das Bedürfniß, sich selbst in dieser Ueberzeugung zu befestigen, und zu diesem Zwecke nahm sie gegen Odo einen ganz andern, wie sie sagte, einen mütterlichen Ton an, der nicht immer ohne Strenge war. Sie unterdrückte mit Bewußtsein eine gewisse Befangenheit, die sie in seiner Gesellschaft immer fühlte, behandelte ihn mit der größten Vertraulichkeit und hatte oft Manches an ihm auszusetzen. Odo war anfangs betroffen, fügte sich aber bald, ja bat sie, doch recht viel an ihm zu hofmeistern. Dieß geschah manchmal mit einer Herbheit, daß ein Dritter hätte

glauben können, der Umgang mit diesem jungen Menschen sei ihr zur Last, oder daß sie mindestens in seiner Gesellschaft große Geduldproben zu bestehen habe.

Sie fuhren wieder auf dem See, Odo und Lucy allein. Die Sonne war schon untergegangen. Sie kamen von der Villa Diodati, dem Landhause, das Byron so lange bewohnt und in dem er seinen Freund Shelley so oft empfangen hatte. Sie hatten einige Tage vorher Child Harald gelesen und diese Fahrt, um die Odo seine Freundin gebeten hatte, war ihm wie eine fromme Pilgerfahrt. In der That fühlte er sich noch auf dem Rückwege von jener unsäglich schönen Andacht erfüllt, welche jugendliche, empfängliche Gemüther an solchen Stätten überkommt, die durch ihre Ideale geweiht worden sind. Er war mit dem ersten Schritte in die Villa Diodati schweigsam geworden und schweigsam saß er noch am Steuer. Lucy hatte ihn beobachtet und wußte, was in ihm vorging. Sie saß ihm gegenüber am andern Ende des Kahns und sah ihn mit gerührtem Blicke an. Diese strebende, frische, ahnungsvolle Seele erfüllte sie mit einer heiligen Ehrfurcht und das war ihr so rührend, daß sie diese Ehrfurcht vor einem Kinde empfand. Sie selbst kam sich ihm gegenüber so alt, so fertig vor; dort drüben war alle Zukunft und Alles, was uns aufregt, wenn wir an Zukunft denken. Die Thränen stiegen ihr ins Auge, eben als er ausrief: „Miß Lucy, ein solcher Child Harald!"

Sie mußte antworten, aber sie durfte nicht so antworten, wie sie es gewünscht hätte, und so rief sie mit jener Heuchelei, mit der wir oft unsere sanftesten Gefühle und Gedanken verstecken, und mit einer Heftigkeit, die ihre Rührung übertäuben sollte, zurück: „Schämen Sie sich, Odo! Solche zerrissene, zerfahrene, mit der ganzen Welt unzufriedene Männer, die keine Männer sind, kann die Welt nicht brauchen. Der ruhige Mann, der seine Pflicht kennt und in seinem Berufe das Seinige thut, ist mehr werth, als alle Byron'schen Helden zusammen genommen!"

Diesen Mann, den sie höher stellte, als alle Byron'schen

Helden, sah sie keimen in demselben Knaben, den sie ausschalt; sie vertheidigte ihn gegen seine eigenen Worte. Aber das ahnte er nicht, auch dachte er nicht lange über ihre Meinung nach; er hörte nur ihr Schelten und war nur von ihrer Heftigkeit erschreckt. Er zog rasch das Segel ein, ließ das Steuer fallen und eilte zu ihr hinüber, daß der Kahn schwankte.

„Seien Sie nicht böse, Miß Lucy," bat er, indem er sich zu ihren Füßen setzte und ihre Hand ergriff.

Die andere Hand legte sie auf seine Haare und sagte mit zitternder Stimme: „Ich bin es nicht. Verzeihen Sie, Odo!"

„Verzeihen?" lächelte der Knabe. „Ich bemerke seit einiger Zeit, daß Sie sehr strenge mit mir sind. Aber es thut mir unendlich wohl."

„Wie?" fragte Lucy überrascht.

„Ich will Ihnen ein Geständniß machen, Miß Lucy."

„Ein Geständniß?" fragte Lucy, vor Angst zitternd.

„Sie wissen, ich habe Sie lieb. Ich habe Sie lieb, weil Sie so sind, wie Sie sind. Aber ich habe Sie noch aus einem andern Grunde lieb."

„Nun?"

„Meine Mutter starb, als ich ein Kind von fünf Jahren war. Sie selbst hatte noch nicht fünfundzwanzig Jahre; sie war so jung, so schön. Ich erinnere mich ihrer, als hätte ich sie heute gesehen, besonders eines Augenblickes. Sie mußte in eine Gesellschaft und war dazu schon angekleidet. Da kam sie noch herein in die Kinderstube, um mir gute Nacht zu sagen. Als sie hereintrat, sagte ich mir: wie schön ist meine Mutter! Sie trug ein weißes Kleid mit kleinen blauen Streifchen; das war ganz luftig wie Nebel; in ihren blonden Haaren hatte sie eine kleine Rose mit einigen grünen Blättern. Sie war so schön und ich sagte ihr es auch. Da lächelte sie so lieblich, ach so unendlich lieblich und küßte mich. Ich werde das nie vergessen. Miß Lucy, geben Sie mir einen Kuß!"

Lucy bückte sich herab und blickte ihm ins Gesicht. Ein

trauriger, aber unbefangener, offener Blick kam ihr entgegen, der sich nach der unschuldigsten Liebe sehnte und sie bückte sich tiefer und küßte ihn auf die Stirne. Sogleich fuhr er fort: „Aber ich erinnere mich nicht dieses Momentes allein; ich erinnere mich auch, wie sie einmal einer Unart wegen mit mir zankte und dieser Moment ist mir eben so theuer, wie der andere. Ach, eine Mutter, die schilt, ist wohl ebenso lieblich, wie eine Mutter, die küßt. Miß Lucy, ich habe dieses Glück nur so kurz genossen! Wenn Sie mit mir zanken, Miß Lucy, möchte ich Ihnen beide Hände küssen. Ach, wie erinnern Sie mich an meine Mutter!"

So sprechend drückte er sein Gesicht in ihre Hände und sie fühlte sie von Thränen benetzt. Sie saß aufrecht und blickte vor sich hin. Ein Dampfschiff näherte sich; sie weckte Odo nicht, daß er den Kahn aus dessen Bereiche bringe. Es brauste vorbei und das kleine Fahrzeug tanzte auf den aufgeregten Wellen. Lucy drückte das Gesicht, das in ihren Händen lag, und dachte der Lehre, die sie eben empfangen hatte. — Nun, sagte sie sich, diese Lehre stimmt ja ganz mit meinen Vorsätzen überein! —

Der Kahn trieb auf der blauen, dunklen Fläche des Sees; wie zufällig und spät stieß er ans Ufer.

Drittes Kapitel.

Trotz der Uebereinstimmung ihrer Vorsätze mit den Gefühlen Odo's war es vielleicht gerade sein Geständniß, welches die Mütterlichkeit verhinderte, im Herzen Lucy's Wurzel zu fassen. Von dem Augenblicke an, da sie wußte, daß sie Odo an seine Mutter erinnerte, erhob ihr Herz Widerspruch. Sie erkannte, daß sie einen falschen Weg eingeschlagen, um jene Ruhe zu gewinnen, die sie auf so unbegreifliche oder wenigstens verwerfliche Weise verloren hatte und sie wäre glücklich gewesen, hätte sie irgend einen neuen Gegenstand der Beschäftigung gefunden.

Wäre in dieser Stimmung Herr Starling zurückgekehrt, er hätte vielleicht eine zusagende Antwort erhalten. Diese Sehnsucht nach einem neuen Gegenstande war es, die sie durch einen natürlichen Gedankengang eines Tages nach dem Kinde, das Odo gerettet, und nach dessen Familie fragen ließ.

„Haben Sie,“ fragte sie Odo, „nie etwas von dem Kinde gehört? Hat sich die Familie niemals um den Retter gekümmert?“

„Doch, doch!“ antwortete Odo. „Gleich den Tag nach meinem Rhonesprung erschien der Vater des Kindes in der Pension, um mir die Hand zu drücken und zu danken. Er that es so schön und einfach, daß er Herrn Röder ganz für sich einnahm. Auch mir gefiel der Mann sehr und ich habe ihn darauf wieder besucht.“

„Und wer ist er?“

„Das ist schwer zu sagen; denn er ist gewiß nicht, wofür er sich ausgibt. Ich fand ihn im fünften Stock eines Hauses der Contance, wo er mit seinen zwei Kindern, den beiden Mädchen, eine einzige Stube bewohnt. Da sieht es ärmlich genug aus. Am Fenster steht ein Werktisch, und an dem sitzt der Mann und gravirt Uhrgehäuse. Als er mir entgegenkam und mich empfing, that er es mit einer Feierlichkeit und auf eine Weise, als wäre er gewohnt, in großen Sälen zu empfangen.“

„Wie heißt er?“ fragte Lucy.

„Er nennt sich Durand und diesen Namen findet man auch mit dem Prädikat ‚Graveur‘ an seiner Thüre. Aber er sagte mir bei meinem Besuche sofort, daß dieß nicht sein Name sei und er nannte mir einen italienischen, den ich nicht recht gehört und den ich vergessen habe — denn, sehen Sie, Miß Lucy, es war noch eine Person im Zimmer, die mich mehr interessirte, als Herr Durand, und die meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.“

„Das Kind, das Sie aus der Rhone gerettet haben?“ fragte Lucy.

„Das war auch da, aber das meine ich nicht, sondern das andere Mädchen, welches das Kind in die Rhone fallen ließ. Miß Lucy, welch ein Gesicht und welche Augen! Ein kleines mageres

Gesichtchen, blaß wie Lilien; und Augen, die größer schienen als das ganze Gesicht und so schwarz und leuchtend wie schwarze Diamanten! Ein solches Gesicht kann nur aus Italien kommen. Und wie mich das Gesichtchen ansah, so voll Milde und Dankbarkeit; ich versichere Sie, ich hätte für diesen Blick mitten im Winter noch zehn Mal in die Rhone springen können!"

„So!" sagte Lucy, „wie alt ist das Kind?"

„Sie wird wohl dreizehn Jahre alt sein."

„Und seitdem haben Sie sich um diese Leute nicht weiter gekümmert? Haben Sie die Bekanntschaft nicht fortgesetzt?"

„Nein," sagte Odo, „seitdem habe ich jede freie Stunde, die mir die Pension gelassen hat, bei Ihnen zugebracht."

Lucy athmete tief auf und sah einen Augenblick schweigend auf die Arbeit hinab, die sie in Händen hielt.

Nach einiger Zeit fragte sie wieder: Kann man für die Familie nichts thun, da sie so arm scheint?"

„Ich glaube nicht," sagte Odo. „Herr Durand, oder wie er sonst heißen mag, sieht in seiner Armuth so stolz aus und scheint von ihr umgeben wie von einer Festung, die jede solche Annäherung abweist. Herr Röder meint, er habe gewiß viel bessere Tage gesehen, und er hält ihn für einen italienischen Flüchtling. Auch sprach er mit seinen Kindern italienisch.

Lucy nahm sich vor, die Bekanntschaft dieser italienischen Familie zu machen; auch sprach sie Odo davon, sich von ihm einführen lassen zu wollen; aber Tag um Tag verging, ohne daß sie ihn zu dem Gange aufgefordert hätte. Ein gewisses Etwas, das sie sich nicht eingestehen wollte, hielt sie davon ab. Odo hatte von dem Mädchen mit solcher Wärme gesprochen, daß sie eine gewisse Eifersucht fühlte, und daß sie nicht selbst die Gelegenheit des Wiedersehens herbeiführen wollte. Um sich dieses Gefühles wegen vor sich selbst zu entschuldigen, sagte sie sich, daß ja auch Mütter auf ihre Söhne, Schwestern auf ihre Brüder eifersüchtig sind, und sie fand das natürlich. Ist es nicht schmerzlich, ein Wesen, das uns bis zu einem gewissen Momente durch

so innige Bande verbunden war, plötzlich durch innigere und stärkere Fesseln an eine Frau geknüpft und sich entführt zu sehen? Sie empfand, wie weh eine solche Erfahrung thun mußte und beschloß, diese Erfahrung ihrem Vater so lange als möglich, vielleicht immer, zu ersparen.

So vergingen die Wochen. Der Herbst war schon da, als Odo eines Nachmittags mit eigenthümlich aufgeregtem Gesichte vor Lucy trat, die gedankenvoll am Fenster des Gartenhäuschens saß und ihre Blicke über den See streifen ließ. Der Ausdruck seines Gesichts war ein Gemisch von Freude und Niedergeschlagenheit.

„Was haben Sie?" fragte Lucy und fühlte, daß ihr Herz schneller zu pochen anfing.

„Eine große Neuigkeit," sagte Odo, „von der ich nicht weiß, ob sie mich freuen, ob traurig machen soll. Sie werden es mir sagen und Sie werden mir rathen, Mama."

„Was ist es? was ist es?"

Odo zog einen Brief aus der Tasche. „Es ist ein Brief meines Vormundes. Er kündigt mir an, daß mein Schiff, die Penelope, bestimmt ist, eine Erdumseglung vorzunehmen und an den wichtigsten Punkten des stillen Ozeans, der Südsee, der indischen und chinesischen Gewässer zu landen. Es steht mir frei, ob ich diese wundervolle Reise, die wenigstens drei Jahre dauern soll, mitmachen will oder nicht?"

„So?" fragte Lucy gedehnt, „drei Jahre?"

„Was soll ich thun?" fragte Odo.

Lucy ließ die Arme sinken und lächelte: „Sie fragen, was Sie thun sollen? Als ob Sie nicht schon wüßten, was Sie thun werden!"

„Es ist wahr," rief er, „ich weiß, was ich wünsche. Die herrliche Reise! wie viel kann ich sehen, erfahren, erleben! Wie anders werde ich zurückkommen! Solche drei Jahre zählen mehr als sonst ein ganzes Leben; ich denke, ich werde bei meiner Rückkehr ein fertiger Mann sein. Und doch, Miß Lucy," fügte er

nach einigen Minuten mit weniger Feuer und mehr Wärme hinzu, „ich will Ihren Rath haben, ich will Ihnen gehorchen. Wenn Sie Nein sagen, so bleibe ich."

Lucy sah ihn betroffen, beinahe erschrocken an. Sie wußte, wie sehr die Theilnahme an einer so großen Unternehmung seinem Charakter, seinen innigsten Wünschen entsprach; sie wußte, daß eine solche Weltfahrt die Verwirklichung seiner schönsten Träume war, daß ihn einer solchen seine ganze Jünglingsphantasie entgegen drängte — und doch wollte er Reisen oder Bleiben von ihrem Rathe abhängig machen, wollte er ihr vielleicht, wenn er eine Ahnung davon hatte, mit welcher Wärme sie an ihm hing, ein solches Glück opfern. Es war grausam von ihm, daß er in dem Augenblicke, da er ihr einen solchen Beweis seiner Anhänglichkeit gab, sie zwang, ihn selbst aus ihrer Nähe zu verbannen, einen Rath auszusprechen, der nur auf Entfernung, auf Trennung lauten konnte.

Nur um einer längeren Rede auszuweichen, die ihre Aufregung hätte verrathen können, sagte sie kurz und mit Entschiedenheit: „Sie werden reisen!"

„Nein, nicht so!" bat Odo. — „Sie sollen für mich nachdenken und überlegen, Sie sollen reiflich erwägen, was mir gut ist, was nicht. Das wird mir gut thun und ich möchte Ihnen so gerne gehorchen. Und," fügte er zaudernd hinzu, „wenn Sie nur den leisesten Wunsch haben, daß ich hier bleibe; ach wenn Ihnen, meine gute Freundin, mein Bleiben nur einen Augenblick Freude macht, so sagen Sie es."

Ahnt der Knabe, was er mir ist? fragte sich Lucy und zog die Augenbrauen zusammen. „Sie haben Recht," sagte sie laut, als ob sie den letzten Theil seiner Rede nicht gehört hätte, „die Sache muß überlegt sein. Ich werde Ihnen morgen meine Meinung sagen."

Sir William kam dazu. Als er hörte, um was es sich handelte, begriff er nicht, wie ein junger Mensch da zögern könne. Er malte den Reichthum, die Mannigfaltigkeit, den Nutzen einer

solchen Reise mit jugendlicher Begeisterung aus und rief einmal übers andere: „Fort mußt du, old fellow, du mußt fort!"

Trotzdem versicherte Odo, als er Abends Abschied nahm, daß in ihm über seine Reise nichts feststehe, und daß er Alles von dem Rathe der Freundin, den er morgen einholen wolle, abhängen lasse.

„Deine Freundschaft für den Jungen," sagte Sir William, als er mit seiner Tochter allein war, „wird dich doch nicht verleiten, Lucy, ihm einen Rath zu geben, der —"

„Seien Sie ruhig, Papa," fiel ihm Lucy ein, „ich bin keine so arge Egoistin."

Der Vater suchte ihr noch Allerlei betreffs des Nutzens einer solchen Reise für einen jungen Seemann auseinander zu setzen, aber sie entschuldigte sich mit Kopfschmerzen und ging früh auf ihr Zimmer.

Als Odo am folgenden Tage wieder kam und sie um das Ergebniß ihrer Ueberlegung fragen wollte, fiel sie ihm selbst mit der Frage: „Wann reisen Sie?" ins Wort.

„Morgen!" antwortete Odo und schlug die Augen nieder.

„Morgen!" lispelte sie und fügte hinzu: „Dann müssen Sie noch viel mit Papa sein."

So sprechend, führte sie ihn zu Sir William, der ihm noch Verhaltungsregeln gab, bis Lucy zum Aufbruch mahnte. Der Wagen stand bereit, und Vater und Tochter brachten Odo bis an das Parkthor der Pension. Sir William drückte ihm die Hand, Lucy schloß ihn in ihre Arme, schob ihn rasch von sich und sprang in den Wagen, wandte die Pferde und jagte in Galopp der Stadt zu. Sir William wiederholte und murmelte immer vor sich hin: „Schade! Schade! Ich hatte den Jungen so lieb wie meinen eigenen Sohn!" Lucy erwiderte nichts; sie schlug auf die Pferde ein. Sie war zufrieden mit sich; sie hatte es diesen ganzen Tag durchgesetzt: sie war nicht einen Augenblick mit Odo allein geblieben.

Wieder am nächstfolgenden Tage gegen Mittag stieg Odo in den Postwagen. Herr Röder und eine Anzahl seiner Zöglinge

hatten ihn bis an das Posthaus begleitet. Als sich der Wagen in Bewegung setzte, gingen Lehrer und Zöglinge gleich traurig davon. In einer Buchhandlung in der Nähe stand Lucy und sah mitten zwischen den Büchern des Auslegekastens hindurch der traurigen Abschiedsszene zu. Eine schwere Thräne rollte auf die Bücher herab.

Viertes Kapitel.

In dem Landhause am Genfer See hat sich Manches verändert. Sir William ist nur selten zu sehen. Nur an sehr schönen Sommertagen fährt sein Rollstuhl vom Hause, durch die breite Platanenallee bis an die Terrasse, an deren Fuße die Wellen lispeln. Lucy schiebt den Rollstuhl, stellt dem Vater einen Schemel unter die Füße, die sie sorgsam mit einem Shawl umhüllt, setzt sich ihm dann gegenüber, nimmt ein Buch zur Hand und wartet ab, ob der Vater lieber schweigend oder plaudernd über der schimmernden Fläche hinsehe, oder ob er es vorziehe, daß sie ihm etwas vorlese. Die leidige Gicht, die ihn so früh gezwungen hatte, den Seedienst, dann sein Vaterland zu verlassen, hat sich bei dem siebenzigjährigen Manne mit erneuerter Gewalt eingestellt. Nun sind es mehr als drei Jahre, daß sie gegen den sonst so kräftigen Greis einen Krieg führt, indem sie ihm nur während der schönsten Sommertage einen kurzen Waffenstillstand gewährt. Die Winter sind ein fortwährender Kampf. Er behauptet, daß er in diesem Kampfe längst erlegen wäre, wenn ihm nicht die Hülfe, die unausgesetzte Pflege seiner Tochter zur Seite stände. Wie glücklich fühlt er sich, wenn er manchmal am Ufer des Sees so dasitzen und gedankenvoll hinaussehen kann, bis der Montblanc, sein Haupt mit Abendrosen bekränzt, ihn mahnt, sich vor den sonst so unschuldigen Zephyren des Genfer Sees flüchtend zurückzuziehen. Die Heiterkeit der Gegend spiegelt sich dann in seinem Gesichte noch glänzender als im See, und die

von Schmerz und Leiden zerarbeiteten Züge lächeln sanft vor sich hin. Seine Tochter ist in solchen Momenten trauriger anzusehen, als der gequälte alte Mann. Ihr Gesicht mit den durchsichtigen, feinen Farben, mit dem blonden Haare, ist so jung wie vor drei Jahren und sieht überhaupt aus, als ob es nie altern könnte; aber der Ausdruck dieses ewig jungen Gesichtes ist gealtert. Bei näherer Betrachtung erkennt man doch einige Fältchen, die sich von oben nach unten zwischen die Augenbrauen eingedrängt und diese etwas näher an einander gezogen haben. Drei Jahre der Krankenwärterschaft gehen nicht vorüber, ohne Spuren zurückzulassen. Vielleicht kam hier noch Anderes hinzu. Sir William in seinen schmerzensfreien Momenten glaubte manchmal, der zunehmende Ernst komme bei Lucy daher, daß sie ihre Jahre so hinschwinden sehe, ohne Liebe, ohne Aussicht auf häusliches Glück. Doch sprach er ihr nicht mehr von Heirath; sie hatte diese Gespräche, die Sir William nach der Wiederkehr seiner Krankheit oft aufs Tapet brachte, ein für alle Male mit der Erklärung beseitigt, daß sie sich nie zu vermählen gedenke. Sie that dieß, als Mr. Starling einige Monate nach Odo's Abreise wieder erschienen und dießmal einen förmlichen Heirathsantrag machte. Sir William sah außerdem ein, daß seine Gespräche eitel sein und leere Theorien enthalten könnten, da Lucy außer aller Verbindung mit der Welt lebte und sich in ihrem Bereiche kein Mann befand, auf den ihre Gefühle gelenkt werden konnten. Außerdem erschrickt man in englischen Familien nicht so sehr vor dem Gedanken, eine Tochter bis tief in die zwanziger Jahre, ja immer unvermählt zu sehen, und bei Sir William kam vielleicht noch der Egoismus des Alters und der Krankheit hinzu, der sich bei dem Gedanken, sich eine so treue und liebende Pflegerin zu erhalten, leicht beruhigt.

Aber trotzdem man außer aller Verbindung mit der Welt lebte, war es doch nicht so sehr einsam und stille in Sir Williams Landhause. Odo war bald nach seiner Abreise durch mehrere Personen ersetzt; und das kam so.

Kaum drei Tage, nachdem sie von ihm Abschied genommen, machte sich Miß Lucy auf, um das Haus des s. g. Herrn Durand, des Graveurs, aufzusuchen, das ihr Odo genau hatte beschreiben müssen. Sie fand es bald, aber die Wohnung war leer. Andere Arbeiter, die auf demselben Flur wohnten und bei denen sie sich erkundigte, sagten ihr, es müsse mit ihrem ehemaligen Nachbar, von dem sie übrigens wenig zu berichten wußten, ein großer Glückswechsel vor sich gegangen sein; er habe mit seinen beiden Kindern plötzlich die Wohnung verlassen und sei verschwunden. Ob es ein Glückswechsel zum Bösen oder zum Guten gewesen, konnten sie nicht sagen. Er sei wenig mit ihnen umgegangen und wenn er auch gegen Jedermann freundlich gewesen, so habe er doch keine Vertraulichkeit aufkommen lassen. Lucy ging verdrießlich nach Hause; sie hätte weinen mögen. Es war ihr Bedürfniß, sich der Geretteten Odo's anzunehmen, etwas für sie zu thun; sie wenigstens zu kennen und durch die Familie, die ihn nothwendig lieben mußte, mit ihm gewissermaßen in einer gemüthlichen Verbindung zu bleiben. Das sollte ihr auch nicht gegönnt sein. Nach der Aussage der Arbeiter konnte der Italiener auch in Noth und Elend versunken sein; sie wäre im Stande, ihm und seinen Kindern zu helfen und sich so, als Helferin der Familie, unmittelbar an Odo's Thaten zu schließen und diese fortzusetzen. Das zu thun schien ihr Pflicht, und nun sollte ihr auch das nicht werden. Und wie gerne hätte sie das Mädchen mit dem bleichen Gesichte und den großen Augen, von denen Odo mit solcher Wärme gesprochen, kennen gelernt! Aus all' Dem sollte nun Nichts werden und sie sah eine öde, öde Zeit vor sich, nachdem sie noch eine Stunde vorher geträumt hatte, die Wohlthäterin, die Freundin der Familie, vielleicht die Lehrerin der Kinder zu werden. Es war ihr, als müßte sie sich an das Mißlingen ihrer liebsten Pläne gewöhnen.

Zu Hause angekommen, hörte sie kaum, als ihr der Bediente ankündigte, daß sie ein fremder Herr im Salon erwarte. Als sie eintrat, sah sie einen Mann von ungefähr fünf- oder sechs-

unddreißig Jahren, der ihr mit dem vollkommensten und würdevollsten Anstande eines Weltmannes entgegenkam. Ein edles, von schwarzem Barte und ebenso schwarzem, dicken Haupthaar eingefaßtes Gesicht, das im Blicke und auf einer hohen Stirne den gedankenvollsten Ernst sehen ließ, verneigte sich vor ihr mit dem mildesten Lächeln. Fast bedurfte sie, zerstreut wie sie war, einiger Fassung, um ihre Ueberraschung und das Wohlgefallen an der eben so schönen als imponirenden Erscheinung nicht zu verrathen.

„Mein Fräulein," sagte der Fremde in gebrochenem Englisch, „entschuldigen Sie, daß ich mich Ihnen so ohne jede Empfehlung vorzustellen wage. Herr Röder, von dem ich so eben komme, hat mich dazu ermuthigt."

„Sie kommen von einem Manne, den wir sehr schätzen," erwiderte Lucy; „setzen Sie sich gefälligst. Mit wem habe ich die Ehre? Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich bin der Marchese Brofferio aus Genua," sagte der Fremde, indem er sich Lucy gegenübersetzte, „ich bin Flüchtling und lebe seit einigen Jahren hier in Genf in der Verbannung."

Lucy verneigte sich; der Marchese fuhr fort: „Vor einigen Monaten erzeigte mir ein heldenmüthiger, junger Engländer eine unschätzbare Wohlthat: er rettete meine kleine Emilia aus den Fluthen der Rhone."

„Herr Durand!" rief Lucy aufs Freudigste überrascht.

„Derselbe," lächelte der Marchese, „unter diesem Namen habe ich einige Jahre hier als Arbeiter gelebt, um mich den Verfolgungen der heimischen Polizei zu entziehen. Jetzt bedarf ich dieser Verkleidung nicht mehr, da sich die Politik meiner Regierung geändert zu haben scheint. Seit einigen Tagen bin ich halb amnestirt; zwar bleibt mir das Vaterland noch immer verschlossen, aber meine konfiszirten Güter sind mir zurückgegeben worden. Diese Veränderung meiner Lage ist es, die mich bewog, sofort den Herrn Odo Worthington aufzusuchen; ich weiß nichts von seinen Verhältnissen, ich weiß nur, daß ich wie ein Bettler

vor ihm stand, daß ich ihm mit Nichts seine ungeheure Wohlthat vergelten konnte. Nun dachte ich — ich bin nun ein reicher Mann, vielleicht, wie die Dinge jetzt stehen, bin ich bald auch ein einflußreicher Mann. Mr. Worthington ist eine Waise — vielleicht dachte ich — und wenn ich auch nichts für ihn thun kann, ich kann ihn jetzt doch einladen, zu uns zu kommen, sich an dem jungen Leben zu freuen, das er gerettet hat. Oft in die ärmliche Stube zu kommen, die ich mit meinen beiden Kindern bewohnt habe, wollte ich ihm nicht zumuthen. Aber da erfuhr ich in der Pension des Herrn Röder, daß der junge Mann vor einigen Tagen Genf verlassen habe. Herr Röder sah meinen Schmerz und wies mich an Sie, mein Fräulein. Sie würden, meinte der brave Mann, mir wenigstens Gelegenheit geben, daß ich ihn nicht aus den Augen verlieren und daß ich die Hoffnung bewahren kann, mich ihm einst wieder nähern zu können."

„Sie werden mir glauben, Herr Marchese," sagte Lucy, „daß ich Herrn Röder sehr dankbar bin, wenn ich Ihnen sage, daß ich so eben aus Ihrer ehemaligen Wohnung komme und daß ich es sehr bedauert habe, Sie nicht mehr dort gefunden zu haben. Ich wollte die Kinder kennen lernen, denen ich mich durch meine Freundschaft für Odo verwandt fühle."

Der Marchese ergriff ihre Hand und küßte sie. — „Diese Bekanntschaft," sagte er lächelnd, „wird leicht zu machen sein. Das Schicksal hat mich bei der Wahl meiner Wohnung gut geleitet; wir sind Ihre nächsten Nachbarn: ich wohne in dem anstoßenden Landhause."

Er stand auf und trat ans Fenster. „Mein Fräulein, Sie können meine Kinder jenseits der Mauer, die unsere Gärten trennt, spielen sehen."

Lucy eilte ans Fenster und sah das kleine Kind, das sich in einem Haufen zusammengefegter welker Blätter wälzte, während die größere Schwester, an einen Baum gelehnt, lächelnd zusah. Es war das blasse Gesichtchen mit den großen schwarzen Augen, von dem Odo mit so großer Wärme gesprochen. Der

kleine Kopf bog sich etwas nach der Seite, als ob er nur der großen Last der schwarzen Haare nachgäbe, die theils in dicken Flechten einen Kranz bildeten, theils aufgelöst auf die bräunlich weiße Schulter herabfielen. Sie sah wie träumend vor sich hin, oder vielmehr wie sinnend, als ob ihr der Anblick des Kindes mitten unter den welken Abfällen des Sommers melancholische Gedanken einflößte; dabei beobachtete sie doch das Kind mit einer mütterlichen Zärtlichkeit, immer bereit zu Hülfe zu kommen, es aufzuheben, wenn es fiele und ihm zu reichen, was es verlangte.

„Sie steht da, wie des Kindes Schutzengel!" lispelte Lucy.

„Das ist meine Zanetta!" sagte der Marchese.

Aber als ob ihr ein unangenehmer Gedanke durch den Kopf fuhr, sagte Lucy: „Unbegreiflich! Dieses Mädchen hat das Kind ins Wasser fallen lassen!"

Der Marchese zog seine Augenbrauen etwas zusammen und sagte rasch, wie um Zanetta so schnell als möglich gegen eine Anklage in Schutz zu nehmen: „Mein Fräulein, sie ließ das Kind aus Schwäche fallen. Sie hatte damals beinahe zwei Tage lang nichts gegessen."

Lucy erschrak und sah den Marchese mit einem Blicke an, der ihn um Vergebung anflehte. „Kommen Sie," bat sie, „machen Sie mich mit dem Kinde bekannt, geben Sie mir Gelegenheit, es zu küssen."

In dem Augenblicke fiel Zanetta's Auge auf das Fenster; sie sah ihren Vater und lächelte ihm zu, dann erröthete sie eben so rasch, als sie die fremde Dame neben ihm sah. Lucy winkte ihr; sie sah ihren Vater fragend an und da er eine bejahende Bewegung machte, nahm sie das Kind und verschwand hinter dem Hause.

„Miß Spencer," sagte der Marchese mit zitternder Stimme, „Sie werden mein Alles kennen lernen, die Erbschaft eines geliebten Weibes, das mir in der Blüthe des Lebens und unserer Liebe entrissen wurde. Seien Sie gütig gegen die guten Kinder und vor Allem nachsichtig. Beide haben bis jetzt nur Elend

gekannt; sie sind nicht erzogen, sie sind nicht gelehrt; ich hatte bisher nur Zeit, Brod für sie zu schaffen und wie oft konnte ich selbst das nicht! Wie oft haben sie gehungert! Rechnen Sie ihnen das an, daß sie für ihr Vaterland gehungert und gelitten haben. Es soll jetzt anders werden; nur ihrer Erziehung will ich leben, bis mich vielleicht wieder mein Vaterland ruft."

Wie gerne hätte ihm Lucy sogleich ihre Hülfe angeboten; aber sie hoffte, daß sich die Dinge von selbst so fügen würden, wie sie es schon gewünscht hatte, als sie die Familie heute Morgen aufsuchte und wie sie es jetzt noch inniger wünschte. Gerührt eilte sie den Kindern auf die Treppe entgegen und empfing sie, als empfinge sie Schutzbefohlene.

Nach wenigen Tagen der Bekanntschaft mit Zanetta, vielleicht nach wenigen Stunden fiel ihr ein, was sie vor mehreren Monaten an ihre Freundin in Beziehung auf Odo geschrieben: „Anstatt ihn erziehen zu wollen, müßte man irgend ein liebliches, von der Natur eben so reich ausgestattetes junges Mädchen für ihn so erziehen, daß es einst würdig wäre, seine Lebensgefährtin zu werden." In Zanetta stellte sich ihr ein solches Mädchen bestimmter und noch reicher ausgestattet vor, als sie es geträumt hatte. Eine schöne Erscheinung ist in der Wirklichkeit mit den bestimmten Zügen einer Persönlichkeit immer schöner, als die schönsten Gebilde unserer vagen Phantasie. Alle Ideale kommen uns hohl vor, wo wir in der Welt mit einem schönen Menschen zusammentreffen. Jede persönliche Physiognomie ist bedeutender und mächtiger, als die Physiognomie des Ideals, das immer nur konventionelle Züge trägt, wie eine Zeichnung ohne Modell. Lucy fühlte das der kleinen Zanetta gegenüber. Das Schicksal ihres Vaters, frühe Verwaisung, anderes frühes Leiden, die schon in der ersten Kindheit auferlegte Pflicht, für ein Kind zu sorgen, das Alles, verbunden mit einer angeborenen Energie des Charakters, welche die weibliche Sinnigkeit nicht ausschloß, machten Zanetta, abgesehen von ihrer räthselhaften Schönheit, zu einer Erscheinung, die Lucy in Erstaunen setzte, ja ihr insofern dieselbe

Verlegenheit bereitete, die sie Odo gegenüber empfunden hatte, als sie sich auch hier sagen mußte, daß eigentlich auch an diesem Geschöpfe nichts zu erziehen sei. Aber lernen konnte Zanetta Manches und da sie sah, daß es ihrer neuen, mütterlichen Freundin Freude machte, wenn sie lernte, ergriff sie Alles mit einem Eifer, der bei ihrer Leichtigkeit der Auffassung, bei ihrem rathenden Verständniß in kurzer Zeit Wunder that. In ihrer Beschäftigung mit der kleinen Emilia, die sie, trotzdem ihr jetzt der Vater eine Kinderfrau beigegeben hatte, doch stets mit der zärtlichsten Sorgfalt umgab, erinnerte sie Lucy an jene jugendlichen, kaum der Kindheit entwachsenen Madonnen Andrea del Sarto's, die sie in Florenz gesehen hatte. Trotz ihrer Heiterkeit, oft kindischen Ausgelassenheit bei ernstestem inneren Wesen flößte sie Lucy eine gewisse Achtung wie vor einer weit älteren Person ein und doch erschien sie ihr andererseits, wenn sie sie mit sich selbst verglich, so unendlich jung. Die geheime Ursache war, daß ihr im Grunde nur jung schien, was so jung oder jünger war als Odo, und alt, was so alt oder älter war als sie selbst.

Bei den Erziehungsplänen Lucy's war natürlich oft die Rede von dem abwesenden Odo; aber Lucy sah bald ein, daß es nicht nothwendig war, die Gedanken Zanetta's auf den Abwesenden zu leiten; sie erkannte bald, daß er dem Kinde in einem eigenthümlich magischen Lichte, als eine Art verklärter Erscheinung vorschwebte. Je älter Zanetta wurde, je besser sie es unter der bildenden Anleitung ihrer Lehrerin lernte, ihren Gedanken Form zu geben, desto deutlicher wußte sie es auszudrücken und desto klarer wurde es ihr selbst, was sie Odo zu danken hatte. Er hatte, wie sie sich ausdrückte, nicht der kleinen Emilia, sondern ihr das Leben gerettet und mehr als das Leben. Sie gewöhnte sich, sich den Zustand auszumalen, in dem sie ihr ganzes Leben hingeschleppt hätte, wenn ihr Schwesterchen in den Fluthen der Rhone zu Grunde gegangen wäre. Nach solcher Vorstellung athmete sie tief auf, wie wenn sie von einem Alpdrucke befreit wäre und jedes Mal stand Odo vor ihr, als der Befreier von

unheimlichem, grauenvollem Drucke. So war es ihr, als habe sie ihm jeden Tag zu danken.

„Sehen Sie, Miß Lucy," sagte Zanetta oft, „ich sehe ihn stets, wie er mit ausgebreiteten Armen von dem Steingelände in die Rhone sprang, wie ein Schutzgeist, der plötzlich aus der Höhe herabeilt. In dem Augenblick, da ich ihn so sah, fühlte ich mich gerettet. Ich wurde ganz ruhig und wartete nur, daß er mir das Kind zurückbringe. Als ihn dann die Knaben umringten, war es mir, als ob ihn eine Wolke eingeschlossen hätte, die ihn wieder entführen sollte. Als er dann zu uns kam, hatte ich nicht den Muth, ihn anzusprechen — ich konnte ihn nur ansehen. Und hätte er Emilia auf den Arm genommen und wäre mit ihr fortgegangen, ich hätte sie ruhig, vielleicht glücklich gehen lassen. Es wäre mir zu Muthe gewesen, als führte er sie geraden Weges in die Seligkeit. Und wenn er mir nur gewinkt hätte, ich wäre ihm gefolgt, wohin es ihm gefiel, ohne zu fragen, ohne mich umzusehen. Und heute ist mir noch gerade so."

So sprach Zanetta in der ersten Zeit ihres Aufenthalts in der Villa; so sprach sie nach Monaten und nachdem schon ein und zwei Jahre dahin gegangen waren. Lucy hörte ihr dann zu, als ob sie schöne Kindermärchen hörte und doch wieder mit einem Gefühle tiefer Wehmuth. Sie legte ihr die Hand auf die schwarzen Scheitel, sah ihr lächelnd in das große offene Auge und dachte: Glückliches Kind, so früh schon erfüllt dich ein Ideal und du brauchst dich dieses Ideals nicht zu schämen!

Von der Intimität, die zwischen den beiden Familien herrschte, gab das sprechendste Zeugniß jene Thüre, die man gleich im ersten Winter des Zusammenlebens in die Mauer zwischen den beiden Gärten hatte brechen lassen und die nun die beiden Landhäuser gewissermaßen zu einem machte. Der alte Sir William segnete Odo's Andenken dafür, daß er ihm diese Gesellschaft verdankte. Am Marchese hatte er einen männlichen Freund, mit dem er Ernstes und vor Allem die politische Lage Europa's, die dieser sehr genau kannte, besprechen konnte; an den Kindern eine

anmuthige, jugendliche Welt, die ihm über manche Stunde des Leidens hinweghalf. Zanetta war eine eben so gute Krankenwärterin im Momente des Schmerzes, als sie in Stunden der Ruhe unterhaltend war, mochte sie ihm nun von den Erinnerungen aus Italien vorplaudern oder vor seinem Lehnstuhle italienische Nationaltänze ausführen. Er hatte innige Zuneigung für das Kind gefaßt und freute sich, wenn sie ihn Großvater nannte. Der Marchese war freilich nur im ersten Winter ein steter Gesellschafter des alten Herrn und seiner Tochter; sobald er aber seine Kinder unter deren Schutze so wohl geborgen sah, begann er die verschiedensten Reisen in politischen Aufträgen seiner Partei. Die Kinder übersiedelten dann gänzlich unter Sir Williams Dach, ja sie blieben später im Hause, selbst wenn der Marchese auf Tage und Wochen zurückkehrte. So wurde ihnen Lucy Alles und es ist kein Wunder, daß sie sie, wie ehemals Odo, ebenfalls Mama nannten. Lucy lächelte dazu. Sie, die ehemals im Bewußtsein ihrer Schönheit und in ihrem weiblichen Stolze der Männerwelt gegenüber nicht den geringsten Zweifel in ihre Macht setzte, sagte sich jetzt: „Es scheint, daß ich bestimmt bin, nur die kindliche Liebe zu einer Mutter einzuflößen.“

Vielleicht hätte sie mit der Zeit Anderes glauben gelernt, wenn der Marchese im Landhause so heimisch geworden wäre, wie seine Kinder und wenn er, der begeisterte Sohn seines Vaterlandes, den persönlichen Gefühlen gestattet hätte, den Raum in seinem Herzen einzunehmen, den sie einzunehmen drängten. Aber er hatte Pflichten, er stand mitten in den vorbereitenden und geheimen Bewegungen, welche die Wiedergeburt Italiens bezweckten. Er konnte seine thätige Vaterlandsliebe eine Zeit lang zum Schweigen bringen, als er gezwungen war, seine Kinder vor Mangel und Hunger durch seiner Hände Arbeit zu schützen; jetzt, da diese nächste Pflicht von ihm genommen war, glaubte er sich mit allen Kräften und Gefühlen der weiteren, bürgerlichen Pflicht hingeben zu müssen. Seine Kinder waren unter Lucy's Schutz so gut geborgen; es wäre Verbrechen gewesen, dem Vaterlande

einen Augenblick seiner Zeit, eine schwächste Kraft seines Geistes abzusparen. Es lebte jene Intensivität der Vaterlandsliebe in ihm, die in unserer Zeit und in italienischen Gemüthern zu finden ist. Kein Sohn einer andern Nation versteht es wie sie, seine persönlichen Gefühle, ja selbst seine persönlichen Ansichten und Ueberzeugungen dem Ganzen unterzuordnen und aufzuopfern. Diese größte aller Opferfähigkeiten ist ihnen eigen und war im Marchese aufs Ausgesprochenste vorhanden. Wie dankbar war er Lucy für die Freiheit, sich ganz seinem Wesen hingeben zu können, und diese Dankbarkeit erhöhte noch das Gefühl, das er vom ersten Augenblicke an ihr gegenüber empfand. Jede Befriedigung, die er aus seinem Thun und Wirken schöpfte, glaubte er ihr schuldig zu sein, und wenn sein Streben dem Vaterlande einigen Nutzen brachte, war sie es, der er ihn gerne zuschrieb. Sie fühlte das und er sagte es ihr oft genug in seiner aufrichtigen und männlichen Weise. Ihrem ganzen Charakter und den Anforderungen nach, die sie an einen Mann stellte, freute sie sich auch darüber; aber auch hier sagte sie sich mit demselben Lächeln: Ich bin nützlich!

Aber das Gefühl des Nützlichseins breitet über ein Mädchengemüth nicht jene ganze Heiterkeit, deren es fähig ist. Bei all dem Bewußtsein, einem kranken Vater, zwei lieblichen, mutterlosen Kindern, einem braven, zu den edelsten Zwecken thätigen Manne und vielleicht auch vorsorgend dem Glücke eines fernen, theuern Freundes förderlich zu sein, lag auf Lucy ein dunkler Schleier sanfter Trauer, der sich in der letzten Zeit, immer dichter und immer dichter schattend, zusammenzog.

Diese Trauer ist gemach zur allgemeinen, drückenden Atmosphäre des ganzen Hauses geworden. Sie drückt auf Sir William beinahe eben so sehr, wie auf seine Tochter. Beide sitzen dort auf der Terrasse und Lucy fällt es nicht ein, das Buch, das auf ihrem Schooße liegt, aufzuschlagen. Sie sehen über den See hin und jedes Segel, das vorüberzieht, erweckt traurige Gedanken. Nur Sir William seufzt manchmal; Lucy blickt starr vor sich hin.

Seit Odo's Abreise wird im Hause nichts so eifrig gelesen, wie das englische Flottenjournal; dieses Blatt brachte, nebst den wenigen Briefen, die man von ihm selbst erhalten hatte, einige Nachrichten über ihn oder vielmehr über sein Schiff Penelope. Man wußte wenigstens, unter welchen Himmelsstrichen sich dieses Schiff befand, und man folgte ihm auf den alten Seekarten, die Sir William wieder hervorgesucht hatte. Aber seit Wochen hatte sich jede Spur der Penelope verloren, und das Flottenjournal drückte zu wiederholten Malen seine Besorgniß um Schiff und Mannschaft aus. An der Nordküste Neuhollands war es verschwunden. Jede Wochennummer des Journals wurde mit bebender Spannung erwartet und der Tag, an dem es kommen sollte, bis zum Momente der Ankunft schweigend zugebracht. Während Vater und Tochter auf der Terrasse saßen, standen die italienischen Schwestern am Gartenthore und warteten des Bedienten, der aus der Stadt kommen sollte. Da klang das Thor; Lucy wandte sich um; Zanetta hatte ihr Schwesterchen verlassen, um, mit der Zeitung in der Hand, schneller, quer durch den Garten zu Lucy zu gelangen. Im Laufen riß sie den Umschlag ab, um das Blatt gleich entfaltet übergeben zu können. Lucy faßte es mit zitternden Händen und las, während Zanetta und der Vater ihren Blicken, die über die Kolonnen hineilten, voll Erwartung folgten. Sie ließ das Blatt fallen und sagte kaum hörbar: „Nichts!"

Zanetta trat einige Schritte zurück und lehnte sich an einen Baum. Ihr schlanker, zarter Leib zitterte, aus ihrem großen Auge fiel eine Thräne, die sie zu verbergen suchte, indem sie sich abwandte. Aber Emilie, die indessen hereingekommen war und sich an das Kleid der Schwester klammerte, bemerkte diese Thräne und fing laut zu weinen an. Sir William wurde unruhig. „Kinder," sagte er, „keine Thorheiten! Man ertrinkt nicht so leicht! Ich habe auch einmal durch acht Wochen für ertrunken gegolten und sitze jetzt hier in meinem dreiundsiebenzigsten Jahre. Englische Seeleute lassen sich nicht so leicht von der See verschlingen und englische Schiffe haben einen harten Kiel."

Sir Williams Tröstungen frommten wenig; sie konnten die sorgenvolle Stimmung des Hauses nicht zerstreuen. Man verließ die hergebrachte Tagesordnung, die gewöhnlichen Beschäftigungen wurden vernachlässigt; man ging schweigend, wie durch ein Sterbehaus, durch Stuben und Garten. Erst als sich wieder der Tag näherte, der eine neue Nummer der Flottenzeitung bringen sollte, erwachte man unmerklich aus der trüben Stimmung und äußerte sich die erneute Hoffnung hie und da durch ein lauter gesprochenes Wort, durch einen Trost, den jetzt Zanetta, jetzt der alte Herr auszusprechen wagte.

Aber diese halberwachte Hoffnung sollte zu schnell, noch vor Ankunft der Zeitung, niedergeschlagen werden.

Plötzlich kam der Marchese aus London an, wo er sich eben aufgehalten hatte. Nach der ersten Freude des Wiedersehens bemerkten Zanetta und Lucy, daß seine Stimmung nicht heiterer war, als die ihrige. Er war den Nachrichten über die Penelope mit derselben Spannung und Besorgniß gefolgt, wie die Freunde und die Kinder in Genf; er besaß die neuesten Nachrichten, die er sich bei der Admiralität in London geholt hatte und eilte, ihnen zuvorzukommen, ehe sie die Zeitung nach Genf brachte. Lucy ahnte das und hätte ihn gerne allein befragt, aber Zanetta wich nicht von seiner Seite. So vergingen peinvolle Stunden, ehe Jemand den Namen Odo oder Penelope aussprach. Der Marchese fürchtete jeden Augenblick die Ankunft der Zeitung und mußte sich entschließen, den traurigen Gegenstand selbst zu berühren.

„Sie sind wohl," sagte er, als die ganze Gesellschaft im Salon Sir Williams versammelt saß, „mit Besorgniß dem Flottenjournal gefolgt?"

Niemand antwortete. Er fuhr fort: „Auch in England ist man sehr besorgt — durch mehrere Wochen fehlten die Nachrichten gänzlich — seit einigen Tagen glaubt man, über das Schicksal der Penelope etwas zu wissen."

Er schlug, während er diese letzten Worte hervorbrachte, die Augen nieder und schwieg.

„Das Schiff ist untergegangen!“ sagte Lucy mit tonloser Stimme und ließ die Arme sinken. Der Marchese schwieg, und Zanetta ließ ihren Kopf auf seine Schulter fallen. Er schlang den Arm um ihren Leib und drückte sie an sein Herz. Das war Allen wie eine Fortsetzung seiner Rede und wie eine Bestätigung dessen, was Lucy wie aus dem Traume gesprochen hatte.

„Aber,“ fuhr er rasch fort, „wenn man auch an der nördlichen Küste Neuhollands Trümmer der Penelope gefunden, so hat man doch keine Leiche gefunden. Das Schiff ist gestrandet; aber es ist nicht gewiß, daß die Mannschaft zu Grunde gegangen.

Das war noch ein Strohhalm, an dem sich die Hoffnung festklammern konnte; aber die seit Wochen so tief herabgedrückten und gequälten Gemüther hatten nicht mehr die Kraft, auf so geringe Ursachen hin zu hoffen. Selbst Sir William, der bisher der Hoffnungsreichste gewesen, sah man es an, daß ihn alle Zuversicht verlassen hatte.

Fünftes Kapitel.

Es war im Hause, wie es in der ersten, öden Stunde zu sein pflegt, nachdem man einen Sarg hinaus getragen. Es herrscht eine große, dumpfe Leere. Wie in den Stuben, ist es in den Gemüthern. Alles schweigt, wie in Angst; jeder Laut könnte einen unerträglichen Schmerz erwecken. Der Marchese war offenbar herbeigeeilt, um das Unglück ertragen zu helfen und um zu trösten; aber dieser stumme Schmerz verdammte ihn zur Unthätigkeit. Er konnte nur die kleine Emilia trösten und beruhigen, da sie, geängstigt von der Stille und dem Ausdrucke auf allen Gesichtern, zu weinen anfing. Sie schlief in seinen Armen ein, und er trug sie in ihr Bett. Das war das Zeichen zum Aufbruch; man trennte sich mit stillen Händedrücken.

Lucy hatte sich so gewöhnt, das wahre Gefühl, das sie mit

dem Andenken an Odo verband, so zu verbergen, daß es ihr, erst auf ihrem Zimmer angekommen, so schien, als ob sie jetzt erst ihren Thränen freien Lauf lassen dürfte. Aber sie war nicht allein. Bald öffnete sich die Thüre und Zanetta sank vor ihre Füße, drückte die Stirne auf ihre Kniee und begann zu schluchzen.

„Lucy,“ rief sie, „meine geliebte Lucy, was soll ich beginnen? wie soll ich länger leben? Ich habe ihn geliebt, so unendlich geliebt!“

Lucy hob ihren Kopf auf und sah ihr in die thränenvollen Augen. Der Ausdruck dieser Augen sagte es ihr klar, daß keine kindische Einbildung aus diesen Worten sprach, sondern die überzeugteste Liebe einer Jungfrau.

„Armes Kind!“ seufzte Lucy und zog sie an ihr Herz. Wie gerne hätte sie ihr jetzt gesagt: auch ich habe ihn geliebt! aber die Scheu, diese Liebe zu gestehen, die sich im Laufe so langer Zeit in ihr eingenistet hatte, verhinderte sie auch jetzt, das Geständniß über die Lippen zu bringen, obwohl ihr in diesem Augenblicke Zanetta nicht mehr wie ein Kind erschien, sondern wie eine Jungfrau, die der gleiche Schmerz zu ihrer ebenbürtigen Freundin machte.

In der That war von dieser mitternächtlichen Stunde an ihr Verhältniß ein anderes. Ein Kind, das so liebt wie Zanetta, und das es so gesteht, und dem das Geständniß durch solches Unglück entrissen wird, ist kein Kind mehr. Zanetta fühlte das sowohl wie Lucy, und wie sich beim Weibe innigste Empfindungen gerne durch Aeußerlichkeiten offenbaren, oder vielmehr symbolisiren — so wollte sie, die ihr Herz durch Verwittwung zur Weiblichkeit gereift fühlte, die kurzen Mädchenkleider nicht mehr anlegen, die ihr, dem zarten, kaum sechzehnjährigen Kinde, bisher so natürlich schienen. Plötzlich erschien sie vor Lucy in langen Kleidern, die ihr, mit dem Ausdrucke tiefen Kummers im Gesichte, das Ansehen eines fertigen, frühgeprüften Weibes gaben. Lucy erschrak, als sie sie so erblickte. Sie fühlte sich ihr freilich näher, aber sie konnte sich nicht mehr überreden, daß der Schmerz

und die Liebe Zanetta's Gefühle eines Kindes seien, die verwischt werden können, und sie kam sich wie eine Verbrecherin vor, die Ruhe dieses Kindes ihren phantastischen Erziehungsplänen für Odo geopfert zu haben, indem sie den Keim einer kindlichen Neigung absichtlich und halb und halb in der Freude eifersüchtiger Selbstquälerei bis zu einer Leidenschaft pflegte und erzog, die offenbar mit der ganzen Seele Zanetta's verwachsen war. Je schuldiger sie sich fühlte, desto hingebender und zärtlicher wurde sie für Zanetta; sie vergaß zu Zeiten ihren eigenen Schmerz über den Kummer ihrer Freundin, und für diese fand sie Trostesworte und selbst Trostgründe, die sie für sich selbst vergebens gesucht haben würde.

Diese Theilnahme steigerte sich, je tiefer und je sichtbarer von Tag zu Tag Zanetta in ihrem Kummer und endlich in eine Art krankhaften Trübsinns versank, aus dem sie nichts zu reißen vermochte, wie sehr sie sich auch selber zwang, ihre Umgebung manchmal durch ein Lächeln oder durch einen Scherz zu beruhigen. Allgemach schwand auch diese Rücksicht für ihre Umgebung. Stundenlang saß sie in einem Winkel ihres Zimmers oder des Salons und sah mit starren Augen vor sich hin, die sie schloß, sobald man sich ihr näherte, um sie anzusprechen und sie zu zerstreuen. Eine ungeduldige Bewegung oder ein tief schmerzlicher Ausdruck wies Jeden zurück, der es versuchte, sie aus ihrem Hinbrüten zu reißen. So ging sie auch stundenlang und allein in den winterlichen Gängen des Gartens auf und nieder, schweigend, träumerisch, nur manchmal in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, wenn über den dunkeln See ein Segel dahin trieb. Nur ein Mittel gab es, das sie auf Stunden, wenn auch nicht erheitern, so doch aus ihrem dumpftraumartigen Zustande reißen konnte, und dieses Mittel hatte Lucy mit jenem, dem wahren Weibe angeborenen, ärztlichen Instinkte aufgefunden. Es war ein Besuch im Parke der Röder'schen Pension, im Hause und an den Stätten, wo Odo zwei Jahre seines Lebens verbracht hatte. Dort, unter den Tannen und Kastanienbäumen, lustwandelte sie

heiter mitten im Winter, als wäre ihr Herz von Frühlingslüften belebt, und horchte sie den Worten des guten Herrn Röder und seiner liebevollen Stimme, der doch auch Odo so gerne gehorcht hatte.

Auf Lucy mit ihrem britischen, der Selbstbeherrschung so sehr fähigen Charakter wirkte der leidenschaftliche Kummer des italienischen Kindes wie ein Räthsel und wie ein geheimnißvoller Zauber. Sie kam sich selber kalt und gefühllos vor. „Das ist Liebe," sagte sie zu sich selber; „was du für Odo fühltest, war herzliche Neigung zu einem Kinde, das eine schöne Zukunft versprach, und halb und halb Phantasterei." — Und doch wieder sagte sie sich, daß Zanetta's Liebe nur auf Visionen ihres eigenen Gemüthes, auf jenen verklärten Bildern beruhe, die sie sich von Odo machte, und die sie ehemals zu schildern liebte, wie sich Kinder gerne Märchen vorerzählen. Aber je räthselhafter ihr das Wesen Zanetta's war, desto mehr zog es sie an; und je beunruhigender ihr Zustand, desto mehr Liebe und Sorgfalt glaubte sie ihr schuldig zu sein. Bei ihr, wie bei allen anderen Hausgenossen, war das traurige Loos des Entfernten vor dem Anblicke der gegenwärtigen Leiden Zanetta's in den Hintergrund getreten. Selbst Sir Willian vergaß seine Krankheit.

Der Marchese, der sich nicht entschließen konnte, sein Kind in diesem Gemüthszustande zu verlassen und seine Reisen aufgegeben hatte, sah die Sorgfalt Lucy's mit unendlicher Rührung. Oft wenn er mit ihr am Bette Zanetta's saß — denn schon war es so weit gekommen, daß der treffliche Dr. Pelissier anrieth, sie Tage lang im Bette zu halten — faßte er plötzlich ihre Hand und zog sie an seine Lippen. Lucy ließ es geschehen. Die Einen liebten mich wie eine Mutter, er liebt mich aus väterlicher Liebe als Krankenpflegerin seines Kindes, dachte sie bei sich mit jener Ironie gegen sich selbst, die ihr in diesen Jahren zur Gewohnheit geworden. — Zanetta aber, wenn sie sprach, sprach ihr in einem anderen Sinne. Mit der Ruhe einer älteren Person und mit der Ueberlegenheit eines Wesens, das in Beziehung auf sich selbst

mit Allem abgeschlossen und mit der Welt abgerechnet hat, versicherte sie Lucy, daß sie ihr Vater liebe, und daß er würdig sei, von ihr geliebt zu werden. „Er liebt mich," fügte sie hinzu, „er wird unglücklich sein, wenn ich sterbe. Eines könnte ihn trösten: deine Liebe, Lucy!"

Lucy glaubte auf die Phantasieen des kranken Kindes eingehen zu müssen und gab ihr die Gegenversicherung, daß sie ihre Worte nicht vergessen werde.

Dr. Pelissier aber durfte auf die Todesahnungen Zanetta's nicht eingehen und auf ihre Versicherungen hin, daß sie bald sterben werde, nicht aufhören, nach Mitteln zu ihrer Rettung zu suchen. Eine neue Welt, neue Umgebung, neue Eindrücke, meinte er, könnten die Gemüthskranke zerstreuen und sie von den Gedanken abwenden, an die sie sich jetzt mit Hartnäckigkeit festklammerte. Er hoffte viel von der heimatlichen Luft und von der Schönheit der genuesischen Heimat. Zanetta hatte außerdem in früheren Zeiten immer mit großer Sehnsucht von Genua gesprochen, das sie in früher Kindheit verlassen hatte, und das ihrer Phantasie mit allem Zauber einer Fata Morgana vorschwebte. Noch jetzt flog ein melancholisches Lächeln über ihre Lippen, wenn Genua, wenn Italien vor ihr genannt wurden. Er rieth dringend, dieses schöne Mittel zu versuchen. Die politischen Angelegenheiten und im Besonderen die Stellung des Marchese waren in diesem Momente so beschaffen, daß man die Rückkehr in die Heimat leicht und ohne Demüthigung bewerkstelligen konnte. So ging denn auch der Marchese gleich daran, die nothwendigen Schritte bei seiner heimischen Regierung zu thun und die Reise vorzubereiten.

Aber welche Hoffnungen für Zanetta man auch an diese Uebersiedlung knüpfte und wie sehr diese Hoffnungen die durch innige Liebe und gemeinschaftliche Schicksale so eng verbundenen Hausgenossen aufheiterten, so war die Aussicht auf die nahe Trennung andrerseits doch eine neue Ursache zu neuer Betrübniß. Auch behauptete Zanetta, daß ihr Genua und das Meer die Liebe

und die Gesellschaft Lucy's nicht ersetzen könnten. Sie sträubte sich mit krankhafter Leidenschaftlichkeit gegen die Reise und brachte so zu Betrübniß noch Zweifel und Unentschiedenheit in die Gemüther. Es war, als sollte es in dieser kleinen Welt nicht mehr zur Ruhe und Klarheit kommen.

An einem jener schönen Februartage, die an den Ufern des Genfer See's so frühen und vollen Frühling heucheln, um dann wieder in des Märzen Sturm und Schnee wie ein schöner Jugendtraum zu verschwinden, ging Lucy allein und in Gedanken vertieft im Garten auf und nieder, in dem es bereits zu singen und zu sprossen begann. Sie hatte das Bedürfniß, sich zu fassen und zu sammeln. Obwohl eben erst ein Schicksal über sie dahin gegangen und die Folgen in Gestalt der kranken Zanetta sie noch immer verkörpert und mit immer neuen Sorgen und Leiden umgaben, war es ihr doch, als stände ihr eine neue Entscheidung bevor. Die Gespräche Zanetta's über die Liebe ihres Vaters machten ihr einen um so tieferen Eindruck, als das Mädchen sich nur zum Sprechen aufraffte, um von diesem Gegenstande zu sprechen; als es schien, als sei dieß das Einzige, was sie noch auf dieser Erde interessirte, und als sie diese ihre Reden mit schwacher Stimme, wie aus dem Traume, wie ein Orakel, eine Warnung und eine Bitte hervorbrachte. Das Wesen des Marchese war mit den Worten seines Kindes in vollster Harmonie. Lucy konnte sich darüber nicht täuschen, daß ihn ein mächtiges Gefühl in seinem Innersten bewegte und sie war gerührt, wie dieser ernste, vom Schicksal und durch Charakter gefestete Mann, zu dem mit Achtung emporzublicken sie so viel Ursache hatte, ihr gegenüber eine fast jünglinghafte Schüchternheit zeigte, als ob er sich, der beinahe vierzigjährige Mann, so jugendlicher Empfindungen schämte. Sie wußte, daß er sie liebte, wenn sie es auch ohne Zanetta's Reden vielleicht nicht errathen haben würde. Was sollte sie ihm antworten, wenn er ihr seine Liebe gestand? Sie hatte sich diese Frage, im Garten auf- und abgehend, kaum gestellt, als er neben ihr stand und sich schweigend ihrem Spaziergange beigesellte.

„Miß Lucy," sagte er endlich, „ich komme eben von Zanetta; sie ist fest entschlossen zu bleiben, um sich nicht von Ihnen zu trennen."

„Haben Sie ihr," fragte Lucy, „die Grille nicht auszureden gesucht?"

„Nein, Miß Lucy. Dieser Liebe wegen zu Ihnen ist mir das Kind nur theuerer. Kann ich gegen eine Anhänglichkeit sprechen, die mir so begreiflich ist?"

Lucy schwieg. Der Marchese fuhr nach einiger Zeit mit bebender Stimme fort: „Das Kind stirbt, wenn es bleibt; es stirbt, wenn wir es zwingen, Sie zu verlassen. Miß Lucy, kommen Sie mit uns!"

Der Marchese schwieg wieder, aber Lucy sagte: „Fahren Sie fort, Sie haben mir noch etwas zu sagen."

Sie wußte, daß ihr der Marchese jetzt seine Liebe gestehen würde; aber nicht um dieses Geständnisses wegen forderte sie ihn auf, fortzufahren. Sie hoffte, daß in seinen Worten etwas sein werde, was sie über sich selbst, über ihre Lage, über ihr Verhältniß zu ihm und den Kindern aufkläre; sie wünschte, daß in diesen Worten etwas wie ein Gebot der Pflicht sein werde, das sie zwinge, auf seinen Antrag einzugehen, und daß dieß ausgesprochen sei. Es war ihr, die sich so tief gealtert fühlte, als dürfte sie nicht mehr bloßen Empfindungen des Herzens folgen, als müßten Pflichten und Verstand bei ihrer Handlungsweise mit betheiligt sein.

Der Marchese fuhr fort: „Meine Kinder lieben Sie wie eine Mutter; seien Sie es! Sie retten vielleicht Zanetta!"

Wie glücklich war Lucy, daß er nicht sagte: Ich liebe Sie! Sie empfand die große Bescheidenheit, die dieses Schweigen verrieth und wahrlich, so sagte sie sich, er durfte noch Liebe gestehen und fordern. Mit Thränen in den Augen wandte sie sich zu ihm, gedemüthigt von der Demuth, mit der er vor ihr stand und wie sie rasch die Hand ausstreckte und sie ihm reichte, und er diese Hand faßte und sie an seine Lippen zog, war es ihr, als würde

sie aus einem Traume in die Wirklichkeit gezogen, als käme sie plötzlich zu Halt und Ruhe. Sie fühlte festen Boden unter ihren Füßen und auf dem eben erst betretenen Lebenswege empfand die Neuverlobte, was Neuverlobte so selten empfinden: Abgeschlossenheit, Befriedigung! Sie lächelte, und der Marchese schloß sie in seine Arme.

Diese eigenthümliche Verlobungsscene hatte ihren Zeugen. Die kleine Emilia war ihrem Vater nachgeschlichen und umklammerte Lucy's Kniee, während sie der Marchese umarmte. Das Kind weinte vor Freude, ohne eigentlich zu wissen, warum es weinte. Lucy fühlte sich wie in Liebesbanden gefangen; sie hob das Kind an ihre Brust und küßte es herzlich. Sie glaubte glücklich zu sein und strahlenden Gesichtes ging sie an der Seite des Marchese mit dem Kinde auf dem Arme ins Haus.

Als sie Zanetta so eintreten sah, sagte sie mit einem Lächeln des Errathens: „So ist es gut. Jetzt dürfen wir reisen."

Erst gegen Abend traten der Marchese und Lucy vor Sir William, der den Tag hindurch von Schmerzen geplagt gewesen war, sich jetzt aber einer ruhigen Stunde und mit dieser wie immer einer heitern Laune erfreute, um ihm die neue Wendung der Dinge mitzutheilen. Sir William, der den Marchese so sehr schätzte und liebte, legte hocherfreut ihre beiden Hände in einander und wünschte sich und ihnen Glück. Lucy sah alle Welt, Alle die sie liebte, glücklich; sollte sie es nicht sein?

Voll der frohesten Zuversicht in die Zukunft saßen die Drei da und besprachen die gemeinschaftliche Reise und Ansiedelung in der Villa des Marchese, auf einem der schönsten Hügel zwischen Genua und La Spezzia, und andere Pläne der Zukunft, als sich plötzlich die Thüre aufthat und zu aller Ueberraschung, ja zu ihrem Schrecken Zanetta hereintrat. Sie kam, wie sie eben das Bett verlassen haben mußte. Das Haar hing lang und ungeordnet über Gesicht und Schultern; das dünne, weiße Nachtkleid schmiegte sich in Falten um die zarten, schmächtigen Glieder; die Füße waren nackt; so waren auch die Arme, von denen die

Aermel zurückfielen, indem sie beide Hände ausstreckte, deren eine ein Licht, die andere ein entfaltetes Papier hielt. So stand sie da, wie eine Geistererscheinung und wie ein Geist blickte sie aus den großen, schwarzen Augen. Aber ihre Wangen waren von einer Röthe, von einer Gluth überflogen, die man seit Monaten nicht an ihr gesehen hatte. Sie wollte sprechen, aber konnte nicht. Der Marchese und Lucy eilten ihr entsetzt entgegen und wollten sie an einen Stuhl führen; aber sie sträubte sich; sie streckte ihnen nur das Papier entgegen, das sie krampfhaft in der Rechten hielt. Es war das englische Flottenjournal.

„Die Zeitung! Die Zeitung! Nachrichten von Odo!" rief Lucy.

Zanetta nickte und lächelte selig; aber sie ließ das Blatt nicht los, das nun auch Lucy gefaßt hatte. Sie that einen Schritt weiter, seufzte tief auf und nachdem sie alle Anwesenden nacheinander lächelnd angesehen, stieß sie aus tiefster Brust die Worte hervor: „Es ist ein glücklicher Tag!"

Mit diesen Worten war der Bann, der auf Zanetta wie ein Starrkrampf lag, gebrochen. Raschen Schrittes näherte sie sich der Lampe, die vor Sir William stand, entfaltete das Blatt und las: „Wir haben von Port Adelaide aus Nachrichten über die Penelope. Das Schiff ist nördlich von Neuholland gestrandet, aber die Mannschaft ist zum größten Theile gerettet. England dankt dieses dem Muthe, der Umsicht, der Ausdauer eines Midshipman, Odo Worthington."

Zanetta stieß bei Lesung dieses Namens einen zitternden Ton aus, der ebensowohl einem Lachen, als einem Schluchzen glich; rasch aber fuhr sie fort: „Auf einer halbzertrümmerten Schaluppe sammelte er unter beständigen Gefahren den größten Theil der Mannschaft, die von den hochgehenden sturmbewegten Wellen hin- und hergetrieben mit dem Tode rang. An ihrer Spitze setzte er dann zu Lande die Reise fort. Schon am nächsten Tage stieß er auf einen Haufen Wilder, die sich eben bereit machten, den Kapitän der Penelope, der an einem anderen Punkte gelandet und in ihre Hände gefallen war, zu tödten, um ihn zu

verzehren. Mr. Worthington befreite den Kapitän nach einem heißen Kampfe. Da dieser in Folge der erfahrenen Mißhandlungen krank und unfähig war, das Kommando zu übernehmen, behielt es der kaum neunzehnjährige Mr. Worthington und er zeigte sich seiner schwierigen Aufgabe gewachsen. Durch undurchdringliche Wälder, durch Wüsteneien und durch Gegenden, die nie eines Europäers Fuß betreten, im beständigen Kampfe mit wilden Stämmen, mit Hunger und Durst und Krankheiten, selbst mit der Muthlosigkeit und Verzweiflung seiner Untergebenen, führte er die Schaar Wochen- ja Monate lang, bis er sie zu europäischen Ansiedelungen brachte. Der bei der Admiralität eingelaufene Bericht des kranken Kapitäns, der nur Zuschauer der Thaten des jungen Mannes sein konnte, findet nicht Worte genug, seinen Heldenmuth zu rühmen. Wir begnügen uns heute mit dieser kurzen Notiz, die wir zu drucken eilen, um viele besorgte Seelen zu beruhigen. Wir hoffen, die Odyssee des jungen Helden bald ausführlicher mittheilen zu können."

Nachdem Zanetta dieses gelesen, flog ihr Blick triumphirend von Gesicht zu Gesicht. Sir William war der Erste, der Worte fand: „Lucy," sagte er, „der wurde, wie du prophezeit hast!"

Der Abend war sehr belebt. Man konnte das Thema von Odo's Leiden und Heldenmuth nicht erschöpfen. Am beredtesten war Zanetta, am schweigsamsten war Lucy.

Sechstes Kapitel.

Nur wenige Wochen nach jenem Abende war in dem Landhause sehr Vieles verändert. Zanetta blühte wie eine junge Rose. Ihr Siechthum, ihr Trübsinn war an jenem Abende von ihr gefallen, wie eine Hülle, die man abwirft; sie war blühender als je vorher, selbst ihre Wangen, die von Natur zu ewiger Blässe verurtheilt schienen, waren jetzt von einer unverwischbaren sanften

Röthe gefärbt; ihr Mund lachte im Widerspruch mit ihren tiefen, immer ernsten Augen und brachte nur Scherz und Witzworte hervor. Sie war die Verkörperung jungen Glückes und wie die menschliche Fortsetzung des schönen Frühlings, der nunmehr in lachendster Fülle die Ufer des Genfer Sees bedeckte. Die Hauptmotive der Reise waren somit weggefallen; nichts drängte mehr zum Abschied von den altgewohnten, liebgewordenen Stätten. Doch war der Marchese nach Genua gereist, um sein Haus zu bestellen, daß es würdig sei, seine junge Gattin zu empfangen. Seit drei Wochen war er der glückliche Gatte Lucy's. Wenige Tage nachdem die Nachricht von Odo's Rettung angekommen war, begann sie zur Vermählung zu drängen. Niemand sah in die Vorgänge ihres Innern, aber man kann sie errathen: sie wollte die Schiffe hinter sich verbrennen; sie wollte sich den Rückweg abschneiden. In ihrer Stärke hatte sie Angst vor ihrer Schwäche. Sie wußte, Odo werde, kaum nach Europa zurückgekehrt, herbeieilen, um die alten Freunde zu sehen. Er wird ihr so entgegentreten, wie sie ihn geträumt hatte, als ein heroischer, früh erprobter junger Mann. Die große Reise, die großen Erfahrungen, die überstandenen Leiden müssen ihn früh gereift haben; er wird sich ihr, sie wird sich ihm näher fühlen. Alle Ursache, sich ihrer Liebe zu schämen, ist vielleicht weggefallen und mit ihr die Schranke, die sie von Odo trennte. Wird sie stark genug sein, dem braven Marchese, den sie in ihrem Besitze so glücklich sah, ihr Wort zu halten, und Zanetta, deren Mutter sie schon geworden, dem Manne entgegen zu führen, ohne den das junge, zarte Geschöpf nicht mehr leben zu können schien? Sie mußte sich vor sich selber schützen, sie wollte sich nicht auf sich allein verlassen, wo es das Glück Anderer betraf; sie suchte nach einem Zwang, nach einem positiven, festen Halt; Beides bot ihr, das wußte sie, eine definitive übernommene Pflicht und so sprach sie, wie gesagt, schon einige Tage nach Ankunft jener Nachricht den Wunsch nach baldiger Vermählung aus.

Sie fand in aller Stille in der katholischen Kapelle statt.

Und jetzt war sie schon seit drei Wochen Marchesa Brofferio. Sie saß auf ihrem Lieblingsplätzchen unter den Platanen auf der Terrasse und nahm Abschied von ihren Kindern, die mit Sir William, den sie Großvater nannten, eine Spazierfahrt auf die ferne Plotte am andern Ufer des Sees machen sollten. Sir William saß schon im Wagen und ließ die Peitsche ungeduldig knallen. „Adieu, Mama," sagte Emilia und küßte Lucy die Hand; „schreibe dem Papa schöne Sachen." — „Adieu, Mama," wiederholte Zanetta und schloß sie in ihre Arme. Lucy küßte Beide auf die Stirne und sie liefen durch den Garten in den Hof; sprangen in den Wagen, der gleich darauf dahinrollte.

In dem Augenblicke, da der Wagen aus dem Hofgitter fuhr, rauschte es hinter Lucy in dem Gebüsche, das die Gartenmauer verhüllte und sie überwucherte. Ehe sie sich nach dem Geräusche umsehen konnte, sprang ein junger Mann aus der dichten Verhüllung und ehe sie einen Schrei der Ueberraschung ausstoßen konnte, lag Odo zu ihren Füßen. Sie erkannte ihn augenblicklich, obwohl er sich bedeutend verändert hatte. Er war höher gewachsen und stärker geworden; sein Gesicht war braun und verbrannt und von einem kleinen Backenbarte eingefaßt, wie ihn englische Seeleute lieben. „Endlich," rief er lachend, „endlich bin ich da! Die kleinen Kreaturen, die Sie da liebkosten, haben mich um einige kostbare Minuten gebracht, die mir eine Ewigkeit schienen. Denn ich liege schon lange hier auf der Mauer versteckt und wartete, bis ich Sie allein haben konnte."

„Odo!" seufzte die Marchesa, indem sie sich an die Platanen lehnte und beide Arme fallen ließ.

Der Ton ihrer Stimme verscheuchte plötzlich die Lustigkeit, mit der er herbeigesprungen war; mit einem Ausdrucke höchster Innigkeit faßte er ihre beiden Hände, sah ihr in die Augen und sagte mit zitternder Stimme: „Bin ich endlich da! bei Ihnen, Lucy! in dem Augenblicke, nach dem ich mich seit Jahren gesehnt habe, seit Jahren und immer, immer, in guten und bösen Stunden und überall, unter allen Himmelsstrichen."

In diesen Worten, in der Innigkeit, ja Leidenschaft, mit der sie hervorsprudelte, im Tone der Stimme lag etwas, was Lucy mit Schrecken erfüllte. Sie entzog ihm die eine Hand und fuhr sich über die Stirne. Es war ihr, als sollte ihr jetzt erst ein Unglück kund werden. Sie suchte sich zu fassen und ließ die Blicke, wie suchend, durchs Weite schweifen, während Odo die Hand, die sie ihm ließ, mit Küssen bedeckte.

„Odo," sagte sie, „haben Sie die Kinder gesehen, die mich eben verließen? Haben Sie sie nicht erkannt?"

„Nein," sagte er, „was kümmern mich die Kinder? Ich habe von meinem Verstecke nur Sie angesehen, nur das liebe, bekannte Gesicht, das so viel schöner geworden ist."

„Ahnen Sie nicht, wer die Kinder sind?" fragte sie weiter. „Sie stehen Ihnen nahe."

„Wie?" fragte er erstaunt.

„Es sind die Kinder des Marchese Brofferio."

„Brofferio?" fragte er wieder. „Wer ist Marchese Brofferio?"

„Jener Herr Durand!" —

„Ach so!" lachte Odo, „die Kleine ist meine Gerettete. Ach, die alte Geschichte! Ich hätte sie längst vergessen, wenn ich ihr nicht Ihre Bekanntschaft verdankte. Gesegnet sei die Kleine, die ins Wasser fiel und die Große, die sie hineinfallen ließ. Wie kommen die Beiden hierher?"

„Es sind meine Kinder!" lispelte Lucy.

„Ach," lachte Odo wieder, „daran erkenne ich Sie! Sie müssen immer Mama sein, immer für Jemand sorgen, Jemand Gutes thun."

Plötzlich ging er wieder vom Lachen zum innigsten Ernst über: „Nein, Lucy," rief er, „es gibt auf Erden kein Weib wie Sie. Sehen Sie, das steht hier in diesem Herzen fest und von Tag zu Tage, seit ich Sie kenne, ist diese Ueberzeugung in mir mächtiger geworden. Ich habe Ihres Gleichen nicht gefunden, ich werde Ihres Gleichen nicht finden. Verzeihen Sie, Lucy, daß ich Ihnen so spreche; ich muß, ich kann nicht anders. Im

Glücke des Wiedersehens sprudelt mein Herz über und doch kann ich Ihnen den millionsten Theil dessen nicht sagen, was ich Ihnen auf der Oede der See, in der Wildniß der Urwälder, in Glück und Unglück gesagt habe. Lassen Sie mich sprechen, so lange ich im Rausche dieser Stunde den Muth dazu habe. Es spricht nicht mehr ein Knabe zu Ihnen; glauben Sie mir, ich bin ein Mann, ich bin alt geworden und ich kann jetzt beurtheilen, was ich schon als Knabe gefühlt habe. Und ich habe es mir geschworen, es Ihnen gleich zu sagen." —

Lucy machte eine abwehrende Bewegung. Sie empfand eine wahre Todesangst vor dem Worte, das er aussprechen wollte. Odo erschrak vor dem starren Ausdrucke ihres Gesichtes und verstummte.

Lucy richtete sich auf und sagte mit einem gezwungenen Lächeln, zu dem sie die ganze Kraft ihres Wesens zusammennehmen mußte: „So lassen Sie mich doch ausreden. Verweilen Sie doch einen Augenblick bei diesen beiden Kindern; sie verdienen das. Die Kleine dankt Ihnen das Leben und die Große mehr als das Leben, und sie empfindet das mit der wunderbarsten Innigkeit. Erinnern Sie sich doch an das kleine blasse Gesicht mit den großen, schwarzen Augen, das Ihnen einen so tiefen Eindruck machte. Das ist Zanetta, das liebenswürdigste Geschöpf dieser Welt; Sie müssen sie kennen lernen." —

„Lucy, ich begreife Sie nicht!" rief Odo ungeduldig und gekränkt, „ich bin so glücklich, bei Ihnen zu sein, ich will nur mit Ihnen allein sein und Sie sprechen mir immer von Andern, von Fremden."

„Es sind nicht Fremde, es sind meine Kinder!" sagte Lucy mit Nachdruck.

„Nun ja, aber —"

„Meine Kinder!" wiederholte Lucy und indem sie sich an die Platane zurücklehnte und sich unbewußt, instinktmäßig fester auf ihre Füße stellte, fügte sie hinzu: „Ich bin die Frau ihres Vaters."

Odo sah sie mit weit offenen Augen an, dann sank er auf einen Stuhl und sagte vor sich hin: „Also kam ich doch zu spät. O mein Glück und meine Träume!“

Lucy hätte sich ihm so gerne genähert; sie fühlte eine unendliche Sehnsucht, ihre Hand auf seinen herabfallenden Kopf zu legen, ihn an ihre Brust zu drücken; aber sie konnte keinen Fuß bewegen. Sie war wie eingewurzelt. Unbeweglich stand sie da und sagte: „Odo! geben Sie kindische Gedanken auf — Sie haben mich Ihre Mama genannt — ich bin so viel älter als Sie — ich bin und bleibe Ihre Mama — ich habe für Sie gesorgt. Lernen Sie Zanetta kennen; sie liebt Sie; ihre ganze Seele ist von Ihnen erfüllt. Ach, wüßten Sie, was das Kind um Sie gelitten hat. Sie war dem Tode nahe, als man Sie verloren glaubte und sie blühte wieder auf, sie lebt und ist glücklich, seit wir wissen, daß Sie gerettet sind. — Es ist ihr Tod, wenn Sie sie verschmähen. Nehmen Sie sie aus meiner Hand — ich kann Ihnen nichts Besseres geben. Ich habe sie für Sie erzogen, ich habe die Liebe zu Ihnen in ihrem Herzen gepflegt.“ —

Bei diesem Worte sprang Odo von seinem Sitze auf und stellte sich drohend vor Lucy. „Wer gab Ihnen das Recht,“ rief er zornig, „über mein und ihr Herz zu verfügen? Hier dieses,“ fuhr er fort, indem er mit geballter Faust auf die Brust schlug, „ist keines, das man so vergibt. Es liebt und bleibt sich treu.“

Eben so rasch, als er aus dem Gebüsche gesprungen war, sprang er jetzt wieder hinein. Es schlug hinter ihm zusammen. Lucy hörte seine Schritte, die wie fliehend auf der Landstraße forteilten. Jetzt erst gewann sie wieder die Kraft, sich zu bewegen. Sie sank auf denselben Stuhl, von dem Odo eben aufgesprungen war, ihre Stirne fiel hart auf den Tisch vor ihr und ein Strom von Thränen benetzte den Sand, der sie aufsog, als wäre es Regen.

Feigheit.

Eine Geschichte aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Erstes Kapitel.

Deutschland, das muß man leider zugeben, ist vor Allem das Land des Unfertigen, und so hat es ganz richtig einen unvollendeten Dom zu seinem Symbol gewählt. Es gab eine Zeit, da alle Staaten Europa's gleich sehr in Folge der Art ihrer Gründung durch große Vasallen und andere Umstände in viele kleine Staaten getheilt waren; sie arbeiteten an ihrer innern Einigung, und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sind die bedeutendsten mit dieser Arbeit fertig und in sich geeinigt; andere vollendeten diese Einigung im siebzehnten Jahrhundert und unsere Zeit sah noch die Aufnahme einer solchen Arbeit in einem der zerrissensten Länder und wird bald die Vollendung sehen: nur Deutschland ist auch mit dieser Arbeit nicht fertig geworden. So auch auf andern Gebieten. Es begann die Reformation, sein größtes Werk; es kam mit diesem Werke nicht halb zu Ende. Im Kleinen wie im Großen: kein Land der Welt zählt so viele unvollendete Bauwerke wie Deutschland; nicht nur die Dome des dreizehnten Jahrhunderts blieben auf halbem Wege stecken. Im achtzehnten Jahrhundert bemächtigte sich der Fürsten und Großen eine große Bauwuth und die Eitelkeit, es Ludwig XIV. nachzuthun; großartige Schlösser wurden angelegt, die Versailles

gleichkommen oder gar es übertreffen sollten. Man sehe nur das Schloß von Mannheim; mit hohlen Augen, unfertig, todt, bevor geboren, blickt es in die lebende Welt, und dieses Schloß, wie der Kölner Dom zählen viele und unbekannte Brüder in ganz Deutschland, denn mancher Graf, manches Fürstlein, dessen Gebiet nicht viel größer war als das Weichbild der Stadt Versailles, wollte doch ein Schloß haben wie das Schloß zu Versailles. Zum Theil sind diese stolzen Anfänge, die man nicht einmal erhalten konnte, verfallen und von der Erde verschwunden; zum Theil hat man sie maskirt und das Unvollendete mit einem heuchlerischen Abschlusse verdeckt, während nicht ein Drittel der Absicht ausgeführt worden; zum Theil sind sie in der Einsamkeit verschwunden, da sich das Leben aus diesen Gegenden, die einst Mittelpunkte eines Hofstaates gewesen, zurückgezogen.

Ein solches gewaltiges, unfertiges, in der Einsamkeit verschwundenes Schloß findet sich in einem deutschen Fürstenthum, durch das keine große Heerstraße und keine Eisenbahn führt und das deßhalb heute eine noch kleinere Rolle in der Weltgeschichte spielt als ehemals und noch weniger besucht wird als zu Anfang dieses Jahrhunderts, da gewisse, früher berühmte, jetzt beinahe vergessene Heilquellen Besucher aus Nah und Fern herbeizogen. Das kleine Fürstenthum mit seinen grünen Wäldern ruht auf vulkanischem Grunde und ist eine kleine deutsche Auvergne; der Lustreisende, der nur malerische Landschaften sucht, wie der Geologe finden ihre Rechnung, wenn sie es besuchen, aber es ist leichter in andere Gegenden zu dringen, in denen für beide noch größere Ausbeute zu finden und die ausgedehntere Kommunikationsmittel besitzen, und so bleibt es weltvergessen. Die Heilquellen werden nur noch von den Nachbarn aufgesucht und geschätzt, die wilden und doch lieblichen Thäler nur noch von den Studenten einer nahegelegenen Universität besucht, wenn sie der Professor der Geologie dahin führt. Die wenigen Reisenden bekommen dann auch jenes gewaltige, unausgebaute Schloß zu sehen, das gerade an der Gränze des Ländchens liegt und seine

weiten Parks über das Gebiet zweier Staaten ausdehnt, denn dieses Schloß ist vielleicht die einzige architektonische Merkwürdigkeit des Landes und hat für kindische Neugierde noch manche jener Kunstanlagen und Ueberraschungen, wie Flüstergrotten, Einsiedler, Aeolsharfen, Fallthüren, Wasserfälle, künstliche Ruinen, kopfwackelnde Chinesen, kurz all die holden Thorheiten, die unsere reifrocktragenden Großmütter ergötzten und erschreckten. Doch steht das Schloß selbst nicht in Harmonie mit diesen Rococothorheiten; der Erbauer hatte mehr Geschmack als seine Zeit, und anstatt Versailles nachzuahmen, zog er es vor, das Schloß Franz' I. von Frankreich, die herrliche Phantasie Primaticcio's, des Schülers Rafaels, Chambord bei Blois, sich zum Muster zu nehmen. Wie Chambord erhebt sich Schloß Holken breit und gewaltig mit einem Hauptgebäude und zwei kleinen Seitenflügeln im phantasievollsten Renaissancestyle mit gewaltigen Thoren, breiten Fenstern, unzähligen großen und kleinen Balkonen und Erkern, lebend, vielbewegt, bis zu einem platten Dache, aus dem dann, wie aus einer Ebene, eine ganze Stadt kleinerer Gebäude und breiter, vielfach gezackter Schornsteine hervorwächst. Diese breiten Schornsteine sind mit Zinnen gekrönt und mit weißen, rothen und schwarzen Marmorplättchen mannigfaltig ausgeschmückt; die kleinen Gebäude sind eine Art von Dachstuben in Gestalt von Pavillons oder kleinen Thürmen, die bronzirte Wetterfahnen tragen. Aus ihnen führen Thüren auf die Plattform, welche sich, durch diese Ueberbaue und Essen getheilt, in ein wahres Labyrinth von Gängen und Plätzen verwandelt. Das Ganze ist von einer Balustrade eingeschlossen, die hier und da unbeschädigte und verstümmelte Statuen, historische und allegorische, trägt und diese luftige Welt abschließt. Dort oben ist Alles fertig und vollendet, nur die Seitenflügel des Schlosses sind niemals zur Vollendung gelangt, und der große Eingangssaal des Hauptgebäudes, der eine Nachahmung der Salle des Gardes von Chambord werden sollte, hat niemals seine gewaltige Wölbung erhalten. Auch die Doppeltreppe à la Chambord ist unvollendet geblieben; nur eine

zieht und windet sich die drei Stockwerke hinan und mündet mit drei Thüren auf die drei über einander hinlaufenden Galerien; die andere, die sich spiralförmig neben dieser hinaufwinden sollte, ist in der Mitte abgebrochen und erreicht nicht einmal die erste Galerie. Natürlich fehlen in so unvollendeter Vorhalle auch die Fresken, die sie zu schmücken bestimmt waren, und werden diese heute durch große, von Staub verdichtete Spinngewebe ersetzt, die sich, eins am andern hängend, von Winkel zu Winkel ziehen und kaum den Schwalben Platz lassen, die hier Nester anzukleben suchen. Doch ist ein ganzer Fries von bewohnten und halb zerstörten Schwalbennestern eingenommen, die oft in drei- und vierfachen Reihen übereinander sitzen.

Das Alles wurde ehemals von den Reisenden besucht, bewundert und von deren Phantasie, wo es nöthig war, ausgebaut. Das letzte und höchste Ziel war die labyrinthische Plattform, die in der That hier wie in Chambord den schönsten, eigenthümlichsten Theil des Schlosses ausmachte. Aber seit einer langen Reihe von Jahren war die Plattform unzugänglich, und der Beschließer, der einzige Beamte, der das Schloß bewohnte, gab auf die dringenden Fragen der Reisenden, warum sie nicht dahinauf gelangen dürften, ausweichende oder gar keine Antworten und blieb auch jeder Bestechung ebenso verschlossen, wie die kleine eiserne Thür, die durch ein Seitenthürmchen auf die Plattform führte. Es war dieser Beschließer ein alter, graubärtiger Soldat, den man nicht lange fragen, in den man noch weniger dringen durfte, wenn man nicht mit überraschender Kraft zurückgeschlagen sein wollte. Die Fremden blieben gewöhnlich zu kurze Zeit in der Gegend, um nähere Erkundigungen einzuziehen über einen Gegenstand, der übrigens kein großes Interesse einzuflößen geeignet war. Man konnte eben die Plattform nicht sehen, der Besitzer gestattete es nicht; bei so vielen Merkwürdigkeiten, die man besucht, blieb man von einem Theile derselben ausgeschlossen; man beruhigte sich bei der Weigerung des alten Soldaten und damit war die Sache gut. Einzelne Fremde über-

nachteten wohl in dem nahegelegenen Dorfe Holken und diese konnten, wenn sie bei Mondschein noch einmal ausgingen, um das Schloß in romantischer Beleuchtung zu betrachten, wohl bemerken, daß aus einem der Fenster auf der Plattform ein schwaches Licht hervorbrach, aber auch diese, wenn sie sich dann nach dem Bewohner dieser einsamen Höhen erkundigten, konnten selbst im Dorfe schwer irgendwelchen ausführlichen Bescheid erlangen. Fast alle Bewohner antworteten so abwehrend wie der alte Soldat, selbst der Wirth der Herberge, zu dessen Pflichten es doch gehörte, jeder Frage zu stehen und mögliche Auskunft zu geben. Es war als hätte die ganze Gegend ein auf das Schloß bezügliches, gemeinschaftliches Geheimniß, ein Familiengeheimniß, von dem zu sprechen schmerzlich war. Trotzdem war es seit mehreren Jahren auf viele Meilen im Umkreise und endlich auch in der Fremdenwelt des Badeortes kein Geheimniß mehr, daß der einzige und einsame Bewohner des Schlosses, oder vielmehr der Mansarde auf der Plattform, kein anderer war, als der Stammhalter des Hauses und der Besitzer des Schlosses selbst, der ehemals reichsunmittelbare Graf von Holken — und diejenigen Fremden, die den Theil seiner Geschichte kannten, welcher in die Oeffentlichkeit gedrungen, besuchten das Schloß und übernachteten im Dorfe, nur um sagen zu können, daß sie das Licht in der Nacht gesehen, das aus der Einsiedelei des Mannes drang, der einst so viel von sich reden gemacht.

Ich sollte glücklicher sein als alle andern Fremden und über den Bewohner des Schlosses und sein Geheimniß mehr erfahren als, einen einzigen Mann ausgenommen, irgend Jemand in der Umgegend und in der Welt überhaupt. Im Jahre 1845 kam ich auf die schon erwähnte, von Holken nicht sehr entfernte Universität, um mich daselbst als Dozent zu habilitiren; der Pfarrer von Holken war mein Vetter, aber mir eben so unbekannt als dem Rest der Familie, da er frühe seine und unsere Heimat in Süddeutschland verlassen hatte. Man drang von Hause aus in mich, ihn zu besuchen, und ich that es gern, da ich nie Anderes

als Gutes von ihm hörte; er seinerseits nahm mich mit großer Herzlichkeit auf. Mein Vetter, ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren, gefiel mir. Wir hatten gleichen wissenschaftlichen Geschmack, er bewohnte ein idyllisch-schönes Pfarrhaus, besaß eine reiche Bibliothek, die Gegend ist überaus lieblich und malerisch, der Vetter fühlte sich außerdem einsam, da er im Jahre vorher eine sehr liebe Frau verloren hatte, und so machte es sich, daß ich ihn bald zum zweiten Male besuchte, um mehrere Wochen, vielleicht Monate mit ihm zu hausen.

Das prachtvolle Schloß zog natürlich gleich während meines ersten Besuches meine ganze Aufmerksamkeit auf sich und der Pastor machte selbst meinen Führer durch die innern Räume, zu denen ihm der Soldat die Schlüssel gegeben, wie durch den Park. Auf die Plattform gelangte ich eben so wenig als jeder andere Fremde.

„Warum darf ich nicht dort hinauf?" fragte ich den Pastor, mit dem ich in dem weiten, grasbewachsenen Hofe stand, „die Plattform scheint ja gerade der schönste Theil des Schlosses zu sein und muß eine prächtige Aussicht haben?"

„Die Plattform ist bewohnt," antwortete mein Vetter kurz.

„Die ganze Plattform? Da können zwanzig Familien wohnen und ich sehe keine Seele."

„Ich sage zu viel," verbesserte sich der Pastor, „wenn ich sage, daß die Plattform bewohnt ist — eine der Stuben da oben ist bewohnt."

„Warum sollten wir denn nicht dahinaufsteigen dürfen?"

„Der Bewohner will es nicht."

„Das ist sehr ungastlich! Die Plattform ist so groß, eine ganze Welt — er brauchte uns ja gar nicht zu sehen."

„Er will es einmal nicht," wiederholte der Pastor und offenbar in der Absicht, das Gespräch über diesen Gegenstand abzuschneiden.

„Wer ist denn dieser ungastliche Einsiedler?" fragte ich trotzdem weiter.

„Es ist der Besitzer des Schlosses.“

„Wie heißt er?“

„Wie das Schloß, Holken — Graf Holken.“

„Das ist doch erstaunlich,“ rief ich, in der That verwundert, „der Graf selbst? In dieser Wüste? In diesem verfallenden Schlosse? Und nirgends sehe ich eine Spur von Familie oder Dienerschaft — und gerade da oben in einer Mansarde, in einer einzigen Mansarde muß er wohnen, während im Schlosse so prachtvolle Säle leer stehen?“

Mein Vetter schwieg und ich fuhr mit meinen Fragen fort: „Er ist wohl ruinirt? Er hat wohl sein Vermögen durchgebracht, daß er sich so einschränkt?“

„Er ist der reichste Grundbesitzer des ganzen Landes,“ antwortete der Pastor.

Die Sache wurde mir immer räthselhafter, eben so räthselhaft als das Benehmen meines Vetters, den meine Fragen mit sichtlichem Unbehagen erfüllten, und der mir durch seine kurzen Antworten deutlich zu verstehen gab, daß er nicht weiter gefragt werden wollte. Auch nahm er mich am Arm, um mich weiter zu führen, vielleicht um mich durch den Anblick anderer Gegenstände auf andere Gedanken zu bringen. Aber Alles das hatte mich zum Nachdenken gebracht; das ganze Geheimnißvolle dieser halben Mittheilungen wie des Schlosses in Verbindung mit dem Namen Holken hatte in meinem Gedächtnisse unbestimmte Erinnerungen geweckt, die ich noch nicht recht fassen konnte, und es begann jene Qual des Gehirns, die man zu empfinden pflegt, wenn einst Gewußtes, längst Vergessenes wieder aufzuerstehen und über die Schwelle des Bewußtseins zu treten strebt. Es war mir, als müßte sich an den Namen Holken eine Geschichte knüpfen, eine Geschichte, die ich einst gehört oder gelesen hatte. In wirren Tönen umsummte sie mein Ohr; sie stand gedruckt vor meinen Augen auf einem Blatte — aber noch so verwischt, daß ich sie nicht lesen konnte. Ich legte die Hand auf die Stirne und dachte nach, während mich mein Vetter am Arm packte,

um mich in meiner Anstrengung zu stören und fortzuziehen. Ich ließ mich nicht stören, ich grübelte — und plötzlich, wie ein Blitz fuhr es mir durch den Kopf und ich rief: „Graf Holken, General Graf Holken, der bei Waterloo wegen seiner Feigheit infam —"

„Nein! — Ja!" rief der Pastor hastig nacheinander, indem er sich in dem öden Hofe umsah, ob Niemand meine Worte gehört, und gleich darauf eben so ängstlich hinauf nach der Plattform blickte, obgleich meiner Stimme Schall unmöglich dahin hatte dringen können. Dann faßte er mich am Arm und zog mich aus dem Hofe. — „Sprich mit Ehrfurcht von dem Manne," sagte er dann mit einem Gemisch von Rührung und ärgerlicher Aufregung — „wer er auch immer sei, oder gewesen sei, er ist der Wohlthäter dieser ganzen Gegend, der Helfer in jeder Noth — das weiß Niemand besser als ich — und dabei ist er, ach, so unglücklich."

Mein Vetter gab mir während meiner ersten Besuche im Pfarrhause oft zu verstehen, daß er über jenen einsamen Mann im Schlosse und über dessen Geschichte nicht zu sprechen liebe, und ich schwieg, trotz aller Neugierde, wie es die Pflicht des Gastes und des wohlerzogenen Menschen gebot. Aber meine Neugierde wurde darum nicht vermindert und verwandelte sich mit der Zeit in herzliche Theilnahme für den Einsamen. Unter Tages hätte kein Mensch geahnt, daß die Plattform bewohnt sei, aber in der Nacht, beim hellen Mondschein, sah man manchmal einen Schatten an den breiten Essen hingleiten oder aus einem gewissen Fenster einer den äußersten Rand der Plattform einnehmenden Mansarde einen gedämpften Lichtstrahl durch die Jalousie hervorbrechen. Aus dem Fenster meiner Stube im Pfarrhause konnte ich dieses Licht beobachten, und ich stand oft stundenlang da, immer hinaufsehend nach der Höhe, in der das Licht wie ein kranker, erlöschender Stern, der sich in Nebel aufzulösen droht, in der Luft schwebte. Der Anblick erfüllte mit Traurigkeit und das um so mehr, wenn man, was ich endlich bei meinem dritten oder vierten Besuche im Pfarrhause erfuhr,

wußte, daß der Einsame da oben seit mehr als dreißig Jahren hause, daß es ein Greis mit ehrwürdigem Angesicht sei, und daß er dort oben sich mit einer unverwischbaren Schande vor den Augen der Welt verberge, fest entschlossen, so lange seine eigenen Augen noch offen stehen, sich diesen nicht mehr zu zeigen. Obwohl ich selbst, theilnehmend und traurig, oft zu diesem Lichte hinaufblickte, war ich doch bald beinahe eben so unangenehm berührt wie mein Vetter, wenn ich sah, wie manchmal Fremde bei Tag und bei Nacht um das Schloß herumschlichen und mit plumper Neugierde das Licht, wo nicht den Einsiedler selbst, zu erspähen suchten. Erst als ich so weit war, und es mein Vetter bemerkte, und erst nachdem sich im Laufe mehrerer Monate ein sehr inniges, freundschaftliches Verhältniß zwischen uns gebildet hatte, war es ihm möglich, ruhig über den Grafen Holken mit mir zu sprechen.

„Ja," sagte er mir eines Tages, „Du hast es damals errathen, es ist der General Graf Holken, derselbe, der bei Waterloo seiner Feigheit wegen infam kassirt wurde."

„Ist es nicht so?" fragte ich, „er sollte mit seiner Kavallerie einen Angriff ausführen, und in dem Augenblick, da ihm die feindliche Abtheilung entgegen kam, wandte er sein Pferd und ergriff die Flucht?"

„Ja, so ist es!" bestätigte der Pastor, und fuhr fort: „Seine Schwadronen folgten ihm, brachten mehrere Infanterieregimenter in Unordnung, rissen einen Theil mit in die Flucht, und diese Episode hätte der Entscheidung des entscheidenden Tages leicht eine andere Wendung geben können, eine Wendung, die vielleicht der ganzen europäischen Welt unheilvoll geworden wäre."

„Ich habe," sagte ich, „seit meinem ersten Besuche hier Manches über den Grafen und diese merkwürdige Episode gelesen, auch Manches durch mündliche Erkundigungen erfahren — aber je mehr ich erfahren, desto unklarer sehe ich in der Sache. Die Laufbahn des Grafen endet mit einer ungeheuern Schmach — aber die Laufbahn selbst, bis zu diesem unglückseligen Ende,

ist eine durch und durch ehrenhafte, ja ruhmvolle. Graf Holken galt für einen der ausgezeichnetsten deutschen Offiziere und als solchen betrachtete ihn auch Napoleon, als er, nach den damaligen Zeitverhältnissen, unter seinem Kommando focht. Dem großen Kenner und Entdecker des Talentes und des Muthes verdankte er es, daß er noch verhältnißmäßig sehr jung als General kommandirte. Wie seine militärischen Talente und sein Muth, hatte sich auch sein Privatcharakter, seine Ehrenhaftigkeit, seine edle Männlichkeit bei vielen und allen Gelegenheiten bewährt. Er war von Freund und Feind gleich sehr hochgeachtet, von seinen Kameraden geliebt, von seinen Soldaten wahrhaft vergöttert — und dieser Mann wird an einem Tage wie der bei Waterloo mit einem Male feige, er vergißt Vaterland, Pflicht, Ehre, seine eigene ganze Vergangenheit und wendet sich zur schimpflichen Flucht! Ist das begreiflich?"

Der Pastor zuckte die Achseln und sagte: „Du kennst die Geschichte des Generals Mack. Auf wenigen Deutschen lastet ein so gewaltiger Schandfleck als auf dem Mann der Kapitulation von Ulm. Nun wohl! Erkundige du dich bei Allen, die sein Leben und sein ganzes Wesen aufs Genaueste gekannt haben, vor und nach der Schandthat, und sie werden dir sagen: General Mack war nicht nur der vortrefflichste und erprobteste Offizier, eine Autorität in seinem Fache, eine Berühmtheit in der militärischen Welt, es war auch ein trefflicher Mensch, ein durch und durch ehrenhafter Charakter, an dem seine alten Freunde bis an sein Lebensende mit unveränderter Liebe und Achtung hingen. Selbst Denen, die ihn nach seinem Falle, nach der Schande von Ulm, kennen lernten, blieb es ewig ein Räthsel, wie ein solcher Mann so hatte handeln können; sie sagten von dieser That: sie wüßten sie, aber sie glaubten sie nicht."

„Solche Erscheinungen," sagte ich, „sind und bleiben auch in der That unbegreiflich. Wer kann da bestimmen, welch eine körperlich begründete Stimmung gerade im entscheidenden Augenblick stärker ist als alle moralischen Einwirkungen, als alle

Gefühle von Pflicht und Ehre, als alle Erinnerungen und Rücksichten —"

„Nein!" fiel mir der Pastor ins Wort, „an Dergleichen glaube ich nicht, will ich aus Rücksicht auf die Würde der Menschheit nicht glauben. Mein fester Glaube ist, daß solche Erscheinungen rein tragischer Natur sind, und daß hinter ihnen eine tragische Schuld steckt, die gesühnt werden muß, und die Erfahrungen, die ich selbst gemacht, die innere Geschichte eines solchen tragischen Opfers, die mir bekannt ist, befestigen mich nur in dem Glauben."

Damit hatte der Pastor schon zu viel gesagt, um leugnen zu können, daß er mit der innern Geschichte und mit den Ursachen des Unglücks jenes Einsamen vertraut war. In der That erfuhr ich bald, daß er der einzige Mensch war, den der Graf manchmal in seiner Mansarde empfing, daß durch ihn die Wohlthaten ausgeübt wurden, auf die der Graf sein ungeheures Vermögen verwendete, und endlich, daß sich zwischen den beiden Männern ein beinahe inniges Freundschaftsverhältniß gebildet hatte. Daß der gute Pastor bei diesem Verhältnisse mit seinem ganzen Herzen betheiligt war, erkannte ich an der Aufregung, die sich seiner bemächtigte, so oft gegen den infam kassirten General irgend ein Wort der Anklage oder Mißachtung fiel, ja so oft nur sein Name genannt wurde und Gefahr da war, daß sich an diesen Namen irgend eine verletzende oder frivol verurtheilende Bemerkung knüpfen könnte. Sprach er, ohne diese Gefahr befürchten zu müssen, von ihm, that er es immer mit einer aufrichtigen Traurigkeit und mußte er sich bezwingen, um nicht weich zu werden. Die Theilnahme, die ich dem Einsamen zeigte, trug offenbar viel dazu bei, daß sich zu dem verwandtschaftlichen Gefühle bei dem Pastor auch bald das freundschaftlichste gesellte, und daß diesem das größte Vertrauen folgte. Er gestand mir bald zu, daß er in der That die Geschichte des Grafen genau kenne, und nicht lange darauf versprach er mir, daß ich sie dermaleinst auch kennen solle, nur sollte ich ihm dagegen ver-

sprechen, den Unglücklichen bis dahin nicht für einen Verräther oder für einen gemeinen Mann zu halten.

Darüber gingen Jahre dahin, ehe er Wort gehalten — aber er hielt Wort, als der Graf in dem verwilderten Parke von Holken bestattet war, dort, wo er jetzt noch liegt, ohne Denkmal, ohne Grabstein, wie er es verordnet. Mit den Wünschen der Agnaten stimmte es zu sehr überein, daß Gestrüpp sein Grab überwucherte, und daß sein Name selbst nicht durch eine Grabschrift erhalten werde, als daß sie gegen diese seine Anordnung etwas gethan haben würden.

Zweites Kapitel.

Viktor Graf von Holken stammte aus einem alten, reichbegüterten Geschlechte des mittleren Deutschlands. Die kriegerische Zeit, die in seine Jugend fiel, sowie eigene Neigung und Familienüberlieferungen bestimmten ihn, die militärische Laufbahn zu betreten, nachdem er in der Familie und auf der Universität eine sorgsame Erziehung genossen hatte. Garnison- und Lagerleben verhinderten ihn nicht, sich fortwährend geistig weiter zu bilden; von den neuen Ideen, welche die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts und die Neufranken in die Welt gebracht, nahm er so viel in sich auf, als ein offener, wohlwollender, aber in einer vorurtheilsvollen und beschränkten Zeit erwachsener Geist in sich aufnehmen konnte; die große Epoche der deutschen Literatur, in die seine empfängliche Jugendzeit fiel, ging nicht spurlos an ihm vorüber; er sah die Welt schöner und von einem höhern Standpunkt an als seine unmittelbaren Vorfahren und viele seiner zeitgenössischen Standesgenossen. Er erkannte sehr wohl, welche großen Veränderungen im Ganzen wie in allen einzelnen Zweigen des Lebens in kurzer Zeit vor sich gegangen, und wie sehr nothwendig und geboten es sei, wenn man sich als nützliches Mit-

glied der Gesellschaft erweisen wolle, sich diesen Veränderungen zu fügen und des Belehrenden, das sie enthielten, so viel als möglich in sich aufzunehmen. Das militärische Wesen lag ihm nun am nächsten, und er verschmähte nicht, von den siegreichen, aber von seinen Standesgenossen noch immer verachteten Feinden zu lernen, was er von Cäsar, Vauban, Friedrich dem Großen, überhaupt aus der Vergangenheit und aus Büchern nicht lernen konnte. In der Armee des Mittelstaates, der er angehörte, war er bald nicht nur als tapferer, bereits in zwei Feldzügen bewährter, sondern auch in seinem Fache höchst unterrichteter Offizier bekannt. Als man durch Napoleon gelernt hatte, auf Talente zu achten, das Wissen zu benutzen und die Zukunft zu bedenken, wurde Viktor von Holken oft dem Garnisonsleben entrissen, um in die Nähe des Kriegsministers und des Hofes gezogen, bei Reformen und Ausarbeitungen von Plänen verwendet zu werden. So machte es sich von selbst, daß er außerhalb der Reihe und ohne Neid zu erwecken, schnell im Range aufrückte, und da er „das Glück“ hatte, bei verschiedenen Gelegenheiten von dem nunmehrigen Alliirten oder vielmehr Schutzherrn seines Staates, Kaiser Napoleon, gelobt zu werden, war er schon in seinem fünfundzwanzigsten Jahre zum Major aufgerückt. Als solcher und als ein Mann, der vom Freunde, dessen Feind man einst werden konnte, zu lernen im Stande war, wurde er als Militärbevollmächtigter der Gesandtschaft seines Fürsten beigegeben und kam er im Jahre 1809, zur Zeit des höchsten Glanzes des Kaiserreiches, nach Paris.

Das Leben der französischen Hauptstadt, ihrer Natur und der kaiserlichen Politik gemäß bestimmt, die Augen der ganzen Welt auf sich zu ziehen und zu blenden, hatte für den jungen Mann so viel des Neuen und Berauschenden, daß er anfangs nicht zur Besinnung kam und von Schauspiel zu Schauspiel, von Freude zu Freude, von Fest zu Fest taumelte. Aber die Müdigkeit mußte sich bei einem an ernsteres Streben gewöhnten Charakter bald einstellen und dieser mußte folgerichtig die Sehnsucht

nach einem stillern, innerlich reichern Leben folgen. Der junge Mann, der ehemals die Muße der Friedenszeiten auf seiner Studirstube oder in Gesellschaft inniger Freunde verbracht hatte, hätte auch jetzt gerne alle die Zerstreuungen um wenige Stunden innigen Umgangs hingegeben. Ein ernster Freund, mit dem er vertraut seine Meinung über die Interessen, die damals die Welt bewegten, hätte austauschen können, ein kleiner Familienkreis, in dem er sich gemüthlich gefühlt hätte, schien ihm bei Weitem wünschenswerther, als der ganze Glanz der Tuilerien, als die ganze Gesellschaft von Fürsten und Königen, die er dort wie Trabanten um die Sonne von Austerlitz sich bewegen sah.

Sein Wunsch sollte ihm erfüllt werden. Oberst Jules Marigny, der in Frankreich ungefähr dieselbe Stellung einnahm wie Viktor in seinem Vaterlande, der seine Grade auf dem Schlachtfelde gewonnen, aber in den kurzen Friedenspausen, die Napoleon seiner Nation gönnte, bei der theoretischen Ausarbeitung neuer Pläne im Kriegsministerium verwendet wurde, erhielt gleich bei Ankunft des jungen deutschen Offiziers vom Kriegsminister den Befehl, sich desselben besonders anzunehmen, und er war es, mit dem Viktor den Theil der gesandtschaftlichen Geschäfte, der ihm zufiel, abzumachen hatte. Oberst Marigny stammte noch aus dem Geschlecht der begeisterten Freiwilligen, die auf den Ruf des Vaterlandes, nicht in Folge kaiserlicher Konskriptionen, an die Gränzen eilten, aus jenem Geschlechte, das nur zum Theil sich von dem soldatischen Wesen des Kaiserthums absorbiren ließ, zum Theil aber jene ersten, edlern Gefühle aus der Zeit der Republik als Grundlage ihres Charakters beibehielten, als sich viele Franzosen aufrichtig einbildeten, daß sie nur als Apostel der Freiheit und Civilisation zu Felde zögen. Er hatte die Universität als zwanzigjähriger Jüngling verlassen, als er zum ersten Male im Jahre 1793 unter die dreifarbige Fahne eilte. Immer wähnend, daß er noch einst zur Wissenschaft zurückkehren werde, zog er von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, während sich hinter ihm in Paris fortwährend die Szene änderte,

und ehe er sich dessen versah, war er aus einem Vertheidiger der Freiheit und des Vaterlandes ein Soldat des Kaisers geworden, hatte er einen bedeutenden Offiziersrang gewonnen, waren Jahre hingegangen und war nicht mehr daran zu denken, seinen Vater, den geachtetsten Arzt Dijons, zu ersetzen. Dieses Schicksal hatte er mit vier Fünftheilen der französischen Offiziere gemein; was ihn von diesen unterschied, war die Stärke, mit der er sich vor soldatischer Verwilderung bewahrte und vor dem Vergessen aller der bessern Jugendneigungen, die ihn so wie viele Andere ins Lager geführt hatten, die aber bei diesen vielen Andern ausgewischt waren aus dem Gedächtnisse oder von ihnen wie von ihrem Chef als kindische Ausgeburten unpraktischer „Ideologie" verachtet wurden. Oberst Marigny war nun ein Mann in den dreißiger Jahren, ruhig, in sich abgeschlossen, durch Bücher und Erfahrungen gebildet. Mit dem Leben hatte er abgerechnet; was ihm die Welt im Großen und Ganzen versagt, durch Vereitelung seiner schönsten Träume, die er uneigennützig für sie geträumt hatte, suchte er sich im Kleinen zu ersetzen, durch Erfüllung der nächsten Pflichten und dadurch, daß er die Welt in Denen suchte, die er liebte. Ein warmes Herz, wie er war, klammerte er sich mit desto innigerem Glauben an einzelne Personen, als sein Vertrauen in die Welt erschüttert war. Solche Menschen, die an ihre Landsleute nicht glauben, da sie an ihnen ihre Erfahrungen gemacht, und die doch ihren Glauben an die Menschheit nicht aufgeben können, kommen den Fremden mit besonderer Vorliebe entgegen, und so fand Viktor beim Obersten Marigny eine um so herzlichere Aufnahme, als in ihren Charakteren, ihrem Beruf, ihren Neigungen, ihrem Streben so viele Berührungspunkte vorhanden waren. Beide waren unter dem Soldatenrocke mild und gebildet, Beide im frivolen militärischen Leben ernst geblieben; Beide suchten ihrem Berufe die geistigste Seite abzugewinnen; aber sie waren aus verschiedenen Verhältnissen, verschiedenen Nationen und Schulen hervorgegangen; die Grundlagen ihrer Bildung waren in vielfacher Beziehung verschieden, und so hatten

sie auch, Einer vom Andern, etwas zu lernen, und so waren alle Bedingungen der Gleichheit und Ungleichheit vorhanden, die innigen Verbindungen förderlich sind.

Nachdem Oberst Marigny seinen Schutzbefohlenen kennen gelernt, führte er ihn, den er bisher nur in den Tuilerien, in großen Gesellschaften und in den Bureaux gesehen hatte, in sein Hauswesen ein, und damit hatte Viktor den heimlichen Ruhepunkt gefunden, der ihm in dem betäubenden Lärm der Welthauptstadt so wünschenswerth schien.

Oberst Marigny war verheirathet und zwar glücklich verheirathet, obwohl seine Heirath halb und halb auf französische Weise geschlossen worden, das ist durch Einmischung dritter Personen, die mehr die äußern Vortheile als die Bedürfnisse des Herzens in Betracht zogen. Seine Freunde und Anverwandten suchten für ihn, während er den Feldzug von 1805 gegen Oesterreich mitmachte, eine gute Partie, und sie fanden diese in der Person des Fräuleins Helene von Perousset. Mademoiselle de Perousset war der letzte Sprößling eines altadeligen Hauses, aus dem unter den Bourbonen gewöhnlich die Kapitäne der Garden in Versailles gewählt wurden und das in der Schreckenszeit des Jahres 1793 auf dem Schaffote erlosch. Helenen rettete ihre Jugend; sie war, als sie ihre sämmtlichen Anverwandten unter der Guillotine verbluten sah, erst acht Jahre alt. Ein Emigrant, Freund ihres Vaters, nahm sie für einige Zeit zu sich nach Deutschland, schickte sie aber nach wenigen Jahren wieder nach Frankreich zurück, wo sie in einem Mädcheninstitut erzogen wurde. Sie war zwar, als sie um ihre Familie kam, auch um ihre Güter gekommen, die als Nationaleigenthum eingezogen wurden, und sie war eigentlich nichts Anderes als ein armes Fräulein; trotzdem hatten die Freunde Marigny's Recht, sie als eine gute und wünschenswerthe Partie zu bezeichnen. Abgesehen von ihrer guten Erziehung und ihrer auffallenden Schönheit, war noch gegründete Hoffnung vorhanden, ja man konnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß der Kaiser, wenn sie Marigny heirathete, ihr die sämmtlichen ein=

gezogenen Güter oder einen bedeutenden Theil derselben zurückerstatten, oder, wenn dieß ganz und gar unthunlich, ihr jedenfalls eine hinreichende Mitgift und Ausstattung geben werde. Der Kaiser sah es gern, wenn seine Offiziere oder sonstigen Würdenträger Töchter alter Häuser heiratheten und sich die alte Legitimität so mit seinem neuen Adel vermischte. Bei solchen Gelegenheiten war er überaus freigebig, und er liebte es, Männer, die solche Heirathen eingegangen, rasch emporzuheben, um mit ihnen ihre Frauen, die Töchter der Legitimisten, an seinem Hofe zu sehen. Diese Lächerlichkeit des Emporkömmlings machte Helene zu einer guten Partie. Aber Marigny sah das schöne und verlassene Fräulein, und er adelte diese arrangirte Heirath, indem er vom Kaiser weder Rückgabe der eingezogenen Güter noch eine Mitgift verlangte, indem er sich überhaupt bei dieser seiner Privatangelegenheit um die Einwilligung seines Kriegsherrn ganz und gar nicht kümmerte: ein Verfahren, das ihm von Anfang an die Achtung seiner Frau sicherte und vielleicht den festesten Grundstein seines Glückes bildete. Die Hinterlassenschaft seines Vaters, der der erste Arzt Dijons gewesen, sein Oberstengehalt und die Zulage, die er als Arbeiter im Ministerium des Krieges bezog, waren übrigens mehr als hinreichend, um einen beinahe luxuriösen, jedenfalls sorgenlosen Haushalt zu begründen. Das junge Ehepaar hätte sogar nach den damaligen Ansprüchen ein offenes Haus machen können, wenn es sich nicht selbst genügt hätte. Die offiziellen Feste, an denen sie theilnehmen mußten, waren ihnen Abwechslung genug; sonst liebte man es, daheim zu bleiben und sich an einander zu erfreuen. Morgen, übermorgen konnte ja die Kriegstrompete wieder erschallen und die Glücklichen trennen. Man mußte die gegönnte Frist benutzen. Doch war die Trennung, bei der Schnelligkeit, mit der Napoleon seine Kriege zu beenden pflegte, meistens nur von kurzer Dauer, bei Marigny von um so kürzerer Dauer, als er jedesmal bei beendetem Feldzuge den aktiven Dienst sofort verlassen konnte, um in das Kriegsministerium nach Paris zurückzukehren, wo er mit seinen Kenntnissen stets willkommen war.

Die Liebe, die Marigny durch sein uneigennütziges Verfahren der Braut gezeigt hatte, wurde von der Frau durch die rückhaltloseste Hingebung heimgezahlt. Das arme, verlassene Geschöpf fühlte zum ersten Male, daß sie Jemand gehörte, daß Jemand zu ihr gehörte, daß sie nicht mehr allein und schutzlos in der Welt dastand. Es war eben das Gefühl der Sicherheit, das sie sogleich zu ihm hinzog, als sie den wettergebräunten, in Schlachten gehärteten Mann, der noch viel älter aussah als seine Jahre, zum ersten Mal anblickte; sein Alter, das eigentlich nicht im rechten Verhältniß stand zu ihren neunzehn Jahren, war in dieser Beziehung in ihren Augen ein Vorzug mehr. Sie empfand ihm gegenüber alle die Gefühle, die zu empfinden ihr bisher nicht gegönnt war; er war nicht nur ihr Gatte, er war ihr älterer Bruder, ihr Vater, er war ihr Alles, was Liebe, Schutz und Halt gewährt. In ihrer Sehnsucht nach diesen Gütern, die ihre ganze Jugend ausfüllte, hätte sie sich einem jüngern Manne gegenüber vielleicht länger besonnen, als sie es Marigny gegenüber gethan hatte, dem sie gewissermaßen mit ausgebreiteten Armen entgegeneilte, und je näher sie ihn kennen lernte, desto tiefer wurde sie überzeugt, daß unmöglich eine Frau an ihren Mann mit mehr Banden geknüpft sein könne, als sie es war.

Trotzdem sie kinderlos war, fand sie Graf Viktor Holken nach fünfjähriger Ehe noch in derselben Ueberzeugung, als er sie, von ihrem Manne vorgestellt, kennen lernte.

Viktor hatte von Madame Marigny, die sehr zurückgezogen lebte, nie sprechen hören. Hätte er gewußt, daß sie für eine Schönheit galt, würde er wahrscheinlich den Ruf bestätigt haben; so aber trat er ihre ohne vorgefaßte Meinung entgegen, und das Erste, was ihm im Hause gefiel, war das ruhig-innige Zusammenleben des Ehepaares, das ihm um so wohler that, als ihm ein solches Schauspiel in dem damaligen Paris und in seinem offiziellen Hofleben seit lange nicht geworden. Er fühlte sich behaglich an diesem häuslichen Herde und bald vollkommen heimisch. Dazu trug auch die zufällige Entdeckung bei, daß er und Helene

eigentlich alte Bekannte und Jugendgespielen waren. Während ihres Aufenthaltes in Deutschland hatte sie mit der Emigrantenfamilie, die sie dahin hatte kommen lassen, einige Zeit auf dem Schlosse des alten Grafen Holken, des Vaters Viktors verbracht, der, ein starrer Legitimist, es sich zur Ehre rechnete, alle seine aus Frankreich vertriebenen, durch seine Gegend kommenden Gesinnungsgenossen bei sich zu beherbergen und la fidelité malheureuse fürstlich zu bewirthen. Helene erinnerte sich genau der schönen Wochen in dem gewaltigen Schlosse und dem herrlichen Parke; sie waren ja ein Lichtblick in dem Leben der Verlassenen; sie erinnerte sich jeder Einzelheit in ihren damaligen Erlebnissen, jeder Persönlichkeit und vor Allem des kleinen Viktor, der so gut für sie war, sie auf sein Pferd nahm und ihr den ersten Unterricht in der deutschen Sprache gab. Der jungen Frau und mehr noch dem Obersten war es nun, als müßte man Viktor, der sich in Paris in seiner Art einsam und verlassen fühlte, die Gastlichkeit, die Helene einst von ihm und seinem Vater genossen, mit Zinsen in Freundschaft und Freundlichkeit wieder vergelten, und das Wiederfinden trug sehr viel zu einer raschen Entwicklung gegenseitiger Vertraulichkeit bei, abgesehen von der Achtung, welche beide Männer schon aus ihrem Welt- und Geschäftsleben her in den stillen Kreis mitbrachten.

Viktor fühlte sich in diesem Zusammenleben glücklicher als je zuvor. Sein patriotisches Gefühl, das er sich bewahrt hatte, obwohl sein Fürst ein Alliirter, oder besser gesagt, ein Vasall des Kaisers war, und das er sonst in Paris schon aus politischen Rücksichten verbergen mußte, konnte sich hier frei aussprechen. Der Oberst war ein zu gebildeter Mann und selbst ein zu guter Patriot, um nicht zu verstehen, was ein Deutscher bei der damaligen Lage der Dinge fühlen mußte; er hätte Viktor vielleicht, ja gewiß weniger geachtet, wenn er, wie viele deutsche Fürsten und Offiziere, die ihr Glück von Frankreich erwarteten, dem französischen Götzen geräuchert hätte. Seine Frau hatte Deutschland zu lieb gewonnen und stand ihrer Abstammung nach dem

gegenwärtigen französischen Treiben und dem Kaiser zu fern, um nicht laut und aufrichtig beizustimmen, wo ihr Mann nur durch sein Schweigen beistimmte. Außerdem konnte er mit ihr von Personen und Oertlichkeiten sprechen, die ihm theuer waren und von denen sie mit Begeisterung sprach, da sie sich in ihrer Erinnerung aus der schönsten Zeit der Jugend zu wahrhaften Idealen verklärt hatten.

Als sie so zum ersten Male sprach, erfuhr er, wie schön sie war. Ihre blassen Wangen rötheten sich, ihre Augen sprühten, die deutsche Sprache, die sie bei solchen Gelegenheiten brauchte, obwohl sie sie unvollkommen sprach, erschien ihm in ihrem Munde unendlich melodisch und wurde ihm noch theurer. Er pries seinen Freund glücklich wegen des Besitzes eines solchen Weibes, und je länger er mit ihnen lebte, desto inniger freute er sich an dem Glück dieser geliebten Menschen. Doch mußte er sich manchmal sagen, daß das Glück Helenens oder vielleicht nur ihre Heiterkeit von Zeit zu Zeit durch irgend etwas getrübt, unterbrochen sei. Von Natur mit dem heitersten Temperament begabt, das nur durch Anmuth wohlthätig gemildert war, verbreitete sie rings um sich her die klarste Atmosphäre, aber manchmal versank sie in einen Trübsinn, der um so rührender war, als ihre Anmuth dadurch nicht vermindert wurde und ihre Trauer mit der gewohnten Heiterkeit um so auffallender kontrastirte. Helene hatte bald keine Geheimnisse vor Viktor, und er glaubte die Ursache dieses Trübsinns zu errathen. War es nicht natürlich, daß das Schicksal ihrer ganzen Familie manchmal durch ihr helles Leben einen düstern Wolkenschatten warf? Und nun wußte Viktor auch, daß Helene als achtjähriges Mädchen sämmtlichen Hinrichtungen ihrer Eltern, ihrer Brüder und einer Schwester beigewohnt, daß sie die gräulichen Schauspiele mit eigenen Augen gesehen hatte. Als ihre Anverwandten in die Conciergerie gebracht wurden, um vor das Revolutionstribunal Fouquier Thinville's gestellt zu werden, blieb sie im öden väterlichen Hause allein, unter dem Schutz einer Wärterin. Diese war eine heimliche, nunmehr offen-

kundige Jakobinerin, und glaubte dem Kinde das Schauspiel nicht ersparen zu dürfen; sie ließ sie die Hinrichtung der theuersten Personen auf dem Greveplatze selbst mitansehen, um ihm, wie sie sagte, die im Blute steckenden aristokratischen Ideen durch den Anblick des Blutes ein- für allemal und gründlich auszutreiben. So lebhaft sie sich der Tage auf Schloß Holken erinnerte, eben so lebhaft, wo nicht lebhafter, standen diese Blutspuren vor ihren Augen. Kein Wunder, daß sie über ihre Seele einzelne Schatten warfen, und daß sie das Bedürfniß hatte, manchmal über die furchtbare Art, wie sie vereinsamt, wie ihre Jugend verdüstert worden, zu klagen. Ihr Mann hörte die Klagen mit Theilnahme, aber ungern, denn es waren Anklagen der Republik, für die er sich geschlagen; sie hoben die Schattenseiten eines Zustandes hervor, der ihm in anderer Beziehung, besonders in Erinnerung an die damalige Begeisterung und an die Unwiderstehlichkeit der französischen freiwilligen Krieger als ein Ideal erschien. Auch gestand Helene, daß die Wärterin mit jener Kur ihren Zweck verfehlte, und daß, wenn sie eine Aristokratin sei, jene blutigen Schauspiele daran die vorzüglichste Schuld trugen. Auch dieses Geständniß konnte dem ganz bürgerlichen Wesen des Obersten nicht angenehm sein. Helene wandte sich darum, seit der Bekanntschaft mit dem Grafen Holken, mit ihren trüben Erinnerungen und den daran geknüpften Klagen an diesen, der auf solche Weise gewissermaßen ihr Vertrauter wurde und so auch erfuhr, daß zwischen diesen zwei so innig verbundenen Menschen doch etwas sei, was sie bis zu einem gewissen, wenn auch, so zu sagen, unmeßbaren Grade und wenn auch nur für Momente, trenne.

Für Viktor, der bisher im Lager, auf seiner Studierstube oder in der großen Welt gelebt hatte, war, wie für viele Männer seines Standes, der vertrauliche Verkehr mit einer Frau etwas ganz Neues und wirkte auf ihn mit unendlichem Zauber. Er machte, wie das immer bei Frauenumgang der Fall ist, so viele Entdeckungen an sich selber, Entdeckungen von Eigenschaften, die ihn freuten, und von Fehlern, die er abzulegen strebte, und die

er leicht ablegte. Für Beides war er Helenen dankbar. Daß ein solches Zusammenleben mit einer ungewöhnlich schönen und begabten Frau, deren Geist und Anmuth so viele Freuden gibt, deren traurige Momente mit so viel gerechtfertigtem Mitleid erfüllten, daß ein solches warmes Hingeben von beiden Seiten auch seine Gefahren haben könne, kam ihm, bei seinem Mangel an dergleichen Erfahrungen, nicht in den Sinn. Und wenn ihm auch manchmal ein ähnlicher Gedanke, unbestimmt, kaum faßbar, durch den Kopf fuhr, oder vielmehr nur als verschwommenes Gefühl auf Augenblicke sein Herz erschreckte, wenn er zum Beispiel unwillkürlich ihre Hand ergriff und sie wärmer küßte, als er je eine Hand geküßt hatte, fühlte er sich in dem andern Gedanken, der sofort auftauchte, daß Helene seines Freundes, des edeln Marigny, Frau sei, so sicher wie in einer uneinnehmbaren Festung. Und wäre er der schwächste Mensch, der treuloseste gewesen, fähig, seinen theuersten und geachtetsten Freund zu verrathen, fand er in Helenens Treue, in ihrer Wahrhaftigkeit nicht die sicherste Bürgschaft für sich selbst? Sie war eine Frau, von der ihr Mann mit Recht sagte: „Cette femme est un honnête homme“ (Diese Frau ist ein Ehrenmann!). Fühlte sich Viktor nicht auch als solcher? Konnten aus dem Umgang zweier Ehrenmänner moralische Gefahren entstehen?

Nach einigen Monaten fragte sich Viktor, ob die Liebe eine solche moralische Gefahr sei? Daß er Helenen liebte, war ihm nach wochenlangen Kämpfen kein Geheimniß mehr. Er wußte, daß er nur dann ohne sie leben könne, wenn die Pflicht ihm sie zu meiden gebiete, daß er aber ohne sie nicht glücklich sein könne. Jene Frage aber beantwortete er sich noch mit einem entschiedenen „Nein;“ er fühlte zu klar, wie sehr diese Liebe und die mit ihr verbundenen Kämpfe ihn in seinen besten Grundsätzen bestärkten — freilich auf Kosten seiner Ruhe und mit der Aussicht auf vollkommenste Entsagung. Wie alle jungen Herzen, die sich auf Entsagung vorbereiten, die mehr oder weniger Täuschung ist, suchte er sich zum Ersatz ein künstliches Glück aufzubauen, und die

Phantasie unterstützte das Herz. Er bildete sich ein, schon jenes kleine Mädchen, das vor dreizehn Jahren durch Holken kam, geliebt zu haben; er fand in ihren Zügen schon die ganze Helene, die jetzt so oft mit ihm allein am Kamine saß; dieses kleine Mädchen war noch frei; er herzte und küßte es mit der unschuldigsten Leidenschaft. Ach, daß er es damals nicht gethan hatte! — daß sich nicht eine Art jener kindlichen Liebe herausgebildet, die dauernd und aus der dann ernste, ewige Verbindung werden konnte! Sein Vater, der so sehr für die Emigranten eingenommen war, wäre glücklich gewesen, seinen Sohn mit einer verbannten Royalistin, mit einem Opfer der Revolution verbunden zu sehen. Was er wünschte, sah er bald wirklich, und in dem Augenblick, da er so träumte, lag Helene als das herrliche Weib, das sie eben war, als seine Frau in seinen Armen.

Wir müssen uns hier mit diesen kurzen Andeutungen über den damaligen Gemüthszustand des Grafen Viktor von Holken begnügen; sie sind ein bloßer Auszug aus seinen Tagebüchern und spätern Briefen, die vor uns liegen und die alle Einzelheiten des unglückseligen, aufreibenden Kampfes zwischen Pflicht und Leidenschaft in selbstquälerischer Ausführlichkeit enthalten. Eine solche traurige Geschichte innerer Vorgänge ist nur von dem Gequälten selbst geschrieben wahr; von einem Dritten bearbeitet, mit historiographischer Berücksichtigung und Zuratheziehung der Quellen wird sie, bei dem Streben nach objektiver Wahrheit, zu besonnen, kalt, oder, wenn man sich mit Ruhe bemüht, der Leidenschaft nachzukommen, bombastisch und unwahr. Wo, wie in Werthers Leiden, die Briefe und Tagebücher nicht selbst gegeben werden dürfen, ist die kürzeste Andeutung der Seelenzustände, ein bloßes Anschlagen der Saiten das Beste.

Von Helenen besitzen wir aus jener Zeit weder Briefe noch Tagebücher; wir müssen bei ihr, wie Geschichtschreiber bei Quellenmangel, von Einem auf das Andere, von spätern Zeiträumen und Vorkommnissen auf frühere schließen und das Wahrscheinliche als wahr annehmen.

Im Grund befand sie sich in derselben Lage wie Viktor, der vor ihr noch kein Weib geliebt hatte. Aus dem Mädcheninstitut tretend, in eine Welt, in der sie nur Verfolgungen, Verbannung, Blutgerüste kannte, warf sie sich einem Manne in die Arme, dessen erster Anblick Sicherheit, Schutz gegen alle Feinde versprach. Sie fühlte sich unter seinem Fittig so warm, so sicher, um so sicherer, je älter er ihr erschien. Sie hatte die vollste Sicherheit und in dem glänzenden Paris eine ganz andere Ansicht vom Leben gewonnen, als die war, die mit den Blutszenen in ihrer Erinnerung zusammenhing, als sie Viktor kennen lernte. In ihm lernte sie die Jugend kennen und sie war selber jung. Wie ihre Wahl Marigny's mit der schrecklichen Erinnerung zusammenhing, so hing die Erscheinung Viktors mit den freudigsten Bildern ihrer Jugend zusammen. Viktor war außerdem ein Freund, wie sie noch keinen besessen hatte, mit dem sie sprach wie nie vorher mit einem Andern, und ihn konnte sie ohne Angst einen Winkel ihres Herzens sehen lassen, den sie selbst vor ihrem Mann verschleierte. Als sie zu empfinden anfing, wie unentbehrlich er ihr geworden, fühlte sie sich wie Viktor sicher in dem Gedanken, daß dieser Marigny's Freund sei, und in der Unmöglichkeit, daß man einen Mann wie Marigny hintergehe. Hätte sie doch lieber alle höchsten Glückseligkeiten hingegeben, als daß sie sich in die Lage versetzt hätte, diesem vortrefflichen Mann einen Moment lang nicht offen ins Auge sehen zu können.

Als sie Beide erriethen, was in dem Herzen des Andern vorging, schwuren sie sich es mit einem Blick, daß sie es einander nie gestehen und daß sie stärker sein wollten als alle Liebe.

Drittes Kapitel.

Der Winter, der das glückliche Zusammenleben eines kleinen Kreises zu fördern pflegt, verfloß in gedrückter Stimmung.

Marigny, der immer an die alten Ursachen von Helenens Traurigkeit glaubte, bat Viktor, sie in dieser Stimmung, die ungewöhnlich lange dauerte und die ihn daher beunruhigte, nicht zu verlassen. Er vermied sie so viel als möglich, um sie mit dem Freund allein zu lassen, mit dem, wie er wußte, sie über jene Dinge aufrichtiger und lieber sprach als mit ihm. Die äußere, politische Welt begann auch in den kleinen Kreis hineinzugreifen. Napoleon, nach gänzlicher Niederwerfung Oesterreichs, dem er mehrere Provinzen und eine Prinzessin alten Blutes abgewann, warf seine durch diese Erfolge verfügbar gewordenen Streitkräfte nach Spanien, das, in Verbindung mit den Engländern, seinem Bruder Joseph so viel zu schaffen und die Kunst seiner trefflichsten Feldherren, Soult, Augereau, Souchet, Gouvion St. Cyr, Massena 2c., zu Schanden machte. Die besten Regimenter und die besten Offiziere sollten dieser schlimmen Lage ein Ende machen und ein Beispiel beseitigen, das dem Rest Europa's Muth zum Widerstand gegen den Welteroberer einflößen konnte. Marigny's Regiment hatte die Pyrenäen bereits überschritten, und es war wahrscheinlich, daß er ihm demnächst werde folgen müssen. Seitdem zum ersten Male davon die Rede gewesen, hörte Helene nicht auf, ihn mit Bitten zu bestürmen, daß er sie dießmal ins Feld mitnehme. Marigny lächelte über diesen Gedanken, wie über eine Unmöglichkeit. In jeden andern Krieg, in jedes andere Land hätte er sie leichter mit sich führen können, als in dieses Land der Guerillas, wo die Armee fortwährend über Fallthüren marschirte und sie wie jeder Einzelne immer von Hinterhalten und unsichtbaren Feinden umgeben war; wo selbst Weiber, von Mönchen angeführt, mit dem Kreuz in der Hand in den Kampf zogen, darum von ritterlichen Rücksichten für Frauen nichts zu hoffen war. Den Franzosen erschien das damalige Spanien als eine einzige große Mördergrube, und die war es ihnen auch in der That; wie sollte sich Marigny entschließen, seine geliebte Frau dahin zu bringen? Aber Helenens Bitten wurden von Tag zu Tag dringender; sie schien am Ende

von dem Gedanken nicht mehr lassen zu können, sprach mit einer bebenden Angst von der Trennung und wie mit unerschütterlicher Ueberzeugung von unbestimmten Gefahren, die sie, fern von ihm, bedrohten. Bei der krankhaften Art und Weise, wie sie ihre Bitten vorbrachte, wie sie immer darauf zurückkam, und bei der immer mehr überhandnehmenden Blässe ihres Gesichtes und Traurigkeit ihres ganzen Ausdruckes erschien ihm ihr Wunsch bald wie eine fixe Idee, von der er zu Viktor mit Staunen und Besorgniß sprach. Aber er war noch mehr erstaunt, als Viktor diesem Wunsche das Wort redete, oder wenigstens schwieg, wenn Helene ihren Mann in seiner Gegenwart beschwor, sie nach Spanien mitzunehmen. So kam es, ohne daß irgend ein positives Wort darüber gefallen wäre, dahin, daß die Reise Helenens nach Spanien halb und halb für ausgemacht und bevorstehend betrachtet wurde.

Auf unzähligen Familien drückten damals Sorgen und Beängstigungen, die mit dem furchtbaren Lande jenseits der Pyrenäen in Verbindung standen, denn welche Familie hatte nicht einen Sohn, Vater, Bruder, Gatten in der gewaltigen Armee, die Napoleon dahin geworfen und von der nur traurige Nachrichten einliefen. Aber das kaiserliche Paris durfte von seinen Beängstigungen nichts merken lassen; es mußte sich mit seinem kaiserlichen Herrn, der eben seine habsburgische Braut und mit ihr eine seiner Parzen heimgeführt hatte, laut freuen und sich an Festen berauschen. Mit diesen Festen kam der Frühling heran, und jener vom österreichischen Gesandten Fürsten Schwarzenberg zu Ehren der Vermählung gegebene Ball, der durch seinen traurigen Ausgang, durch den Tod der liebenswürdigen Frau und guten Mutter, Fürstin Pauline Schwarzenberg, eine traurige Berühmtheit erlangte und später als ein Vorspiel des Brandes von Moskau und als eine Warnung für Napoleon betrachtet wurde.

Von diesem Zeitpunkte an knüpft sich unsere Geschichte bis an ihr Ende mit ihren Hauptbegebenheiten nur an die bedeutendsten historischen Epochen und Ereignisse, die wir zu einem

großen Hintergrunde benutzen könnten, wenn wir eine von den beliebten historischen Novellen schreiben wollten; aber wir erzählen nur die Geschichte eines einzelnen Unglücklichen.

In dem Ballhause, das Fürst Schwarzenberg im Garten des Gesandtschaftshotels mit eben so zauberhafter Schnelligkeit als zauberischer Pracht hatte aufführen lassen, mag es in jener verhängnißvollen Nacht manches traurige Herz inmitten des unerhörten Glanzes gegeben haben, aber gewiß gab es Wenige, die für den Glanz der Ausschmückung, der ganzen unvergleichlichen Versammlung, der unzähligen anwesenden großen Namen so wenig Auge und Sinn hatten, wie das eine Paar, das Arm in Arm, schweigend sich von der wogenden Menge langsam und willenlos fortbewegen ließ. Es war Viktor mit Helene. Viktor trug seine Uniform, und in der kriegerischen Tracht schien ihr sein Gesicht noch milder und in der glänzenden Umgebung noch trauriger als sonst. Wie sie die Menge forttrug und die Musik in Träume wiegte, vergaß sie Menge, Musik und die ganze Welt und fühlte nur, daß sie an seinem Arme hing, daß sie sich, von der Masse gedrängt, ohne es zu wollen, an ihn drücken durfte. Viktor, der sie um eine starke Kopfhöhe überragte, sah sehnsüchtig zu ihr nieder. Von ihrer Toilette war in dem Gedränge wenig zu sehen; er sah nur das blasse, von schwarzen Scheiteln eingerahmte Gesicht, die langen schwarzen Wimpern, die es noch blässer erscheinen ließen, und die feine weiße Büste — daß sie ihm vorkam wie eine Schwimmende, die sich an ihn klammert und die er rettend ans Land trägt. Der Oberst war bei einer Gruppe von Offizieren stehen geblieben, die eben der Feste halber aus Spanien zurückgekehrt waren und ihm, der demnächst dahin abgehen sollte, über die dortige Lage der Dinge Auskunft ertheilten. Helene, die mit ihm abzureisen gedachte, sagte sich, daß sie heute vielleicht zum letzten Male mit Viktor so allein sei — denn wo ist man mehr allein als in solchem Gedränge — und da sie von ihrem Glück Abschied nahm, glaubte sie sich diesem Glück ohne Verbrechen hingeben zu dürfen. Sie

wußte es ja, was sie die Trennung kostete und was sie geleistet, indem sie dieselbe gewissermaßen erzwungen, um sich diese kurze und unschuldige Belohnung als Preis ihrer Kämpfe gestatten zu dürfen. Aehnliche Gefühle bewegten Viktor, und so ließen sich Beide vom Strome des Gedränges und von dem sanften, gleitenden Strome ihrer Träume forttragen, nur wünschend, daß diese selbige Stunde ewig dauern, daß sie nichts aus diesen Träumen wecke.

Aber sie sollten auf schreckliche Weise geweckt werden.

Der Brand brach aus. Eine hochhängende Gardine, von der erhitzten Atmosphäre hin und her bewegt, kam mit einer Lampe in Berührung, fing Feuer und theilte im Momente die Flamme dem ganzen obern Theile des Saales mit, so daß er augenblicklich von einer großen Lohe überwölbt war. Die Massen, die sich bis jetzt in einer gewissen Ordnung durch den Saal bewegt hatten, wurden nach dem ersten Schreckensschrei ein wildes und lärmendes Chaos. Alles schrie, Alles drängte den Thüren zu; auf Niemand wirkte die Anwesenheit oder das Beispiel des Mannes des Verhängnisses, der ruhig einen Blick auf die Flammen warf und dann seine habsburgische Gattin eben so ruhig durch das Gedränge zu ihrem Wagen führte. Schon gesellten sich zu dem Schreckensgeschrei Ausrufe und Schreie des Schmerzes, da dort und da die Flammen von der Höhe auf die Häupter der Versammelten herabzuregnen begannen und das Gedränge so wild wurde, daß Viele zu ersticken oder in das Feuer gedrängt zu werden fürchteten.

Victor sah und hörte von Allem, was um ihn her vorging, Nichts. Bevor er einen Blick auf das drohende Unheil werfen konnte, lag Helene Hülfe suchend in seinen Armen; er fühlte sie an seiner Brust und er stand beseligt da, ohne die Flammen, die ihn umzüngelten, zu beachten. Er hob sie nur höher an sich hinauf, er drückte sie nur inniger an sich — aber er hat es nie gewußt, wie er mit dieser theuern Last auf den Armen die Menge theilte und plötzlich mit ihr im Freien stand. Die frische

Frühlingsnachtluft im Garten brachte ihn ein wenig zur Besinnung; aber er hatte nicht die Kraft, die Bürde niederzusetzen, wohl aber die Kraft, sie weiter fortzutragen bis ans Ende der Welt.

Im Garten war die Verwirrung beinahe eben so groß wie im brennenden Tanzsaale. Die Gäste stürzten in Strömen heraus und obwohl nunmehr der Gefahr entronnen, glaubten sich Viele doch noch nicht gerettet; Frauen und Männer rannten besinnungslos umher, Einzelne standen vor dem brennenden Gebäude und starrten es schreiend an, erwartend, ob irgend eine geliebte Person, die sie darin zurückgelassen, nicht hervorkomme; Andere, wie jene unglückliche Fürstin Schwarzenberg, stürzten sich vom Garten aus wieder zurück in die Flammen, um nach den Vermißten zu suchen und um, wie eben diese gute Mutter, die nach ihrer Tochter suchte, nicht wieder das Flammengrab zu verlassen. Bei all dem flogen brennende Splitter oder Stoffe der Saaldekorationen im Bogen mitten in die chaotische, schreiende, drängende, jammernde Verwirrung. Im ganzen Parke war kein Plätzchen, dem Viktor seine Last hätte anvertrauen mögen; für sie sah er überall Gefahr, und ohne zu überlegen, trug er sie weiter durch den Hof, durch das Hotel, durch zwei Gassen bis an den Quai Voltaire, wo er am Ufer der Seine ein in einem Garten liegendes Haus bewohnte. Helene hing bewußtlos an seinem Halse, oder vielmehr, sie hatte von jenem ersten Momente des Schreckens an nur das träumerische, halbe Bewußtsein, an seinem Herzen zu liegen. Sie erwachte erst, als sie in Viktors Zimmer, auf seinem Sopha lag und er, der bisher nur die Gefahr gesehen, in der dieses geliebte Leben geschwebt hatte, vor ihr kniete und zum ersten Male aufathmend und in ein Schluchzen ausbrechend, ihre Hände mit Küssen bedeckte.

Oberst Marigny, der sogleich beim Ausbruch der Feuersbrunst nach seiner Frau gesucht hatte, sah sie über das Gedränge der Köpfe hinaus in den Armen Viktors und gleich darauf im Garten. Er war beruhigt und gesellte sich sofort zu den Offizieren,

die Anstalten trafen, um dem Feuer Halt zu gebieten, neue Ausgänge in den Saal zu brechen, um dem Gedränge leichteren Abfluß zu gestatten und um, wo es Noth that, Menschenleben zu retten. Er war überrascht, als er spät in seine Wohnung trat und Helenen noch nicht daheim fand; aber sie war ja gerettet.

Sie kam erst gegen Morgen in einem Miethswagen und Marigny war entsetzt über ihr Aussehen. Ihre Wangen waren eingefallen, schwarze Ränder umsäumten ihre Augen, die im Fieber glühten, wie auch ihre Pulse fieberisch klopften. Vor der Schwelle ihrer Stube sank sie nieder und sträubte sich, als sie Marigny erhob, um sie auf ihr Bett zu tragen. Sie sagte Allerlei, was ihm unverständlich blieb, und er glaubte, sie rede irre, der Schreck, das gräßliche Schauspiel habe ihre Sinne verwirrt und er ließ den Arzt holen.

Sie blieb so durch mehrere Tage. Das Fieber hatte sich zwar gelegt, sie starrte wie theilnahmlos vor sich hin, aber sie gerieth in die heftigste Aufregung, wenn ihr Marigny von Viktor sprach, der immer kam, um sich nach dem Befinden Helenens zu erkundigen und Stunden und halbe Tage lang schweigend im Salon saß. Unter diesen Umständen kam Marigny der Befehl zu, schleunigst nach Spanien aufzubrechen; Helene sprach nicht mehr von Mitreisen. Der Oberst empfahl die Kranke dem Schutze seines Freundes, der ihn dabei mit glasigen Augen ansah.

Viertes Kapitel.

Wir wissen zwar aus dem Tagebuche des Grafen Holken und aus Briefen Helenens, die ebenfalls vor uns liegen, wie sich die Geschichte der beiden Unglücklichen in allen Einzelheiten weiter entwickelte, aber diesen Theil der Geschichte ausführlicher zu erzählen, ist nicht der Zweck dieser Blätter. Das Verbrechen an dem trautesten und vertrauenvollsten Freunde war begangen;

Viktor und Helene erlagen der Wucht und es war ihnen Beiden, als sollte ihnen kein froher Tag mehr scheinen. Aber solches gemeinschaftliches Bewußtsein und gemeinschaftlich begangenes Verbrechen verbinden schon Verbundene noch inniger. Jedes war dem Andern ein lebender Vorwurf, aber sie hatten nur einander zu Vertrauten und sie waren allein. Das Leben war ihnen eine Hölle, aber wie Francesca da Rimini und Paolo konnten sie in dieser Hölle nicht von einander lassen; die Leidenschaft trug sie in ihrem Wirbel fort und sie klammerten sich mehr und mehr aneinander. Wie sollten sie die Stunden der wahnsinnigsten Leidenschaft fliehen, da sie sich nur in solchen Stunden selbst vergaßen? Die Zeit kam bald, da sie den Rausch suchten, um nicht klar denken zu müssen, und es folgte keine Zeit der Uebersättigung und des Widerwillens, weil Jedes das Andere elend wußte. Wenn sie allein waren, konnten sie sich nur lieben, nur bemitleiden und berauschen — aber getrennt schrieben sie einander Briefe über die Straße, um sich anzuklagen, um sich zu einer Trennung zu ermuthigen. Beiden that Buße Noth und die höchste Buße lag in der Trennung, da sie sich in ihrem Falle immer inniger lieben gelernt, und so wurde Trennung beschlossen.

Viktor war es leicht, sich von seinem Posten abberufen zu lassen und er verließ Paris einige Monate nach der Abreise Marigny's, um nach Deutschland zurückzukehren. Seine Pflicht war Schweigen gegen Marigny, aber Helenen hatte er beschworen, Alles zu thun, was ihr für die Ruhe, oder theilweise Beruhigung ihres Gewissens rathsam schiene, ohne Rücksicht auf ihn: sie solle Marigny, wenn sie dessen bedürfe, Alles bekennen und ihn, Viktor, dem schmählichsten Elend, das es auf Erden für ihn gebe, aussetzen: ihn in den Augen des Freundes als Verräther erscheinen lassen.

Nur wenige Wochen nach seiner Ankunft in der deutschen Heimat erfuhr er von Helenen, daß auch sie Paris verlassen hatte. Sie war auf dem Wege nach Spanien. Sie reiste dahin, aber sie wußte selbst nicht warum? zu welchem Zwecke? mit welchem

Gesichte sie vor Marigny treten werde? ob sie als niederträchtiges Weib hingehe, um ihm Liebe zu heucheln? ob sie sich ihm zu Füßen werfen werde und ihm Alles gestehen, um sich dann selbst den Tod zu geben oder von ihm geben zu lassen? Wieder einige Zeit später schrieb sie Viktor, daß sie noch immer die Pyrenäen nicht überschritten habe, daß sie längs dieses Gebirges hin- und herirre, wie vor einer Thür, die man aus Angst vor den Schrecken jenseits derselben nicht zu durchschreiten wagt. Was sollte sie in Spanien? Viktor anklagen? es zu einer Entscheidung bringen, die Einem von Beiden, dem theuren Freunde oder dem Geliebten, den Tod brächte? Und wieder einige Zeit später waren Helenens Briefe aus den verschiedensten Gegenden des mittleren und nördlichen Frankreich datirt; jeder Brief aus einem anderen Orte, bis sie sich wieder der spanischen Gränze näherte, um sie aufs Neue zu verlassen. Auf allen diesen ruhelosen Irrfahrten trug sie die Briefe mit sich, die ihr Viktor in Paris von seinem Hause in das ihrige geschrieben: sie waren ihr Schatz und ihre Anklage, die Verkörperung ihrer Liebe und ihres Verbrechens; sie konnte sich von ihnen nicht trennen und jedenfalls sollten sie für sie an ihrer Statt sprechen, wenn sie einst den Muth hatte, Marigny das grauenvolle Geständniß abzulegen.

Viktor sah diesen Irrfahrten in der Ferne wie im halben Schlafe zu, ohne sich zu gänzlichem Stumpfsinn herabstimmen oder zu irgend einer That aufraffen zu können. Wie Helene so vor seinen Augen hin- und herzog und dabei aus ihren Briefen die ewige Klage, der ewige Schrei des Gewissens heraustönte, als die passende Gesangsbegleitung zu solcher Wanderung, war es ihm, als wäre dieses Alles nur unheimliche Vorbereitung eines Verhängnisses, das über ihn und sie hereinbrechen müsse, und das er nur ruhig abzuwarten habe. Endlich verschwand ihm Helene gänzlich; er hörte nichts von ihr, nichts von Marigny; sie mußte in Spanien sein; jeglichen Tag erwartete er den letzten Schlag seines Schicksals. Manchmal war ihm, als müßte er fliehen, lebte er doch geehrt mit dem Bewußtsein seiner Ehrlosig-

keit, und das alte Schloß Holken, das seit dem Tode seines Vaters verlassen stand, schwebte ihm als wünschenswerthe Einsamkeit vor — wenn sich nur nicht die Erinnerungen an die mit Helene daselbst verlebten Tage, die ihm in Paris so theuer gewesen, darangeknüpft hätten!

Aus diesem Zustande rissen ihn die kriegerischen Vorbereitungen, die im Jahre 1812 den ganzen Continent in Bewegung setzten. Napoleon sammelte seine große Armee, die Rußland demüthigen, vielleicht erobern sollte, und die Truppen des deutschen Fürsten, dem Viktor diente, sollten einen Theil dieser großen Armee bilden. Das war eine Rettung. Als Oberst trat er wieder in die aktiven Dienste und entfaltete eine außerordentliche Thätigkeit. Nicht mehr wie sonst bei solchen Gelegenheiten wurde seine Kriegsfreude und Thatenlust durch den Gedanken getrübt, daß er eigentlich als Knecht eines Knechtes im Dienste des fremden Unterdrückers ins Feld ziehe, gegen den Vortheil des eigenen Vaterlandes. Solche Gedanken lagen ihm jetzt fern; er sah nur betäubenden Kriegslärm vor sich, und das war ihm genug. Er konnte ja auch fallen! Das unbekannte kalte Steppenland, dem man entgegenzog, schien ihm ein wünschenswerthes Grab; die trüben Ahnungen, die überall in Beziehung auf diese Unternehmung Napoleons laut und in den Heeren seiner Verbündeten am ausführlichsten ausgesponnen wurden, erhöhten nur seine Hoffnung.

Es ist bekannt und geht selbst aus den offiziellen Berichten französischer Generäle und aus den nationaleitlen Memoiren französischer Augenzeugen hervor, wie viel deutsche Truppen im Allgemeinen zur Erhöhung der französischen Gloire bei Smolensk und Borodino beigetragen, und in französischen wie deutschen Lagern wußte man, was der Oberst Graf v. Holken im Besonderen während dieses Feldzuges geleistet. Sein Name, schon früher mit Ruhm genannt, gewann an Glanz, und deutsche Patrioten, die auf eine Erhebung des Vaterlandes vorbereiteten und sich nach Führern der zukünftigen Befreiungsarmee selbst

unter den gezwungenen Verbündeten Napoleons umsahen, ließen ihr Auge mit Hoffnung auf dem Manne ruhen, der sich während des Feldzuges als tapferer, Alles unternehmender Offizier auszeichnete, wie er sich schon früher als Theoretiker und im Rathe ausgezeichnet hatte. Der Krieg voll Gefahren und voll unheimlicher Schrecknisse, wie er der großen Armee seit ihrem Ueberschreiten der polnischen Gränze entgegentrat, der Krieg mit einem unsichtbaren, geisterhaften Feinde, der sich schon vor der Moskauer Katastrophe so gestaltete, daß er nicht seines Gleichen in der Weltgeschichte hatte, war ganz der Art, daß er mit der Gemüthsverfassung Viktors, der in seinem Innern einen ähnlichen unfaßbaren Feind zu bekämpfen hatte, zusammenstimmte. Ja, da diese innern Kämpfe grausamer waren als alle die ihn umgebenden Vorgänge, fand er in diesen nur eine Erleichterung und in der ruhelosen Bewegung, die der Krieg erfordert, einen Rausch, der ihn manchmal seiner selbst vergessen ließ. Wie oft er mit französischen Truppentheilen oder einzelnen Offizieren zusammentraf, er wich sorgfältig jeder Erkundigung nach Marigny aus, obwohl er ihn bei der großen Armee vermuthete, da Napoleon den größten Theil des spanischen Heeres zu dieser herbeigezogen hatte. Doch erfuhr er es endlich mit Bestimmtheit, daß der Oberst in der That mit ihm in derselben Armee diente; ein Schauer überlief ihn bei dem Gedanken, wie er mit ihm zusammentreffen werde? — Dieß Zusammentreffen war auf dem rastlosen Marsche gegen Moskau beinahe unmöglich, da jeder Offizier auf seinem Posten bleiben mußte, um die rasch um sich greifende Demoralisation der Truppen so viel als möglich zu mildern; erst dort, wo die ganze Armee in einem unglückseligen Knäuel, in ihrer Falle zusammen war, erst in Moskau sollte er ihn wiedersehen.

Es war an dem dritten Tage des Brandes, da auch Napoleon entsetzt mitten durch stürzende Trümmer und züngelnde Flammen aus dem Kremlin floh, um sich nach dem Lustschlosse Petrowsky zu retten. Die Stadt war bereits ein einziger ungeheurer, zum Himmel aufrauchender Schutthaufen; die unglück-

seligen Soldaten hatten innerhalb der Stadtmauern kein Obdach mehr und in die einzelnen noch aufrecht stehenden Häuser wagte man nicht zu dringen, um daselbst auszuruhen, da man überall fürchtete, der Flamme, die allerorten aus dem Boden, aus den Mauern hervorsprang oder wie vom Himmel fiel, gewiß noch da zu begegnen, wo sie noch nicht emporgesprungen war. In den Straßen war man bei den überall zusammenstürzenden Trümmern eben so wenig sicher als in den Häusern selbst, und bereits drängten sich ungeheure Schaaren zu den Thoren hinaus, um sich auf freiem Felde unter fortgeschleppten Balken und Brettern unterzubringen oder auch unter offenem Himmel zu lagern. Viktor hatte sein Regiment, oder vielmehr die Trümmer seines Regimentes bereits hinausmarschiren lassen und irrte nun allein über die gewaltige Brandstätte, zu helfen bereit, wo Hülfe Noth that, oder auch mit dumpfer Gleichgültigkeit durch das große Elend hinschlendernd, je nachdem der alte, wohlwollende, milde Viktor oder der Unselige, dessen Herz selbst eine Brandstätte war, in ihm stärker wurde. Schon an das Gräßlichste gewöhnt, fiel es ihm kaum auf, wie plötzlich ein bisher von den Flammen unberührt gebliebener, kleiner Stadttheil aufloderte und wie ihm aus den Gassen und Straßen desselben unzählige Flüchtlinge entgegenstürzten und zwar in so entsetzlicher Angst, als ob ihnen die Flamme, die Verheerung auf dem Fuße folgen könnte. So war es gewissermaßen auch in der That; denn in diesen bisher verschonten Stadttheil hatte man beinahe alle Pulverwagen gerettet, auch die Pulvervorräthe, über denen Napoleon eine Nacht lang mit seiner alten Garde im Kremlin geschlafen hatte. Wenn nur ein Funke des eben neu ausgebrochenen Brandes einen der Wagen erreichte, war das Unheil unsäglich; nicht nur dieser Stadttheil — halb Moskau und die halbe Armee war von unvermeidlichem Untergange bedroht. Der Strom der Flüchtenden war eben im Begriffe, Viktor zu erfassen und ihn auf demselben Wege fortzureißen, auf dem er eben herangekommen war, als er sich am Arme fest ergriffen fühlte und eine wohlbekannte

Stimme ihm ins Ohr rief: „Viktor, dort in dem letzten Hause dieser Straße, das eben jetzt von den Flammen ergriffen wird, liegt Helene allein, hülflos — retten Sie sie! Ich darf von den Pulverwagen nicht fort!“

War es Traum? war es Wirklichkeit? Die Stimme war ganz die Stimme des alten Freundes; in diesen Worten: allein, hülflos, retten Sie sie! zitterte die alte Liebe. Und Viktor sollte sie wieder aus den Flammen retten, wie damals in Paris, als sein elendes Glück begann — er sollte sie wieder auf seinem Arme forttragen! Und Helene hier in Moskau in dieser flammenden Hölle — oder waren sie wirklich schon Beide in der Hölle? — war es seine ewige Strafe, sie ewig so aus den Flammen tragen zu müssen, ewig an jene Nacht erinnert zu werden? — und Marigny sollte zu ihm immer, ewig mit dem Tone des Freundes sprechen? — Er lachte laut auf wie ein Wahnsinniger und sah sich um, ob er wirklich lebte oder ein abgeschiedener Verdammter war. Sein erster Blick fiel auf Marigny, der unablässig bemüht war, das Chaos zu ordnen, die Pulverwagen aneinanderzureihen und sie anzutreiben, daß sie der immer näherkommenden Flamme entflöhen. — Sonderbar! — beim Anblicke Marigny's sah Viktor nichts mehr von dem ihn umgebenden Elend und fühlte er nichts mehr von den Qualen der letzten zwei Jahre — er sah sich nur mit dem Freunde und mit Helenen wie ehemals in dem glücklichen Winkel am Kamin in Paris — und unmittelbar an diese Vorstellung reihte sich schnell der andere Gedanke: du sollst sie wiedersehen! Helene ist in deiner Nähe! du sollst sie retten.

Aber er hatte Marigny kaum gehört — wo? in welchem dieser brennenden Häuser lag Helene — allein, hülflos! Wie durch eine Hallucination aber, oder als ob die gesprochenen Worte vor seinem Ohre körperlich schwebend geblieben wären, hörte er sie vermittelst einer gewaltigen Anstrengung der Erinnerung noch einmal: Dort in dem letzten Hause dieser Straße, das eben jetzt von den Flammen ergriffen wird!

Er schwang sich über die Reihe der Pulverwagen, die ihm den Weg abschnitten, er stürzte in das Haus, dessen oberes Stockwerk bereits von Flammen eingehüllt war und in ein Zimmer, in das der Qualm einzudringen begann. Der Zufall hatte ihn richtig geleitet. Da lag sie auf einem Soldatenmantel, den Kopf an ein Bündel gelehnt, mit geschlossenen Augen, als ob sie schliefe, oder als wollte sie die Schrecken nicht sehen, die sie vernichten sollten. Der erste Anblick sagte es, daß sie schwer krank war; sie sah aus wie eine Sterbende — und doch wie schön! schöner als jemals. Viktor glaubte sie bewußtlos, bückte sich zu ihr nieder und umfaßte sie mit beiden Armen. Sie öffnete die Augen und ein glückliches Lächeln verklärte ihr Gesicht.

„Sind Sie es wieder, Viktor?“ fragte sie mit leiser Stimme, aber plötzlich, als hätten sie dieselben Gefühle übermannt, die er bei dem Gedanken, daß er sie wieder aus den Flammen retten sollte, empfand, stieß sie ihn von sich und rief: „Fort! fort! Ich will nicht gerettet sein!“

Die Sinne vergingen ihr; ihr Kopf sank zurück und er glaubte eine Leiche aus dem Hause zu tragen. Er hatte nicht den Muth, irgendwo mit ihr auszuruhen und sich der Gefahr auszusetzen, mit ihr allein zu sein, wenn sie wieder die Augen aufschlüge. Die Reihe der Pulverwagen leitete ihn; ihr folgte er nach vor die Stadt aufs offene Feld, wo er Marigny fand. Dieser sank ihm weinend an den Hals, als er ihn mit der Kranken herankommen sah. „O mein Freund,“ rief er aus, „welch ein Wiedersehen, welch ein unerhörtes Elend und dabei Helene krank, vielleicht —!“ Er wagte es nicht, weiter zu sprechen.

Fünftes Kapitel.

Der grauenvolle Rückzug von Moskau war mit allem Grauen nicht stark genug, die drei Vereinigten wieder zu trennen. Durch

die Schneewirbel, die nach dem verhängnißvollen 5. November, mit dem der vernichtungsreiche Winter begann, die Welt mit einem Leichentuche überzogen, durch die ununterbrochenen Reihen von Leichen und Sterbenden, durch den erstarrenden Frost, durch die streifenden Kosakenbanden, die wie Gespenster, immer todtbringend und das mörderische Werk der Natur vollendend, und wie vom Sturme hergeweht, überall aus dem Schleier des Schnees hervorbrachen, zogen die drei bald als vereinzelte Gruppe, ohne Gefühl für das Elend Anderer, wie sich Andere, ohne Gefühl für ihr Elend, an ihnen vorübertrieben.

Wer wird es unternehmen, das Grauen jener Tage zu beschreiben; ist doch Geschichtschreibern und Augenzeugen, nachdem sie hundert der grausamsten Episoden aus diesem Trauerspiel aufgezählt, die Feder aus der Hand gefallen, mit dem Geständniß, daß sie Unbeschreibliches zu schildern unternommen. Was hatte der Einzelne zu dulden, der nur sein nacktes Leben retten wollte! Wie viel mehr hatten die beiden Männer zu erdulden, die eine Sterbende auf ihren Schultern durch das Elend zu tragen hatten. Ihre Pferde waren bald nach Einbruch des Frostes erlegen. Es ist bekannt und in den Memoiren des Generals Sir Robert Wilson zu lesen, wie sich die Kosaken auf das erste gefallene Pferd der französischen Armee, dem sie begegneten, herstürzten, eifrig seine Hufe befühlten und jubelnd ausriefen: „Der Herr hat sie in unsere Hände gegeben, sie können uns nicht entrinnen!" Die Pferde der großen Armee waren nicht für den eisigen Boden Rußlands beschlagen und die nicht gleich in den ersten Tagen des Rückzuges vor Hunger zu Grunde gingen, fielen mit gebrochenen Schenkeln zusammen, um sich nicht wieder zu erheben. So waren Holken und Marigny um ihre Pferde gekommen, und so wanderten sie jetzt dahin, Helenen auf einer aus Zweigen, Brettern und Mänteln bestehenden Bahre auf den Schultern tragend, den Degen in der Hand, um sich und die Kranke gegen die Streifpartien der Kosaken zu vertheidigen.

Manche Französinnen waren damals ihren Männern in der

großen Armee, übermüthig und wie zu einer Lustpartie, bis nach Moskau gefolgt. Daß es mit Helenen anders war, wußte Viktor. In wenigen Worten hatte sie ihm eines Tages ihre Geschichte der letzten zwei Jahre erzählt, während Marigny ein verlassenes Dorf durchwühlte, um nach Lebensmitteln zu suchen, und Viktor bei der Kranken blieb, um etwaige Ueberfälle abzuschlagen. Sie war endlich doch nach Spanien und zu ihrem Mann gelangt, ohne je den Muth zu einem Geständnisse zu finden; wie eine ewige Anklage führte sie die Briefe Viktors immer mit sich, wie eine Verkörperung ihres Gewissens. Mit Marigny kam sie wieder nach Frankreich zurück; er hielt sie immer nur für körperlich krank und zwang sie, in Paris zurückzubleiben, als er mit der großen Armee abzog; an dem Tage, da der große Brand ausbrach, kam sie in Moskau an. Es hatte sie in Paris nicht geduldet; sie mußte ihr Urtheil von ihm empfangen. Aber wie sie ihn so liebevoll sah und in der Erinnerung an Viktor, in dem Gedanken, durch ihr Geständniß aus Marigny den elendesten Menschen zu machen, hielt sie es wieder zurück. „Das," sagte sie, „ist es allein, was mich noch am Leben erhält; es ist mir, als müßte ich ihm bekennen, als dürfte ich nicht früher aus dem Leben gehen. Nur mein böses Gewissen lebt noch, sonst bin ich todt."

Und in der That war es ein Wunder, wie das Weib, das immer an der Thür des Todes zu stehen schien, fortlebte, während Zehntausende der kräftigsten Männer dem Elend des Rückzuges unterlagen.

In Dorogobusch am Dnieper war es den Franzosen gestattet, einen Augenblick aufzuathmen. Es galt hier den Uebergang zu sichern, so lange als möglich; der Herzog von Treviso besetzte die Stadt und einen auf der Höhe gelegenen Kirchhof und machte den Truppen des Generals Miloradowitsch, Jermolows und des Herzogs Eugen von Württemberg den Besitz dieses Punktes lange streitig. Der Kampf wüthete vorzugsweise während der Nacht, und erst spät konnten die ersten russischen Truppen in die jenseits des Flusses gelegene Vorstadt gelangen, mit deren

Besitz sie erst eigentlich in den Besitz der Stadt kamen. Dort, in dieser Vorstadt, in der großen Stube einer Herberge saßen während des Kampfes Marigny und Viktor am Lager Helenens. Sie dachten nicht daran, am Kampfe theilzunehmen, sie dachten auch nicht weiter zu fliehen, obwohl es wahrscheinlich war, daß die Russen jeden Augenblick in die Vorstadt eindrängen. Sie hörten auch den Kanonendonner nicht, der vom Kirchhofe herschallte, und achteten nicht der Kugeln, die überall in die Straßen, auf die Dächer fielen, selbst in die Stube drangen, in der sie sich befanden. Ein Bombensplitter hatte ein Stück des Kachelofens abgerissen, in dessen Nähe das Lager Helenens bereitet war, und die Flamme, die aus dem Risse hervorleuchtete, gab der weiten Stube ihre einzige Beleuchtung, nur daß hier und da ein aufflammendes Gebäude seinen Gluthschein manchmal auch in einen entfernten Winkel der Stube warf. Viele der Franzosen in Dorogobusch blieben da sitzen oder liegen, wo sie zum Tod ermattet oder stumpfsinnig saßen und lagen, selbst als die Russen schon hereinbrachen — wie sollten jene beiden Männer fliehen, da sie am Sterbelager Helenens saßen. Sie lag in den letzten Zügen. Es war kein Zweifel; ihr Gesicht bedeckte bereits Todesblässe; ihre Augen waren erloschen und schlossen sich endlich von selbst; kein Puls war mehr fühlbar. Die Männer saßen rechts und links am Lager und starrten vor sich hin, ohne etwas zu sehen. Sie glaubten sie Beide todt, aber keiner sprach es aus. War es stummer Schmerz? Oder waren auch ihre Sinne und Gefühle in dem durchgemachten Elend so stumpf geworden wie die der andern Hunderttausende ihrer Leidensgefährten?

Helene lag schon lange wie eine Leiche da, als Marigny zu schluchzen begann, aufstand und in eine dunkle Ecke der Stube ging, um verborgen zu weinen. Viktor schnellte empor, als ob ihn plötzlich eine unsichtbare Geißel aufgetrieben hätte, und eilte zur Thür hinaus. Doch konnte er von dem Anblick der Leiche nicht lassen, und er stellte sich draußen an eines der Fenster, durch welches er, von einem dichten Schatten bedeckt, auf das

von der flackernden Ofenflamme beleuchtete blasse Gesicht sehen konnte.

Aber wie sonderbar ist der Mensch beschaffen! Wer hat es nicht schon erfahren, daß ihn in Momenten oder bei Szenen des größten Schmerzes, der grimmigsten Verzweiflung plötzlich eine schauderhaft kalte Ruhe, eine fürchterliche Gleichgültigkeit überkommt, als ob Schmerz oder Verzweiflung müde wären, ausruhten und neue Kräfte zu neuen Angriffen sammelten. Man steht an einem Grabe, das eben das Theuerste auf Erden verschlingen soll, klanglos, bedeutungslos verhallen die Worte der Klage und des Lobes am Ohre, wie irgend ein anderes Geräusch; man blickt auf die Schollen hernieder und betrachtet die sonderbaren Formen eines Steines oder die Zeichnung des Erzbeschlages am Sarge. Selbst das Gewissen hat solche Augenblicke der Ermüdung und blickt mit Gleichgültigkeit auf ein begangenes Verbrechen wie auf das ganze Leben zurück.

Dieser öde, leere Seelenzustand überkam Viktor, als er durch das Fenster das blasse Gesicht Helenens sah, das ihm so theuer war. Er hörte seit Stunden zum ersten Male den Kanonendonner, er sah die fliehenden Franzosen, die brennenden Häuser, die Lichter und Schatten, die wie zwei sich bekämpfende Heere in den Straßen und in der Luft miteinander stritten — er sah Alles, nur nicht das bleiche, von unsäglichen alten Qualen durchfurchte, noch immer schöne Gesicht. Mit der größten Ruhe sah er einen russischen Offizier (wir wissen jetzt aus den „Memoiren eines Liefländers," daß es der spätere General, damalige Major und Adjutant Miloradowitschs, von Löwenstern, gewesen), den ersten Russen diesseits der Dnieper, in den Hof treten, und sah er eine ganz eigenthümliche Szene, die sich jetzt vor ihm abspielte, und hörte er alle Worte, die gesprochen wurden.

Kaum war der russische Offizier in den Hausflur getreten und kaum ward er als solcher erkannt, als ihm der Wirth des Hauses, ein ausgedienter Soldat, der seine französischen Gäste

den Tag hindurch mit Augen voll Haß umschlichen hatte, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen, mit ausgebreiteten Armen entgegeneilte, sich ihm zu Füßen stürzte, seine Knie umklammerte und mit fanatisch aufgeregter Stimme ausrief: „Väterchen! Du bist der Erste der siegreichen Armee unseres allergnädigsten Kaisers, den diese Augen erblicken. Gelobt sei der Allmächtige, der Erlöser und alle Heiligen! Ruhe hier aus unter meinem Dache; jetzt ist es an uns, unsere Arbeit zu thun!“ —

Darauf erhob er sich, zog ein Messer aus der Brust, verneigte sich vor einem Heiligenbilde im Hausflur, schlug dreimal das Kreuz und sagte, das Messer schwingend, zu dem russischen Offizier gewandt: „Wie oft habe ich nicht zu Gott gefleht, mich dieses Messer gebrauchen zu lassen gegen die Ungläubigen, die unser Land beschmutzen und unsere Kirchen entweihen. Mein Gebet ist erfüllt. Die Hoffnung, die ich immer hegte, so oft ich dieses Messer betrachtete, während diese Ungläubigen hier die Herren spielten, sie erfüllt sich endlich. Gelobt sei Gott der Allmächtige, der Heiland und alle Heiligen!“

Sein Auge blitzte, seine Glieder zitterten und so mit aufgehobenem Messer stürzte er schreiend in die Straße, seine Landsleute aufrufend, ein Gleiches zu thun, und während er rief, stieß er vier Franzosen, die fliehend an ihm vorüberkamen, mit schrecklicher Schnelligkeit nieder. Es war dieß das Signal zu den Blutszenen, welche die Nacht von Dorogobusch zu einer der schrecklichsten des ganzen Rückzuges machten.

Trotz alledem wandte sich Viktors Auge doch wieder durchs Fenster dem todten Gesichte zu, und er sollte da eine Szene erleben, hinter deren Schrecken die Vorgänge in seinem Rücken weit zurückblieben. Er glaubte anfangs, daß er sich täusche und daß die Bewegung in Helenens Zügen nur von dem Flackerlichte, das darauffiel, herkomme; aber sie öffnete die Augen, den Bewegungen ihrer Lippen folgten schwere Bewegungen des Kopfes. Sie lebte. — Mühsam erhob sie den Kopf und den einen Arm, um ihn zu stützen. Sie besann sich und suchte sich zu sammeln.

Mit einem Male schien ein Gedanke sie zu erschrecken; sie fuhr zusammen und griff mit der Hand nach der Brust, als ob sie nach etwas Verborgenem fühlte. Dann erhob sie den Oberleib mit unendlicher Anstrengung und wandte spähend den Kopf nach allen Seiten. Da Marigny schweigend, unsichtbar in einer tiefdunkeln Ecke, noch verdeckt von einem gewaltigen Schranke, stand und sie Niemand erblickte, athmete sie tief auf und griff in die Brust. Aber noch einmal und mit unendlicher Anstrengung blickte sie um sich; erst als sie sich wieder überzeugte, daß Niemand zugegen sei, zog sie mit zitternder Hand eine Anzahl von Briefen hervor — Viktor erkannte sie — es waren seine Briefe. Zu schwach, um sich zu erheben, begann sie nun, am Boden hinzukriechen, um sich der Flamme im Ofen zu nähern. Die Bewegung hatte Marigny geweckt; er streckte den Kopf aus der Dunkelheit hervor, daß ihn Viktor sehen konnte. Glück und Entsetzen malte sich in seinen Zügen, als er Helenen lebend sah; aber er konnte nicht von der Stelle und der Ausdruck des Glückes verschwand und regungslos und mit glasigen Augen starrte er hin, als er sah, wie Helene den Arm erhob und die Briefe in die Flamme zu werfen suchte. Ihre schwachen Hände warfen zu kurz; die Briefe fielen vor dem Ofen nieder. Helene seufzte auf und kroch ihnen nach. Marigny streckte die Arme aus; sein Gesicht verzerrte sich; es verrieth, daß ein furchtbarer Verdacht in ihm aufgetaucht war. Er wollte vorwärts, aber er war versteinert, er konnte nicht von der Stelle, die Arme erhoben, die Augen starrend, den Oberleib vorwärts gebeugt. Erst als Helene bei den Briefen angelangt war und eben die Hand ausstreckte, sie zu fassen, fiel der Bann von ihm. Wie von einer unsichtbaren Macht geschleudert, flog er durch die weite Stube, um sich auf Helenens Hand zu werfen; in diesem Augenblick flogen die Briefe ins Feuer. Aber Marigny hatte sie nicht aus den Augen verloren; mit der einen Hand Helenens Hand fassend, griff er mit der andern ins Feuer und zog das Packet hervor, bevor es die Flamme ergriffen hatte. Helene, als sie

Marigny gefaßt hatte, schrie auf, wand sich wie im Krampfe noch einmal in die Höhe und sank dann todt auf den Boden. Marigny ließ sie fallen, ohne nach ihr zu sehen; seine Augen waren nur auf das Packet Briefe gerichtet, das er in der Hand hielt, und das er zitternd zu öffnen suchte. Endlich hatte er einen Brief entfaltet und starrte hinein, während die andern vor ihm auf den Boden fielen.

Viktor sah ihn lesen; er sah seine gläsernen Augen und hörte ihn lachen, als er ans Ende kam. Dann sah sich Marigny um. „Du suchst mich!" sagte Viktor und eilte in die Stube zurück. Stumm stellte er sich vor Marigny hin. Dieser sah ihn an und lachte. Viktor schloß die Augen, um nicht in die gläsernen sehen zu müssen, die ihn anstarrten; aber er mußte ihn lachen hören. Auch breitete er unwillkürlich die Arme aus, um den Stoß zu empfangen, den er von Marigny erwartete; aber es dauerte eine schauerliche Ewigkeit, bis sich dieser so weit gefaßt hatte, um seinen Degen zu ziehen. Endlich stürzte er mit vorgestreckter Waffe auf den verrätherischen Freund los — in demselben Augenblick schlüpfte der Hauswirth mit bluttriefendem Messer unter dem aufgehobenen Arme Viktors durch und tauchte es mit einem Stoß in Marigny's Brust. Er sank lautlos zu Viktors Füßen.

Major von Löwenstern war dem wüthenden Manne gefolgt, um ihn vom Mord seiner Gäste abzuhalten. Er kam zu spät für Marigny, aber er stellte sich rasch vor Viktor, um wenigstens diesen vor dem unsoldatischen Tode zu retten. Aber das schien nicht nothwendig, denn der Hauswirth, der Marigny's Degen gegen Viktor gezückt, auch dessen verschiedene Uniform und Abzeichen sah, nahm diesen für einen russischen oder wenigstens einer befreundeten Macht angehörenden Offizier und wandte sich triumphirend zu ihm, indem er ausrief: „War der Stoß gut? Kam ich Euch zur rechten Zeit zu Hülfe?"

Doch Viktor riß ihn aus seinem Irrthum. „Auch ich bin ein Feind!" murmelte er — „warum schonst du mich?"

In der That erhob der Russe sofort sein Messer, um ihn niederzustoßen; aber Herr von Löwenstern fiel ihm in den Arm: „Wahnsinniger," rief er ihm zu, „willst du nicht aufhören mit Morden und gegen Freund und Feind gleich sehr wüthen? Dieser hier ist ein Deutscher und uns mehr zugethan als Napoleon; in wenigen Wochen ficht er mit uns, an unserer Seite gegen die Fremden!"

Diese Worte brachten den Wüthenden wenigstens zum Zaudern, das Herr von Löwenstern benutzte, um Viktor, ehe der Hauswirth zur Besinnung kam, aus dem Hause zu ziehen. Viktor folgte bewußtlos; er sah nichts, er wußte nicht, was mit ihm vorging; er sah nur die gläsernen Augen Marigny's, die ihn noch todt, vom Boden auf, immer anstarrten, mit derselben Wuth, mit demselben Haß wie in dem Augenblick, da er mit gezogenem Degen auf ihn losstürzte.

Mit einem Male fand er sich mitten im Haufen flüchtender Franzosen, außerhalb Dorogobusch, der unglückseligen Stadt, in der Marigny und Helene todt nebeneinander lagen, wo er einen Augenblick lang gehofft hatte, so neben ihnen liegen zu können — wo er vergebens gehofft hatte, gerichtet zu werden. Von dem Schwarme fortgerissen, mußte er die Erinnerung an diese Stunden mit fortnehmen und weitertragen durchs Leben zugleich mit seinem ungesühnten Verbrechen — wohl wissend, daß es nicht ungesühnt bleiben werde.

Sechstes Kapitel.

Was Viktors Bekannten bei seiner Rückkehr ins deutsche Vaterland an ihm zuerst auffiel, ohne weiter in Verwunderung zu setzen, war das viele graue Haar, das sich in sein braunes mischte. Man nannte es den natürlichen Abglanz des russischen Winters. So fand man auch seine Verschlossenheit natürlich.

Erinnerungen wie die, welche die Soldaten der großen Armee aus Rußland mitbrachten, waren wohl geeignet, selbst heiterere Gemüther als das Viktors zu verdüstern. Indessen fand man doch bald, daß diese Verdüsterung bei ihm länger währte als bei Andern; den Leuten seines Umgangs, den patriotischen Soldaten seiner Umgebung, die nun bald ihre Waffen gegen Napoleon zu wenden hofften, zu lange. Sie beobachteten ihn und entdeckten allerlei Sonderbarkeiten. So zum Beispiel hatte er die Gewohnheit angenommen, während des Sprechens, selbst wenn er allein über die Straße ging, oder saß, in kurzen Zwischenräumen immer den Kopf mit einer gewissen eckigen, maschinenhaften Bewegung der Erde zuzubeugen und, wenn auch kurz, einen Punkt starr zu fixiren, als ob er da etwas Schreckliches vor sich sehe. Sie wußten nicht, daß ihn in der That Marigny immer so ansah, wie er ihn, todt vor ihm auf dem Boden liegend, mit offenen Augen anstarrte, oder vielmehr, daß jene gläsernen Augen Marigny's allein, ohne dessen Antlitz und Körper, fortwährend vor seinen Füßen aus dem Boden hervorblickten. Eben so auffallend war es, daß Viktor die Gesellschaft mit demselben Eifer aufsuchte, als er sie floh; daß er sich bald in die Einsamkeit begrub, bald wieder Tage und Nächte lang von Kameraden umgeben zu sein wünschte — jetzt durch Tage von Café zu Café, von Besuch zu Besuch, von Soirée zu Soirée eilte und jetzt wieder verschwand, um auf Schloß Holken einsam zu hausen.

Auffallender als Alles das wäre es seinen Kameraden gewesen, wenn sie gewußt hätten, welche Bücher ihm, den sie immer für einen Gelehrten gehalten, in der Einsamkeit Gesellschaft leisteten. Es waren die romantisch-mystischen Dichter, die damals in Blüthe standen, mehr noch die hyper-romantischen sogenannten Philosophen, die sich mit den „Nachtseiten der Natur," zugleich andere, die sich mit der Fortdauer nach dem Tode, mit der Geschichte der Seele und dergleichen Fragen beschäftigten. Er erlebte so manche Hallucinationen, daß er sich gern Gewißheit

verschafft hätte, ob es wirklich Hallucinationen seien, besonders jene fortdauernde Erscheinung der beiden Augen. Hier und da, wenn auch lächelnd, erkundigte er sich, wohin denn alle die Geisterbeschwörer verschwunden seien, von denen man so viel gesprochen, als er schon ein erwachsener Knabe gewesen, und die am Hofe Wilhelms des Dicken ihr Wesen getrieben.

Man fing an, den Kopf über ihn zu schütteln, als glücklicherweise für seinen Ruf seine Armee an den Feldzügen von 1813 und zwar auf deutscher Seite theilnehmen durfte und seine Thaten die Bedenklichkeiten, die rege geworden, gänzlich in Vergessenheit brachten. Sich endlich für sein Vaterland schlagen zu dürfen, drängte bei ihm Vieles in den Hintergrund; er durfte mithelfen bei der Sühne jener Schuld, die ein großer Theil Deutschlands auf sich geladen hatte; es war ihm dabei, als arbeitete er zugleich mit an der Lösung des Problems von Schuld und Sühne — eines Problems, das ihn schon seit Jahren beschäftigte und das immer unheimlicher verworren wurde. Schlachten und Bewegung drängten sich im Jahre 1813 und ließen ihn nicht zur Besinnung kommen, und so kam er mit den siegreichen Heeren in demselben Paris an, das er bei Besinnung nie betreten haben würde. Er kam daselbst als ein Mann an, von dem es hieß, daß er die Begriffe Gefahr und Schrecken nicht kenne; er hatte an keiner Schlacht, an keinem Gefechte Theil genommen, ohne sich durch eine staunenswerthe Todesverachtung ausgezeichnet zu haben.

Aber dieser Unerschrockene schlich zitternd jede Nacht um das Haus, das Marigny und Helene bewohnt hatten. Die Bewohner, die jetzt daselbst aus- und eingingen, die Erben und Verwandten Marigny's, trugen Trauerkleider, Trauer um Marigny. Viktor wagte es nicht, Jemand anzusprechen; nur einmal trat er in die Loge des Portiers, der ihn nach einigem Besinnen erkannte und als alten Freund des Hauses gut aufnahm. Dieser erzählte Viktor, daß der Oberst, wie ein kaiserliches Bulletin zur Zeit erzählt hatte, tapfer kämpfend an der Berezina gefallen sei,

und daß Madame Marigny wahrscheinlich in der Berezina umgekommen. Man erzähle zwar, daß der Oberst, von einer schweren Wunde genesen, irgendwo in Rußland noch lebe, aber das sei so eine der vielen Sagen, wie sie jetzt in Frankreich umgingen und die Familien trösteten. Uebrigens sei dem Oberst das Leben gar nicht zu wünschen, wenn seine Frau todt sei. Er habe sie zu sehr geliebt. „Aber das wissen Sie ja besser als ich!" fügte der Portier seufzend hinzu.

Viktor kam nicht wieder in die Loge des Portiers.

Er kehrte einer der Ersten, und zwar als General, mit seinen Truppen nach Deutschland zurück. Der Friede war längst geschlossen, Deutschland war befreit, der Wiener Kongreß schien die Weltangelegenheiten auf Geschlechter hinaus ordnen zu sollen und General Graf Holken hatte Urlaub genommen und die Einsamkeit seines Schlosses aufgesucht. Aber die Rückkehr Napoleons von Elba rüttelte die Welt noch einmal auf, und Viktor Graf von Holken stand an der Spitze seiner Brigade bei Waterloo.

Dem Unerschrockenen hatte man einen Posten gegeben, der seiner würdig war. Er schützte die Flanke seines Korps, die in der Ebene stand und offen war. Er konnte von drei Seiten angegriffen, er konnte umgangen werden und er hatte außerdem eine dreifache feindliche Batterie sich gegenüber, die von einer beherrschenden, wenn auch nicht beträchtlichen Höhe herab Tod und Verderben schleuderte, um die Flanke der Verbündeten zu entblößen. Die Brigade Holken hatte nichts zu thun als das Schrecklichste, was in einer Schlacht einer Truppe zugemuthet werden kann, sie hatte nur zu stehen. So vergingen ihr Stunden, und sie stand, während ihr Führer, heiterer als seit Jahren, auf seinem Pferde vor seinen Truppen auf- und niederritt. Sein Lächeln, sein klares Gesicht war ein Anblick, der seine Soldaten mit Zuversicht und Ausdauer erfüllte und um so tiefer auf sie wirkte, als sie bei ihrem düstern General an dergleichen nicht gewöhnt waren. In der That war ihm so heiter und dabei so ruhig zu Muthe, wie er nicht glaubte, daß ihm noch werden

könnte. Ein einfacher, ein überaus einfacher Traum, den er während der letzten Nacht, auf offenem Felde schlafend, geträumt hatte, war die Ursache dieser Heiterkeit. Er sah sich auf Schloß Holken, oben auf der Plattform, in Gesellschaft Marigny's und Helenens. Sie saßen zusammen, plaudernd, glücklich, vertrauensvoll, wie ehemals um den Kamin in Paris. Helene lachte und scherzte, Marigny hielt seine Hand wie versöhnt und ruhig vor sich hinlächelnd. Nichts als dieses eine Bild machte den ganzen Traum aus und dauerte, wie es Viktor schien, während des ganzen Schlafes, ohne sich zu verändern. Manche seiner Träume hatten schon so begonnen, aber sie endeten dann immer in Schrecknissen: Helene, die eben gelächelt hatte, wand sich dann plötzlich im Todeskampfe, wie damals in Dorogobusch, und Marigny's Augen, die ihn eben freundlich angeblickt, verwandelten sich in jene gläsernen, mit denen er ihm dort entgegengestürzt, die noch aus der Leiche vom Boden auf ihn angestarrt und die ihn seitdem nicht verlassen hatten. Aber in dem Traume der letzten Nacht war von Anfang bis zu Ende Alles klar, glücklich, versöhnt geblieben. In seinem militärischen Leben hatte er so viel von bedeutungsvollen Träumen gehört, die viele seiner Kameraden und manche berühmte Krieger die Nacht vor der Schlacht geträumt hatten, daß er seinem Traum eine Bedeutung zugeschrieben haben würde, selbst wenn er nicht in Folge seines Grübelns und seiner mystischen Studien zu dergleichen geneigt gewesen wäre. Er hatte die Ueberzeugung, daß ihm diese Schlacht seine Versöhnung mit sich selbst und mit den Freunden, daß sie ihm die Ruhe, oder mit andern Worten, den Tod bringen werde. Und war nun nicht der Posten, den er einnahm, der Ort, um eine solche Verwirklichung seines Traumes höchst wahrscheinlich zu machen? Aus den Batterien dort gegenüber, die Tod und Verderben spieen und die fortwährend von Pulverdampf wie von einem geheimnißvollen Schleier verhüllt waren, mußte das Erwartete kommen. Der entscheidende Moment mußte herannahen, da ihm die Ordre zukommt, vorzurücken und jene Batterien zu

nehmen: dann wird es wohl geschehen, das Endliche! wenn ihn nicht schon eine der Kugeln wegreißt, die sie unthätig hier abwarten mußten. Von Zeit zu Zeit näherte er sich dem Offiziere, der ihm der nächste im Range war, um Manches mit ihm zu besprechen, was zu thun sei, wenn er, dieser andere Offizier, zufällig das Kommando übernehmen mußte. Dann ritt er vor der Fronte auf und ab, oder hielt sein Pferd an, um mit Theilnahme den weißen Pulverdampf, den beweglichen Vorhang zu betrachten, hinter dem sein Schicksal schlummerte.

Endlich kam der Befehl vorzurücken und die Batterien zu nehmen.

Die Batterien standen, wie gesagt, auf einer unbeträchtlichen Höhe, die sich leise absenkte und als Ebene auf der Hälfte des Weges zwischen den Batterien und der Brigade Holken verlief. Leicht konnte man mit Kavallerie da hinansprengen. Holken ließ seine Artillerie und Infanterie zurücktreten und sammelte seine Reiterei. Er selbst stellte sich an ihre Spitze, winkte den zurückbleibenden Truppen ein bedeutungsvolles Ade, befahl, daß sämmtliche Trompeter ins Horn stießen, schwenkte anstatt allen Kommandos den Säbel, gab seinem Pferde die Sporen und sprengte voran.

Nach den ersten Schritten empfing die Heransprengenden eine gewaltige Artilleriesalve; von dem Momente aber schwiegen die Batterien, ein Anzeichen, daß Holken ebenfalls Reiterei oder Fußvolk entgegengeschickt wurde. Noch konnte er nichts sehen, denn der Rauch der letzten Salve lag noch dicht auf dem Feinde.

Jetzt sprengte aus dem Rauch ein Reiter hervor; er streckte seinen Säbel vor sich hin, als wollte er seinen Folgern, die noch unsichtbar waren, den Weg zeigen. Der vorgestreckte Säbel war gerade gegen Viktor gerichtet, der bei diesem Anblick seinem Pferd aufs Neue die Sporen gab. Im Augenblicke standen die beiden Reiter einander gegenüber und hoben beide ihre Waffen, um beide versteinert stehen zu bleiben, wie zwei Bildsäulen. Viktor blickte in die gläsernen Augen Marigny's, in die Augen, die

gerade so blickten, wie damals in Dorogobusch; die Waffe war ihm gerade so entgegengestreckt, wie damals; aber das Gesicht Marigny's war noch mehr verzerrt; es war abgemagert, die Knochen ragten hervor, schauerliche Todesblässe bedeckte es. Der Todte kehrte wieder, um sich zu rächen. Er sah ihn an wie ein Gerippe, und jetzt lachte er laut auf, gerade wie damals, da er den Brief gelesen. Vor diesem Lachen wandte Viktor sein Pferd und floh; Marigny lachte fort, hob seinen Säbel und schlug ihm mit der flachen Klinge auf den Rücken. General Graf von Holken bückte sich unter dem Schlage und floh weiter, die Reihen der Reiter durchbrechend, die ihn eben erreicht hatten. Panischer Schrecken ergriff sie, als sie das Schauspiel und den fliehenden General sahen — und die Flucht wurde allgemein.

Der Rest der Geschichte ist dem Leser bekannt.

Einige Tage nach der Schlacht bei Waterloo wurde General Graf von Holken infam kassirt — wegen Feigheit und feiger Flucht auf dem Schlachtfelde.

Nicht mit dem Leben hatte er seine Schuld gesühnt, sondern mit der Ehre.

Der Hetman.

Eine Geschichte aus der Zeit des russischen Durchmarsches durch Böhmen.

Wenn wir Kinder das Wort „die russische Zeit," mit welchem die kurze Zeit des russischen Durchmarsches durch Böhmen und der russischen Einquartierung gemeint war, nur aussprechen hörten, überlief uns das angenehmste Gruseln von der Welt, und wir rückten der Person, die es aussprach — und das war meist die Großmutter — näher, um wo möglich zu den vielen Geschichten aus der „russischen Zeit" noch eine neue zu hören und unser Gruseln zu vermehren. Es ging übrigens den Erwachsenen eben so wie uns Kindern. Die Vorgänge in jener Zeit schienen den Bewohnern des bis dahin stillen und weltvergessenen böhmischen Dorfes ganz außerordentliche, unerhörte und große Ereignisse. Man erzählte von Kosaken, die das fußdicke Eis des Teiches aufhackten, um sich zu baden, als wäre es Mitte Juli; von andern, die so viel Branntwein tranken, daß man sie in Düngerhaufen vergraben mußte, damit ja die Flamme nicht aus ihrem Munde herausschlage und sie verzehre, — und endlich von täglichen Executionen, bei denen hundert und zweihundert Knutenhiebe ertheilt wurden, und nach welchen sich die Patienten abschüttelten, als wäre gar nichts geschehen. O wie sehr bedauerten wir, für diese russische Zeit zu spät auf die Welt gekommen zu sein und so außerordentliche Menschen, die so viel vertragen konnten, nicht gesehen zu haben. Dieses Bedauern wurde sehr oft in uns

geweckt, da seit der russischen Zeit, d. i. seit mehr als dreißig Jahren, in unserm Dorfe nicht viel oder gar nichts vorgegangen, die Erinnerung und Phantasie der Bewohner also immer wieder und bei jeder Gelegenheit in diese merkwürdige Periode zurückschweifte, und endlich, da in unserm Dorfe lebende Monumente bestanden, die immer an die Russen erinnerten. Da war z. B. ein altes Weib, oder vielmehr eine alte Jungfer, die man nur „die Russin" nannte, aus dem sonderbaren Grunde, weil sie sich damals, da sie noch ein schönes junges Mädchen gewesen, den Verfolgungen eines Russen entzog, indem sie sich mitten im Winter ins Wasser stürzte. Wäre sie damals umgekommen, hätte sie gewiß das Volkslied als eine neue Lucretia traurig besungen; da sie aber davonkam, war und blieb sie mit ihrem Russen und mit ihrem Wassersprung eine lächerliche, mit einem Spitznamen behaftete Person. In Folge dessen blieb sie auch alte Jungfer und wurde sie von Jahr zu Jahr wilder und häßlicher. Sie sah am Ende wie eine böse alte Hexe aus, die alle Welt scheute — und das war der Lohn ihrer Tugend. Meiner leiblichen Tante, die, wie ihre Mutter, meine Großmutter, versicherte, so schön war wie die Faunus (sprich Venus), hätte es leicht eben so ergehen können, wie der „Russin." Aehnlichen Verfolgungen, wie diese, von Seiten eines russischen Offiziers ausgesetzt, versteckte sie sich eines Tages in einen Aschenhaufen, wo ihre Kleider Feuer fingen. Die Flamme verrieth sie ihrem Verfolger; er eilte herbei, rettete sie und ließ sie seitdem in Ruhe. Aber ihre Tugend hatte keine Zeugen, und so entging sie jeder Nachrede und jedem Spitznamen. Der Sprung in den Aschenhaufen und der drohende Feuertod wurde als Familiengeheimniß behandelt. — Dann war noch ein Kutscher da, der im Dorfe auch nur „der Russe" hieß, ein stiller guter Mann, der nur manchmal in Wuth gerieth, die Pferde ausgezeichnet zu behandeln, besonders den Schlitten gut zu führen wußte, und der — aber eben die Geschichte dieses Kutschers wollen wir ausführlicher erzählen.

Erstes Kapitel.

Es war im Winter des Jahres 1799 bis 1800. Die ganze traurige Gegend, welche deren Mittelpunkt, der berühmte Wallfahrtsort des „Heiligenberges," mit seinen acht Kuppeln beherrscht, war von gefrorenem Schnee bedeckt. Der Schnee glitzerte nicht heiter und erfrischend, trotz dem Frost, da die Sonne von fahlen Wolken umhüllt war, sondern breitete sich grau und unerquicklich über die Hügel und Föhrenwälder. Ebenso traurige Eisdecken blendeten die vielen Teiche des Landes, die sonst, in den Sommermonaten, mit ihrem Schimmer einiges Leben und Abwechselung in die trostlose Gegend bringen. Selbst die vergoldete, slavisch-byzantinische Mittelkuppel des Heiligenberges, unter der die wunderthätige schwarze Madonna wohnt, hatte ihren Glanz verloren; die Stadt Przibram lag fröstelnd zu Füßen des Berges. Wo die Schneedecke einen Riß hatte, blickte steiniger Boden hervor, wie ein abgemagerter Leib aus zerfetztem Bettlerrock.

Aus dem Dorfe Dubna bewegte sich ein seltsamer Zug besagter Stadt Przibram entgegen, die heute eine berühmte Silberbergstadt mit Bergakademie ist, damals aber von dem Metallreichthum der Berge vor ihren Thoren keine Ahnung hatte, ein elendes Leben fristete und sich beinahe nur vom Abfall dessen nährte, was die hunderttausend Pilger jährlich als fromme Gaben der Jungfrau und dem Probst vom Heiligenberge darbrachten.

Der Zug bestand aus einer Anzahl Bauern, an deren Spitze der Dubnaer Schulze in sonntäglicher Tracht — einem weißen, mit unzähligen Messingknöpfen besetzten, langen, über die Füße herabfallenden Schafpelze, mit einer Pelzmütze auf dem Kopfe und einem breitkrämpigen schwarzen Filzhut über der Pelzmütze — langsam einherschritt. In der Hand trug er ein hohes spanisches Rohr, während seine Begleiter mit gewöhnlichen rohen Prügeln oder stangenähnlichen Stöcken bewaffnet waren, welche die Einen wie Stäbe, die Anderen wie Waffen, Spieße oder

Gewehre auf den Schultern trugen. In ihrer Mitte ging oder schleppte sich ein altes Weib, dessen Nacken sich unter der Last der Jahre zu beugen schien und dessen Hände hinten über dem Rücken mit Stricken zusammengebunden waren. Die Kleider der Gefangenen, obwohl für die rauhe Jahreszeit offenbar zu leicht, waren doch in einem guten Zustande; ein grauer, mit bunten Flicken besetzter Manchesterrock und eine Art langen, unten ausgezackten schwarzen Mieders, das eine rothe Schnur lose zusammenhielt, kleideten die Alte etwas phantastisch und standen in einem schreienden Gegensatz zu den struppigen grauen Haaren, welche wirr und wild den alten Kopf bedeckten. Der Ausdruck ihres ganzen Gesichtes war unter unzähligen großen und kleinen Falten, wie unter einem Vorhang, verschwunden; nur wenn sie, was selten geschah, die Augenlider erhob, kam ein überaus lebendiger, ja brennender Strahl aus grünlich-schwarzen Augen, an denen die Macht eines hohen Alters spurlos vorbeigegangen war. Sie schwieg und sah unverwandten Blickes auf den Weg, den sie zu gehen hatte, während die Bauern, ihre Begleiter, fortwährend plauderten, sich mit lauter Stimme vom Verbrechen der Gefangenen unterhielten, sie mit Schimpfreden überhäuften, oder ihr mit den grausamsten Strafen drohten, die sie in der Stadt erwarteten.

Auf der Höhe angekommen, von der aus man die Stadt schon sehen konnte, machte der Schulze Halt und sagte zu seinen Begleitern: „Bei den ersten Häusern werdet ihr mich verlassen und nach Dubna zurückkehren; nur drei von euch bleiben bei mir, um die Zigeunerin aufs Amt zu bringen.“

„Warum nicht Alle?“ fragte einer der Bauern.

„Weil es eine wahre Schande ist, daß ein so großer Haufe ein einziges altes Weib bewachen soll.“

„Ihr irrt Euch, Schulze,“ erwiderte derselbe Bauer, „es ist das nicht die geringste Schande, weil es sich um eine Zigeunerin handelt, um eine Hexe, gegen die man nie eine genug große Macht aufbieten kann. Wenn es sich um unser Einen handelte,

wenn z. B. hier der Straß oder der Wlach meinen Hahn gestohlen hätte, dann wären unser Zwei genug, ihn durchzuprügeln oder vor's Amt zu schleppen, — aber bei einer Hexe! Wir sind unser elf, das ist in diesem Falle lange nicht genug, oder zu viel; wir sollten sieben sein, oder dreizehn, oder einundzwanzig, oder siebzig, denn das sind Zahlen, gegen die die Zauberin Nichts vermag."

„Ist's wahr?" fragte der Schulze.

„Wie ich Euch sage. Ich verstehe mich auf dergleichen. Darum weiß ich auch, warum sie mir meinen Hahn gestohlen. Warum hat sie nicht des Ribnik oder des Strom seinen Hahn gestohlen, und gerade meinen? Weil meiner schwarz war und gerade zu Johannis aus dem Ei gekrochen ist. Solcher Hähne braucht dieses Volk zu seinem Teufelswerk. Glaubt Ihr, daß ich meines Hahnes auf menschenmögliche Weise noch habhaft werden könnte? Unmöglich! Ich habe lachen müssen, als Ihr sie darauf hin verhörtet und wissen wolltet, wo sie den Hahn versteckt? Den kann sie selbst nicht mehr herbeischaffen, wenn sie es tausendmal wollte. Der ist heute Morgen, gerade in dem Augenblicke, da er den ersten Hahnenschrei thun und Gott im Himmel loben wollte, dem Teufel geopfert worden. Ist's nicht so? Sprich, du verfluchte Hexe!" rief der Bauer, indem er ihr die Faust unter die Nase hielt.

Die Zigeunerin regte sich nicht und gab auch keine Antwort. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

„Wenn nur," fuhr derselbe Redner im Gehen fort, „wenn nur die junge Hexe, die mit ihr war, nicht entkommen wäre! Ich fürchte, die macht unsere ganze Unternehmung durch irgend einen Zauber zu nichte, und die Alte entwischt uns oder kommt ohne Strafe davon. Aber in dem Augenblicke, da ich die Alte ergriff, schlüpfte die Junge wie eine Eidechse davon, und verschwunden war sie im Walde, als hätte sie ein Baum verschlungen.

Die Gefangene hörte das Alles mit an, ohne den Mund zu

verziehen, ohne einen Zug ihres Gesichtes zu verändern. Sie wanderte fort, gebeugten Kopfes, immer den Weg vor ihren Füßen mit Aufmerksamkeit beobachtend. Plötzlich lachte sie laut auf. Die Bauern fuhren zusammen und sahen dann einander erschrocken an. „Warum hat sie gelacht?" „Was hat sie?" „Sie hat sich einen höllischen Plan ausgesonnen!" „Sie entgeht uns!" riefen sie Alle zugleich und drängten sich enger um sie, als ob sie fürchteten, daß sie jeden Augenblick auffliegen und ihnen entwischen könnte. Dann erhoben sie ihre Stöcke und drohten ihr, sie in Stücke zu schlagen, wenn sie nicht sage, warum sie gelacht habe. Aber die Alte lachte ihnen aufs Neue ins Gesicht, ohne sich um ihre Drohungen zu bekümmern. Die Bauern wurden sehr betroffen und führten sie schweigend weiter. Sie dachten über die möglichen Ursachen dieser plötzlichen Heiterkeit der Zigeunerin nach. Aber in der Nähe der Stadt angekommen, wo die Scheunen eine Art von unbewohnter Vorstadt bildeten, schlug sich der Bauer Straß vor die Stirne und rief: „Ich hab's! ich weiß, warum sie gelacht hat." Der Zug hielt wieder inne, um Straßens Ansicht mit größerer Ruhe kennen zu lernen. Dieser fuhr fort: „Seht ihr da die alte elende Scheune, die sich kaum mehr auf den Füßen hält? Warum ist sie so elend? Weil sie die älteste von allen Scheunen ist. Warum ist sie die älteste? Weil sie niemals abgebrannt ist, während alle Scheunen ringsumher schon zehnmal vom Feuer aufgefressen wurden. Warum ist diese Scheune bei den größten Bränden vom Feuer verschont geblieben? Darum! Einmal, vor vielen Jahren, kam eine Bande Zigeuner in die Stadt. Kein Mensch, wie recht ist, hat sie in seinem Hause oder auch nur in seiner Scheune beherbergen wollen, obwohl es regnete und stürmte. Da öffnete ihnen ein Bürger seine Scheune, diese alte Scheune. Sie kochten und brieten darin bei großen Feuern, während sie voll von Stroh und Getreide war. Da liefen die Bürger und der Besitzer der Scheune herbei und schrieen: Was thut ihr, verfluchte Zigeuner! ihr steckt uns ja die Stadt in Brand! — Die Zigeuner aber antworteten: Seid ruhig,

kein Funke soll hier auf das Stroh fallen und wenn wir hier noch so viele Feuer anzünden, und noch hundertmal wird der rothe Hahn über diese Scheunen und diese Stadt fliegen, auf diese Scheune, die uns beherbergt, wird er sich nie niederlassen. — Und wahr ist's. Alle Scheunen und Scheuern ringsherum sind seitdem schon zehnmal abgebrannt, und diese alte Scheune steht noch. Nie hat sie auch nur ein Fünkchen versehrt. Aber wem gehört diese Scheune? Dem Bürgermeister gehört sie, und darum hat die Hexe gelacht. Sie weiß, er wird einer Zigeunerin Nichts anthun, weil ihm die Zigeuner so viel Gutes gethan. Vielleicht ist es Diese selbst, die den Zauber über die Scheune ausgesprochen. Das wird sie ihm sagen, und er wird sie laufen lassen. Darum hat sie gelacht."

Die ganze Geschichte, so wie die daraus gezogenen Schlüsse däuchten den Bauern sehr einleuchtend. Sie wußten nicht, was zu beginnen, und standen wieder still, um aufs Neue zu berathen. Der Schulze kratzte sich hinter dem Ohr und meinte, daß selbst ohne die Geschichte von der Scheune wenig Hoffnung da sei, die Zigeunerin ordentlich bestraft zu sehen. „Wann hat man gehört," fragte er, „daß der Bürgermeister Haug einen Menschen ordentlich hätte durchprügeln lassen? Niemals! Er läßt Niemand prügeln, er läßt die Leute höchstens auf zwei, drei Tage ins Loch stecken. Was kümmert sich so ein Zigeunerweib darum, ob es zwei Tage eingesteckt wird oder nicht? Und was haben wir davon, wenn wir ihr nicht wenigstens Fünfundzwanzig zu Wege bringen?"

„Freilich, freilich," sagte der bestohlene Bauer, „mein Hahn war doch wenigstens fünfundzwanzig Stockprügel werth."

„Aber warum läßt er denn die Leute nicht prügeln?" fragte ein Anderer erstaunt.

„Das verstehst du nicht," antwortete der Schulze mit einigem Stolze, doch will ich dir's sagen: „Weil er noch aus der Zeit Kaiser Josephs stammt; der hatte es nicht gerne, wenn man die Menschen prügelte, er sagte, das sei gegen — ich weiß nicht

was — Gefühl oder Menschlichkeit. Und damals hat sich's der Bürgermeister Haug abgewöhnt."

Die Bauern murrten und fanden das dumm. Der Bestohlene schlug endlich vor, man solle die Zigeunerin selbst durchprügeln und sie dann laufen lassen; dem aber widersetzte sich der Schulze, als einer Anmaßung von Rechten, die nur den Beamten und Edelleuten gehörten.

Während sie so beriethen und sprachen, schwebte beständig ein ruhiges Lächeln auf den dünnen Lippen der Zigeunermutter und machte sie mit dem rechten Fuße gewisse Bewegungen, welche die Bauern mit scheelen Augen betrachteten, da sie sie für magische Prozeduren hielten. Sie aber that nichts Anderes, als daß sie gewisse Spuren von Schuhnägeln, die zusammen ein Dreieck bildeten, im Schnee verwischte. Diese Dreiecke im Schnee waren es, die sie zum Lachen brachten. Es waren die Spuren ihrer Enkeltochter Verunka, die dem Bauern, der sie eingefangen, entwischt war, und nach diesen Spuren hatte sie auf dem ganzen Wege so aufmerksam gesucht. So bald sie sie entdeckt, war sie unbesorgt und lachte sie laut auf. Sie wußte, Verunka war ihr und den Bauern schon nach der Stadt vorausgeeilt, und sie zweifelte nicht mehr an ihrer Rettung. Verunka, die Prinzessin des Stammes, konnte ja, was sie wollte, und wo sie war, da hatten Zigeuner keine Gefahr zu befürchten.

Darum aber erschrak die Alte auch doppelt und verschwand das spöttische Lächeln von ihren Lippen, als Straß im Laufe der Berathung mit dem Antrag hervortrat, sie nicht nach Przibram und vor den Bürgermeister, sondern nach Duschnik und vor den Hetman der Kosaken zu führen. „Dort in Duschnik," sagte er, „im Branntweinhause beim Juden, hat der Hetman sein Hauptquartier; dort wird jeden Tag geprügelt, und so geprügelt, wie man es hier zu Lande noch nicht gesehen. Die Kosaken überlegen es sich nicht so lange wie der Bürgermeister; sie schlagen gleich los, man braucht sie nur darum zu bitten."

Der Antrag fand großen Beifall. Sofort brach der Zug

wieder auf und betrat, mit Umgehung der Stadt, den Weg, der nach dem Dorfe Duschnik führte. Die Niedergeschlagenheit ihrer Gefangenen war ihnen ein Beweis, daß sie das Rechte gefunden, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Darum aber erschraken sie doppelt, als nach kaum halbstündiger Wanderung, da das Dorf Duschnik schon vor ihnen lag, die alte Zigeunermutter eben so laut auflachte und sich ihr Gesicht eben so schnell aufheiterte wie vorhin. Sie folgten ihrem Blicke, der an dem Kiefernwalde rechts vom Wege hing, konnten aber Nichts entdecken.

„Was siehst du dort, verfluchte Hexe?" schrie sie Straß an, indem er ihr einen unsanften Stoß versetzte.

„Meinen Schutzgeist habe ich gesehen," lachte die Zigeunerin voll Hohn und Freude, „meinen Schutzgeist, der mir überall vorauseilt, um meine Wege zu bahnen und Unheil von meinem Haupte abzuwenden. Ihr müßt eilen, wenn ihr ihm zuvorkommen wollt, denn er fliegt rasch wie eine wilde Taube."

So sprechend erhob sie den Kopf und schritt vorwärts, als wäre sie die Führerin der Schaar.

Zweites Kapitel.

Im Hof der Duschniker Branntweinbrennerei sah es wüst aus. Trotz Schnee und Kälte lagen gemeine Kosaken, sowie Offiziere, ohne Unterschied des Ranges auf der Erde und auf Bänken in allen Winkeln des weitläufigen Raumes und tranken aus großen Flaschen das schlechte Getränk, das ihnen der Jude verkaufte, schlechten, elenden Kartoffelbranntwein. Die in der Stube schienen die Kälte eben so wenig zu fürchten, wie ihre Kameraden im Hofe, denn die meisten Fensterscheiben waren zerbrochen oder sprangen eben in Stücke, wenn sich die Zecher in ihrer Lustigkeit gegenseitig durch das Fenster leere Flaschen zuwarfen. Selbst auf der Eisdecke des nahen Teiches lagen einzelne

Gruppen. Nicht Alle zechten; Manche lagen schon im tiefen Schlafe der Trunkenheit. Der Lärm war groß, doch wurden nur wenige Lieder gehört, wohl aber viele Flüche und hie und da herzzerreißendes Weinen, denn der Russe wird im Trunke sehr weinerlich gestimmt. Der jüdische Schenkwirth lief geschäftig hin und her und bediente die Unmäßigkeit, die er so sehr verachtete. Er war der einzige Nüchterne in der ganzen Menge. Doch war dieses Haus die Kommandantur vieler Kosakenpulke, welche mehrere Dörfer der Umgegend erfüllten, denn hier wohnte der Hetman. Man konnte das auch an den vielen Ordonnanzen erkennen, die den ganzen Morgen hindurch in den Hof einritten; schwer aber hätte Jemand den Hetman selbst in dem Jünglinge erkannt, der mit aufgerissener, unordentlicher Uniform, waffenlos und beinahe so betrunken wie die Anderen, auf einer Bank vor der Thüre lag. Die Ordonnanzen, die sich ihm mit ihren Rapporten näherten, empfing er mit Flüchen oder mit Bewegungen, die verfehlten Fußstößen glichen. Sie erkannten rasch seinen Zustand und gesellten sich zu den Andern, um die Nüchternheit ihres Kommandanten abzuwarten, mittlerweile ein Glas zur Erwärmung zu trinken, und sich bald in demselben Zustande zu befinden, wie Kommandant und Untergebene.

Plötzlich aber erschien eine von Ordonnanzen und sonstigen Kosaken sehr verschiedene Gestalt am Thore des Hofes. Obwohl sie einen weitfaltigen Rock über den Kopf gezogen und ihn mit einer Hand vor dem Gesicht zusammenhielt, daß man nur zwei dunkle Augen hervorleuchten sah, konnte man an der Art, wie sie sich an die Thürpfoste lehnte und wie die Falten über ihrer Brust auf- und niederwogten, erkennen, daß sie im höchsten Grade ermüdet war und daß sie nur ausruhte, um zu Athem zu kommen. Der Jude wußte sogleich, daß der Gast eine Zigeunerin war, denn nur die Zigeunerinnen tragen die Röcke so über den Kopf geschlagen, daß sie eine große Kapuze und rückwärts einen weiten Schnappsack bilden. Er winkte ihr von Weitem, um ihr zu verstehen zu geben, daß sie hier Nichts zu suchen und sich davon zu

machen habe. Auf dieß Zeichen aber schlug sie ihren Rock etwas zurück, und ein kleines braunes Gesicht mit wunderbar großen Augen und einem großen Munde, der überaus freundlich lächelte und eine unvergleichlich glänzende Reihe von Zähnen sehen ließ, kam zum Vorschein.

„Bist du es, Verunka?" rief der Jude, angenehm überrascht, indem er sich ihr näherte. „Bist lange ausgeblieben — warst wohl nicht im Lande? He? Was zu handeln?"

„Nein, Nichts zu handeln heute — ein andermal, lieber Schime!" antwortete die junge Zigeunerin — „sage mir schnell, wo ich den Hetman finden kann?"

„Den Herrn Hetman willst du finden? Bei Gott, das ist nicht schwer, den Herrn Hetman zu finden. Dort auf der Bank vor meiner Thür liegt der Herr Hetman."

„Dieses Kind ist der Hetman?"

„Ja, dieses betrunkene Kind ist der Herr Hetman. Wer soll es denn sein? Irgend Etwas, ein Graf oder ein Fürst, darum Herr Hetman. Er soll übrigens ein starker Gibbor sein oder Held, wie sich die Kosaken erzählen, wenn sie nicht ganz betrunken sind. Sie haben einen schrecklichen Respekt vor ihm."

Die Zecher riefen nach einem neuen Trunk, und der Jude eilte davon. Verunka blieb an ihrem Posten. Sie betrachtete den schlafenden Hetman mit prüfendem Auge und lächelte. In der That hätte der Anblick, abgesehen von der Trunkenheit, Jedem gefallen müssen. Es war eine überaus einnehmende Gestalt, die des jungen Hetmans. Obwohl etwas mädchenhaft von wegen der lichten Gesichts- und Haarfarbe, der kleinen Füße und der eben so kleinen Hände, von wegen der schlanken und beinahe zarten Glieder, gaben ihm die dunklen Augenbrauen und ebenso dunklen und langen Wimpern, die sich auf den lichten Wangen um so dunkler abhoben, der etwas breite, sinnlich schwellende Mund einen Ausdruck der Entschiedenheit, der durch eine gewisse, über alle Züge ausgegossene Melancholie nicht gemindert wurde. Selbst

aus dem ruhenden, schlafenden, in der Trunkenheit erschlafften Gesichte konnte man die Möglichkeit tiefer Leidenschaft und Erregbarkeit herauslesen. Verunka betrachtete ihn mit zusammengezogenen Augenbrauen. Offenbar hatte ihre Betrachtung ernstere Zwecke als die Freude an einem schönen Gesichte, und gewiß war sie mit dem Ergebniß ihrer Prüfung sehr zufrieden, denn ihre ernst gefaltete Stirne glättete sich bald und sie lächelte, als ob sie sich dabei sagte: Ich bin unbesorgt! Es wird gehen! — Als hätte ihn der gesammelte, feste Blick der Zigeunerin magnetisch geweckt, streckte und dehnte sich der Hetman, wandte sich ihr zu und schlug die Augen auf. In diesem kurzen Momente eilte Verunka auf ihn zu, geschickt den Schläfern und Zechern auf ihrem Wege ausweichend, wie schwebend, als ob sie den Eiertanz tanzte. Aber bevor sie bei ihm angekommen, hatte er die Augen wieder geschlossen. Sie dachte einen Moment lang nach, dann setzte sie sich zu ihm auf die Bank, hob sanft seinen Kopf auf und legte sich ihn, näher rückend, auf ihren Schooß. Dann streckte sie die Hand nach dem Schnee aus, der auf dem Holzstoß neben ihr lag, kühlte sie und legte sie dann leise auf die Stirn des jungen Mannes, der im Schlafe vor Wohlbehagen aufathmete. Sie wiederholte das mehrere Male, indem sie die Hand immer länger auf dem Schnee liegen ließ, bis er endlich die großen blauen Augen öffnete. Sie begegneten den dunkelgrünen, von langen kohlschwarzen Wimpern überschatteten Augen und dem lächelnden Munde Verunka's, die sich tief zu ihm hinabbeugte. Nach einem lauten Athemzuge blieb er wie gebannt und bewegungslos liegen, immer in das wunderbare Gesicht starrend, das ihm wie ein Traumgesicht erschien. Ein entschiedenes Lächeln dieses Gesichtes weckte ihn endlich so weit, daß er schüchtern, als ob er seinen Augen noch nicht traue, fragte: „Wer bist du?"

Anstatt aller Antwort legte Verunka noch einmal ihre kühlende Hand auf seine Stirne. Er faßte und drückte sie fester auf. „Das thut wohl!" seufzte er und fügte dann hinzu: „Ich habe dich eben im Traume gesehen, wie du auf dem Schlachtfelde von

Schwyz zwischen den Leichen hintanztest. Warst du bei Schwyz mit Suwarow? Bist du der Engel des Todes?“

„Nein,“ antwortete ihm Verunka in seiner Sprache, „nein, mein gnädiger Herr, ich bin eine arme Zigeunerin.“

„Nein,“ sagte der Hetman wieder, „du bist ein Engel, aber ich weiß nicht, ob du ein guter oder böser Engel bist.“

„Mein gnädiger Herr, ich bin eine Zigeunerin.“

„Schweig!“ rief der Hetman zornig, „und widersprich nicht!“

Er erhob sich halb und betrachtete sitzend die Zigeunerin, die bei seinem Zornesausbruch die Augen niedergeschlagen hatte, von Kopf zu Fuß. Die Zorneswolke verschwand wieder von seiner Stirne und er sagte mit Lächeln: „Fürchte dich nicht! du bist so schön, wie ich die Tage meines Lebens Nichts gesehen habe! So schön wie heute bin ich noch nicht erwacht! Und meine Sprache sprichst du auch! Bist du eine Botin meiner Heimat? Wo hast du meine Sprache gelernt?“

„Am Don, gnädiger Herr, wo ich geboren bin. Ich bin die Prinzessin vom Don.“

„Die Prinzessin vom Don!“ lachte der Hetman, fügte aber gleich wieder sanfter hinzu: „Du kennst den Don und die Steppen, meine Heimat kennst du? Ach, ich werde sie nie wiedersehen!“

„Nein, du wirst sie nie wiedersehen!“ bestätigte Verunka in feierlichem Tone.

Der Hetman sprang erschrocken auf und blickte ihr entsetzt in die Augen. „Ist es wahr?“ rief er, „prophezeist du? Ist es wahr, was ich ahne, seit ich die Steppen verlassen habe?“

„Es ist wahr!“ sagte Verunka traurig.

Der Hetman verbarg seine Augen in beide Hände und weinte.

„Ich werde auf dem Schlachtfelde fallen?“ fragte er dann.

„Nein, du wirst leben; aber die Liebe wird dich der Heimat vergessen lassen.“

„Niemals!“ rief der Hetman, ich weiß Nichts von Liebe.“

Er sprang von der Bank auf und ging einige Male im Hofe

auf und nieder. Nach wenigen Sekunden hielt er wieder vor der Zigeunerin und fragte: „Kannst du wirklich prophezeien?"

„So weit ich es von meiner Großmutter gelernt habe."

„So sage mir mehr," flehte der Hetman.

„Ich kann nicht," versicherte die Zigeunerin; „warte, bis meine Großmutter kommt, die sieht so klar in die Zukunft wie in den gestrigen Tag."

„Wo ist sie, deine Großmutter?" fragte der Hetman ungeduldig.

„Gleich wird sie da vor dir um das Haus biegen, von dummen Bauern umgeben, die sie als Gefangene herbeischleppen, damit du ihren Büttel machest, du, der Hetman der Kosaken, — daß du meine arme alte Großmutter prügeln lassest, du, der Edelmann. — Wie heißt du, Hetman?"

„Alexei Petrowitsch," antwortete der Hetman.

„Alexei Petrowitsch, mein Väterchen," fuhr die Zigeunerin mit zartschmeichelnder und unterthäniger Stimme fort, „wirst du meine Großmutter prügeln lassen, weil sie den dummen Bauern ein Huhn gestohlen? Meine Großmutter ist am Don geboren, wo du zu Hause bist, Alexei Petrowitsch."

„Ich werde sie nicht prügeln lassen, du Hexe, weil du es willst und weil du mich bezauberst mit deinen Augen und mit deiner Stimme — aber, willst du mich dafür belohnen, so gebe ich dir noch was dazu und lasse die Bauern, die sie herbeischleppen, durchprügeln, so lange es dir Freude macht. Bleibe bei mir, Hexe; wie ist dein Name?"

„Verunka nennen sie mich, aber mein eigentlicher Name ist Prinzessin vom Don."

„Bleibe bei mir, Verunka," flehte der Hetman, indem er seinen Arm um ihren Nacken schlang, „ich langweile mich schrecklich mit meinen Kosaken — und du bist so schön — ich will dich lieben — ich will dich niemals prügeln — die schönsten Kleider will ich den Weibern dieser ganzen Gegend wegnehmen lassen und dir schenken — meine Kosaken sollen dich behandeln wie eine Prinzessin — sei gut —"

„Hier kommen die Bauern," fiel ihm Verunka ins Wort, „zeige mir deinen guten Willen."

Der Hetman sprang wirklich rasch vom Sitze auf, stieß einige Kosaken, die ihm zunächst lagen, mit dem Fuße an, daß sie aufsprangen und sich umsahen, als ob sie vom Feinde überfallen würden. Andern, die wachend bei ihren Gläsern saßen, rief er einige Kommandoworte zu, und sogleich stürzte sich ein ganzer Haufe auf die Bauern, die eben in den Hof traten und entsetzt, sich so empfangen zu sehen, auseinanderstoben. Aber schon regnete es Hiebe auf ihre Köpfe und Schultern. Die alte Zigeunerin, um sich den dichtfallenden Schlägen zu entziehen, kauerte auf dem schneeigen Boden; Verunka war herbeigesprungen, um die Großmutter zu schützen und beugte sich über sie, während der Hetman in ähnlicher Stellung neben ihr stand, um sie ebenfalls zu schützen. Verunka drehte den Kopf nach ihm zurück und sah ihn mit dankbarem Blicke an, und während Geschrei und Verwirrung rings um die Gruppe herrschten, drückte der Hetman einen Kuß auf ihre Lippen und es war, als ob ihn diese magnetisch anzögen, denn er schlang beide Arme um ihren Hals und drückte sie immer fester an sich, bis er am ganzen Leibe zu zittern begann und plötzlich, als ob ihn die vorige Trunkenheit wieder ergriffen hätte, bewegungslos zu ihren und der alten Zigeunerin Füßen niedersank. Diese murmelte ihrer Enkelin, welche sich zu dem Hetman niedergebeugt hatte, ins Ohr: „Das ist ein Kind — mit dem kannst du machen, was du willst."

Die fliehenden Bauern hatten indessen die Kosaken nach sich gezogen, und die Gruppe blieb allein auf dem Hofe. Verunka bemerkte das, blickte um sich, beugte sich dann zu dem halbbetäubten Jünglinge nieder und flüsterte ihm ins Ohr: „Auf Wiedersehen, Alexei Petrowitsch!" Einen Augenblick darauf lief sie fliegenden Schrittes den Hügel hinan; ihr folgte die Großmutter beinahe eben so rasch, und nach einer halben Minute waren Beide hinter den Häusern des Dorfes verschwunden.

Der Hetman erwachte erst, als die Kosaken mit Lärmen auf

den Hof zurückkehrten. Ein seliges Lächeln schwebte auf seinen Lippen, wie im Traume streckte er beide Arme aus; da er aber nur kalte Luft umarmte, sprang er zornig auf und sah fragend nach allen Seiten. „Verunka!" rief er laut ins Haus und dem Dorfe entgegen. Plötzlich wurde er milder und suchte sich zu erinnern. „Auf Wiedersehen, Alexei Petrowitsch!" klang es noch in seinen Ohren und lächelnd ging er wieder zu seinem vorigen Sitze zurück, streckte sich aus und schloß die Augen, um zu träumen. Der glückliche Ausdruck verschwand bald von seinem Gesichte und wich einem überaus melancholischen. „Soll ich den Don und meine Heimat nie wiedersehen?" seufzte er vor sich hin und versank in trauriges Hinbrüten. Nach einiger Zeit aber erhob er sich wieder, machte eine Handbewegung vor der Stirne, als ob er verächtliche, seiner unwürdige Gedanken verjagen wollte und sagte laut: „Bin ich nicht Alexei Petrowitsch, der zivilisirte Mensch? Habe ich nicht Voltaire und Rousseau gelesen? Welcher gebildete Mensch glaubt heute noch an Prophezeiungen und an Zigeuner? Aber," fügte er nach einiger Zeit bedenklich hinzu, „es ist heute Freitag, meine Liebe für Verunka beginnt an einem Freitag — das kann nur schlimm enden. Ich will dem Teufel einen Streich spielen und sie vergessen."

Er befahl einem Kosaken, sein Pferd zu satteln, einem andern, seine Paradeuniform zu bereiten und ging entschlossenen Schrittes ins Haus.

Drittes Kapitel.

In dem eine Stunde von Duschnik gelegenen Schlosse Hlubosch war große Gesellschaft; Graf Schönborn hielt es für seine Pflicht, Fest auf Fest folgen zu lassen, um die Bundesgenossen seines Kaisers, welche seit Wochen in der Gegend lagerten, so oft wie möglich bei sich zu bewirthen. Sein Schloß, aus den Zeiten Ludwigs XIV. stammend, war zu großen Festlichkeiten

ganz geeignet. Die Empfangssäle schlossen sich unmittelbar an große Treibhäuser an, die im Winter von den herrlichsten Pflanzen aller Zonen erfüllt waren, und an diese wieder fügte sich ein gewaltiger geschlossener Raum, dessen Wände aus Felsblöcken bestanden, daß man sich da in einer wilden Felsenschlucht zu befinden glaubte. Die Felsen bildeten vielfache versteckte Winkel und Grotten, die, mit Schlingpflanzen überdeckt, hie und da von einem murmelnden Wasserfaden, wie von einer Quelle mit angenehmem Geräusch, erfüllt waren. Die Treibhäuser und der Felsensaal waren der Lieblingsaufenthalt der Gesellschaft. Sie waren so weitläufig, daß sich daselbst Hunderte von Gästen zerstreuen und in einzelne Gruppen vertheilen konnten, ohne von den Andern gestört oder belauscht zu werden. Dieß war bei dem Zustande, in welchem sich die gewohnte Gesellschaft des Grafen Schönborn seit einigen Wochen befand, sehr wünschenswerth, denn die fremden Offiziere standen zu den Damen dieser, an Schlössern und Edelsitzen so reichen Gegend bereits in solchen Beziehungen, denen stille Winkel, in die man sich zurückziehen und Liebesworte austauschen konnte, sehr willkommen waren. Es störte nicht, was man in der ganzen Umgegend von den Wildheiten und Ausschweifungen der Bundesgenossen erzählte; es war ein großer Unterschied zwischen Gemeinen und Offizieren, oder es war wenigstens ein großer Unterschied zwischen den Offizieren in ihrem Benehmen gegen die armen Einwohner des Landes und zwischen den Offizieren und ihrem Benehmen, wenn sie als Gäste in den Schlössern erschienen. Die Meisten von ihnen sprachen etwas Deutsch und vortrefflich Französisch; sie waren überaus fein in ihren Manieren und höchst zuvorkommend gegen die Damen — und endlich waren sie Alle adelig, und Viele von ihnen trugen stolze Fürstentitel. Der Beliebteste unter ihnen war unstreitig Alexei Petrowitsch, Fürst von Rasumoff, den selbst seine Vorgesetzten, Oberste und Generäle, mit großer Rücksicht behandelten. Er war anerkannt der schönste Offizier des ganzen Armeekorps; Keiner nahm sich zu Pferde so elegant aus wie er.

Schon so frühe Hetman, prophezeite man ihm eine rasche und glänzende Carrière um so lieber, als er seinen im Verhältniß zu seinem Alter hohen Rang, wie es wenigstens den Anschein hatte, nicht blos seinem Fürstentitel, sondern auch verschiedenen Beweisen der Tapferkeit verdankte, die er in den Schlachten Suwarows auf dem Gotthard und bei Schwyz ablegte. Außerdem war er, was man unter den Adeligen Böhmens „höchst gebildet" und unter seinen Landsleuten „civilisirt" nannte. Er war von einer deutschen Amme und einem französischen Hofmeister erzogen, und man bewunderte an ihm eine große Belesenheit und eine Konversation, von der man sagte, daß sie eines Pariser Salons würdig wäre. Im Schlosse des Grafen Schönborn war er besonders beliebt, denn der Graf Schönborn hatte eine arme Nichte, Gräfin Emilie Ginetz, die aus ihrer Liebe zu Alexei nach der damals herrschenden Sitte kein Hehl machte, und der Graf wäre sehr froh gewesen, wenn der Hetman, der für ziemlich leichtsinnig galt, die Nichte ohne Mitgift auf die Croupe seines Pferdes genommen hätte und mit ihr in den Steppen am Don verschwunden wäre. Man behauptete darum auch, daß die Feste, die er den russischen Offizieren gab, vielmehr eine Schlinge für Alexei als ein Beweis für den Patriotismus des Grafen und seine Liebe zu den Bundesgenossen sei.

Gräfin Emilie sah übrigens gar nicht darnach aus, als ob man viele Schlingen zu legen brauchte, um einen Mann für sie einzufangen. Ihre schönen, aus dicken Wimpern sehnsüchtig und lächelnd zugleich hervorblickenden Augen warfen der Netze genug, denen schwer zu entgehen war. Diese Augen wurden außerdem durch ein Gespräch unterstützt, durch eine Redekunst, die ein holdes Gemisch von Verstand und romantischer Schwärmerei war, und selbst wenn sie schweigend auf einer der steinernen Bänke in einer der Grotten des Felsensaales hingegossen lag, machte sie den Eindruck einer unwiderstehlich lockenden Nymphe. Wenn sie dem Hetman von seinen Steppen am Don sprach, glaubte er selbst, daß diese schöner seien, als die herrlichsten Gegenden der Schweiz,

die er in Suwarows Heere kennen gelernt, und wenn sie ihn selber reden ließ und immer nur aus ihm hervorlockte, wovon sie wußte, daß er es gelernt oder gelesen hatte, hielt er sich für einen der gebildetsten Menschen des Jahrhunderts. Er war ihr für dergleichen überaus dankbar, in ihrer Gesellschaft fühlte er sich am wohlsten, und es war beinahe keinem Zweifel mehr unterworfen, daß Graf Schönborn mit ihm seine Zwecke erreicht haben werde.

Die Sache schien abgemacht, und Niemand nahm es der Gräfin Emilie übel, daß sie, die Einsamkeit suchend, in einem Winkel des Felsensaales lag und die ganze Gesellschaft vernachlässigte, so lange Alexei Petrowitsch fehlte. Der Verdruß, der sich über sein langes Ausbleiben auf ihrem schönen Gesichte deutlich genug ausdrückte, war nur ein Zeichen ihrer Liebe, und die jüngsten Offiziere waren nicht beleidigt, sich mit kurzen Worten abgespeist und Gräfin Emilie erst lächeln zu sehen, als der Bediente den Fürsten Rasumoff ankündigte.

Alexei trug seine glänzende Paradeuniform, auf der Brust die großen Sterne des Annen- und Wladimir-Ordens, aber auf dem Gesichte nicht die lächelnde Heiterkeit, die man in Gesellschaft an ihm gewohnt war. Auch dankte er kurz den Gästen, die ihn rechts und links empfingen, und ging wie ein Träumer durch die Säle und Gewächshäuser. Man fand das natürlich, denn er suchte augenscheinlich das stille Plätzchen auf, wo er mit Emilien zu plaudern pflegte und wo sie in der That auch schon wartete. Aber Alexei ging auch hier vorüber und geraden Weges immer weiter, bis wo die Felswand seinen Weg abschnitt. Gedankenlos kehrte er um und wanderte den ganzen langen Weg wieder zurück, ohne Emilien nur bemerkt zu haben. Die Damen fragten sich, was das bedeuten möge, seine Kameraden meinten, er werde heute zu viel getrunken haben. Gräfin Emilie erhob sich ärgerlich und knüpfte mit dem ersten, besten Gaste ein Gespräch an und erhitzte sich bald so sehr, daß man sie höchst erzürnt glaubte. Alle Welt blickte sie mit Staunen an, nur Alexei nicht, der sich

nach langem Hin- und Herwandern endlich hingesetzt, das Kinn in die Hand gestützt hatte und mit weit offenen Augen, ohne zu sehen, vor sich hinstarrte. Emilie, wie sehr sie bei ihrem Gegenstande zu sein schien, beobachtete ihn doch fortwährend, und so bemerkte sie auch, daß er die Lippen bewegte und von Zeit zu Zeit bald leise, bald lauter Etwas vor sich hinmurmelte. Sie näherte sich unmerklich, und da er wieder zu sprechen anfing, schwieg sie plötzlich, und sie und die nächste Umgebung hörten deutlich, wie er kopfschüttelnd und mit einer gewissen Zärtlichkeit in der Stimme vor sich hinlispelte: „Auf Wiedersehen, Alexei Petrowitsch!"

Emilie und die Gesellschaft lachten so laut auf, daß Alexei aus seinem Hinbrüten erwachte und sich erstaunt umsah. Emilie ließ sich diese Gelegenheit nicht entgehen, ihn anzureden, da es auch den Anschein haben konnte, als ob sie ihm nur einen Gefallen erweisen und ihn aus seiner Verlegenheit reißen wolle. — „Fürst Nasumoff," rief sie, „Sie haben geträumt und aus dem Traume gesprochen."

„Ja," antwortete er, stand auf und verneigte sich vor der Gesellschaft, wie zur Entschuldigung für sein bisheriges Benehmen, schüttelte den Kopf, als wollte er in der That einen Traum abschütteln, und fügte lächelnd hinzu: „Ich habe einen Traum gehabt, ich weiß nicht, ob gut oder bös, aber es scheint mir, als wär' es ein prophetischer Traum gewesen."

„Sie sind also doch abergläubischer, als Sie zugeben wollen," lachte Emilie. „Das vorige Mal, als ich Ihnen einen Traum erzählte und ihn von Ihnen gedeutet haben wollte, haben Sie mich ausgelacht und mir sehr gelehrt bewiesen, wie die meisten Träume vom Nachtessen abhängen, oder vom Buche, das wir im Bette lesen."

„Allerdings," erwiederte Alexei, „allerdings ist es so, aber man träumt manchmal so lebhaft, daß der Traum die Bedeutung eines Erlebnisses erhält, und wieder erlebt man manchmal so sonderbare Dinge, daß man sie einen Augenblick später für Traumerscheinungen halten möchte."

Das Gespräch, einmal begonnen, floß so lebhaft fort, wurde von Alexei in so gebildeter und feiner Weise fortgeführt, und dabei benahm er sich so rücksichts- und formvoll gegen Alle, die sich in das Gespräch mischten, daß es schwer gewesen wäre, in ihm denselben jungen Menschen zu erkennen, der heute Morgen, vom Branntwein berauscht, inmitten berauschter Kosaken von der Zigeunerin gefunden und geweckt worden. Wer ihn in beiden Lagen gesehen hätte, würde sich gesagt haben müssen, daß in dieser zarten und schönen Gestalt zwei von einander verschiedene Menschen, zwei einander ganz unähnliche Seelen wohnten; ja, er sollte diese Voraussetzung noch in derselben Stunde bestätigen, denn mit einem Male brach er das Gespräch ab, wandte der Gräfin Emilie und den Gästen, die sich um sie gruppirt hatten, den Rücken, und starrte plötzlich stumm und regungslos in das anstoßende Glashaus, aus dem ihm der Schall eines Tambourins entgegentönte. „Da ist sie!“ rief er jubelnd aus und eilte hinein, wo sich bereits ein großer Theil der Gesellschaft versammelt hatte, um die Zigeunerin Verunka tanzen zu sehen.

Graf Schönborn, immer darauf bedacht, seine Gäste aufs Angenehmste zu unterhalten, hatte die Zigeunerin, von deren Schönheit und Anmuth im Tanze in der Gegend viel gesprochen wurde, für diesen Abend engagirt. Sie erschien in einem phantastischen Anzuge von rothem und schwarzem Sammet, der mit Goldflittern bedeckt war. Zarte Brust und Schultern, beide tief gebräunt, aber von einem feinen Goldglanze bedeckt, blickten aus dem Mieder hervor, während ein kurzes Röckchen andere anmuthsvolle Formen, eine überaus feine Fessel über zartem Füßchen, sehen ließ. Sie stand in der Nähe von Palmen und Myrthen, schlug ihr Tambourin über dem Kopfe und bewegte nur ihren Oberkörper sanft hin und her. Die ganze Gesellschaft blickte sie mit außerordentlicher Theilnahme an und schien es nicht erwarten zu können, daß die Zigeunerin den eigentlichen Tanz beginne. Die Männer lächelten unwillkürlich, und offenbar erweckte es in ihnen ein angenehmes Gefühl, wenn Verunka, von Einem

zum Andern blickend, ihr Auge auf ihnen ruhen ließ. Aber es fiel ihnen auch auf, daß von dem Momente an, da sie Alexei ansah, ihre Blicke die Wanderung einstellten und auf seinem Gesichte haften blieben. Ein Lächeln, wenn auch bei Manchem sich der Neid dahinter versteckte, verbreitete sich über alle Gesichter, und man bewunderte das geübte Auge der Zigeunerin, das so rasch den schönsten Mann der Gesellschaft herausgefunden hatte. Emilie allein ahnte, daß sich Alexei und die Tänzerin hier nicht zum ersten Male sahen, denn, neben ihm stehend und ihn aufmerksam betrachtend, hörte sie, wie er, als ihn das Auge Verunka's traf, abermals wie vorhin: „Auf Wiedersehen, Alexei Petrowitsch!" lispelte. Rasch flog ihr Blick zur Zigeunerin hinüber, und es war ihr, als ob der Name Alexei Petrowitsch auch auf ihren Lippen schwebte. Es dauerte keine Minute und der Hetman nahm die Aufmerksamkeit der Gesellschaft weit mehr in Anspruch als die Tänzerin, trotz ihrer Anmuth. Diese bewegte sich jetzt, das Tambourin schlagend, in beinahe wilden Kreisen durch den offen gelassenen Raum; jeder ihrer Bewegungen folgte der junge Mann mit Blicken, die versteinert schienen, während seine Brust sich tief athmend auf- und niederhob und seine Nüstern wie bei einem Pferde edler Race sich weit öffneten. Ein Lächeln überflog sein Gesicht, als sich ihr Tanz plötzlich in einen Kosakentanz verwandelte. Die andern anwesenden russischen Offiziere klatschten in die Hände und freuten sich dieser Erinnerung an ihre Heimat. Manche zogen Dukaten aus der Tasche und warfen sie auf den Boden vor Verunka hin. Alexei aber stand regungslos, nur daß sich sein Oberkörper unmerklich nach und nach vorwärts beugte, bis er weit vorgebückt und aus der Reihe der Zuschauer hervorragend dastand. Hie und da hörte man ein bald lautes, bald unterdrücktes Lachen, welches dieser in der That komischen Geberde galt. Alexei aber hörte nichts. Er lachte wohl auch einmal auf, als Verunka mit großer Geschicklichkeit, und mit noch größerer Verachtung in ihrem Mienenspiele, mit den Spitzen ihrer Füße die hingeworfenen Gold-

stücke von sich schleuderte, daß sie zwischen den Füßen der Zuschauer und den aufgestellten Gartentöpfen verschwanden. Es sah aus, als müßte er das Gleichgewicht verlieren und vorn hinfallen, wenn man ihn nur leise berührte; vielleicht dachte und beabsichtigte das auch die Gräfin Emilie, als sie mit verhaltenem Aerger und grimmig lächelnd zu ihm sagte: „Wenn Sie mit der Zigeunerin tanzen wollen, so thun Sie es doch — geniren Sie sich nicht," und als sie bei diesen Worten ihn am Arme faßte und leise vorwärts stieß. Alexei fiel nicht, aber er folgte der Aufforderung der jungen Dame, sprang mit einem Satze vorwärts und tanzte plötzlich, zur größten Ueberraschung der Gesellschaft, seinen heimatlichen Tanz mit der Zigeunerin.

Die russischen Offiziere lachten, manche applaudirten; die einheimischen Gäste murmelten. Gräfin Emilie wandte sich entrüstet um und verließ den Saal; das Alles kümmerte den Hetman nicht, für ihn war nur die Zigeunerin da; auf seinem Gesichte malte sich die höchste Leidenschaft; er verschlang sie mit seinen Augen, und es war offenbar, daß außer ihr nichts, weder die Gesellschaft noch die Welt, für ihn vorhanden war. Die Gäste hatten diesen Ausdruck kaum bemerkt und unter einander zu zischeln angefangen, als ihnen schon eine neue Ueberraschung bereitet war. In dem Augenblicke, da Alexei sich, den Touren des Kosakentanzes folgend, der Zigeunerin näherte, faßte er sie um den Leib, und einen Augenblick später war er mit ihr aus der Gesellschaft verschwunden. Mit erstaunlicher Kraft und Elasticität hatte er sie an seine Brust gehoben und mit einer Schnelligkeit, die keine Besinnung aufkommen ließ, die Reihen der Zuschauer durchbrochen. Bald waren seine Schritte und das Geklirre seiner Sporen im entferntesten Vorsaale verklungen, und als sich einige seiner Kameraden faßten und ihm lachend nacheilten, schwang er sich schon im Hofe mit der Zigeunerin auf ein Pferd und fort galoppirte er mit ihr durch die Nacht, wie Emilie wünschte, daß er sie entführen solle.

Emilie kam in dieser Nacht nicht wieder zum Vorschein.

Graf Schönborn, der seine Pläne vereitelt sah, war entrüstet und konnte seinen Aerger nicht verhehlen, als er sah, wie die Kameraden Alexei's die Sache so leicht nahmen und als einen herrlichen Kosakenstreich rühmten und belachten.

Nur einer der russischen Offiziere, und zwar ein Oberst und Vorgesetzter Alexei's, schien die Sache ernster zu nehmen, und alle seine Kameraden wußten, was den Obersten Nicolajeff bewog, ein so ernstes Gesicht zu machen. Er war, seit die russischen Offiziere in das Schloß Hlubosch kamen, bei Emilien der Nebenbuhler Alexei's. Seit einiger Zeit hatte er es aufgegeben, mit ihm zu rivalisiren, denn wenn er sich auch nicht sagte, was Jedermann dachte, daß seine lange Don Quixote-Gestalt mit dem magern braunen Gesichte, dessen Haut sich von oben nach unten in lange, unzählige Falten legte, nicht gemacht sei, den schönsten Offizier des ganzen Armeekorps auszustechen, so sah er doch ein, daß er hinter dem jüngern Alexei, hinter seinem Fürstentitel, hinter seinen Orden und hinter der prophezeiten großen Carrière zurückstehen müsse. Jetzt, da sein Nebenbuhler das Haus auf eine Weise verließ, die an keine Rückkehr zu denken erlaubte, und da er Emilien die Gesellschaft im höchsten Zorne verlassen sah, glaubte er die Zeit gekommen, um seine Bewerbung wieder aufzunehmen. Während die andern Offiziere noch lachten und die übrige Gesellschaft sich über den erlebten Skandal unterhielt, trat er leise aus dem Gewächshause in den Felsensaal, wandte sich sogleich der verborgensten Grotte zu und fand dort, was er suchte. Emilie saß da und weinte Thränen des Zornes.

„Gräfin," sagte Oberst Nicolajeff, indem er vor ihr stehen blieb und die linke Hand an den Degengriff legte, „Gräfin, Sie haben einen Affront erlebt. Es reicht für mich hin, Sie eine Minute lang geliebt zu haben, um jetzt die Pflicht der Züchtigung, der Rache an jenem Knaben zu übernehmen. Sie haben meine Liebe verschmäht, verschmähen Sie die Dienste meines Degens nicht."

Oberst Nicolajeff war nichts weniger als ein Don Quixote, aber es war ihm Recht, daß ihn seine Gestalt dazu stempelte und daß ihn Jeder für den Typus eines irrenden Ritters hielt. Das gab ihm ein gewisses Ansehen und setzte Muth und Tapferkeit voraus. Seiner Rolle gemäß setzte er auch seine Worte und er liebte es, ritterliche Gefühle auszudrücken, hütete sich aber dabei vor Uebertreibung, welche die Wahrhaftigkeit seines Wesens in zweifelhaftem Lichte hätte erscheinen lassen. Gräfin Emilie war aus hoher Familie, er selbst der Sohn eines geadelten Armeelieferanten, was ihm in der russischen Armee eine unangenehme Stellung bereitete. Eine Frau von altem Adel, wie Emilie, war das höchste Ziel seines Ehrgeizes; ihre Armuth schreckte ihn nicht ab, da er von Hause aus ein großes Vermögen besaß, und Graf Schönborn, ihr Onkel, konnte ihm den Uebertritt in die österreichische Armee, wo man seine Vergangenheit nicht kannte, wo aber der Name seiner Frau in hohen Ehren stand, erleichtern. Diese Berechnung führte ihn bald nach seiner Ankunft in dieser Gegend zu den Füßen Emiliens, und führte ihn jetzt wieder als ihren Ritter und Rächer zurück. Emilie, die ihre Pläne auf den Hetman und Fürsten gescheitert und sich außerdem bloßgestellt sah, sagte sich rasch, daß sie den ersten besten Ersatz ergreifen müsse, und ungefähr eben so berechnend, wie ihr Ritter, ließ sie ihre Thränen noch reichlicher fließen, blickte ihn mit gerührter Dankbarkeit an, und die Hand nach der seinigen ausstreckend, lispelte sie: „Meine Liebe für eine blutige Rache!“

Nicolajeff verneigte sich mit ehrerbietigem Gesichte und that, als wollte er sich, ihr unterthäniger Diener, wieder entfernen, nachdem er ihre Meinung entgegengenommen, als wollte er sich dieser Liebe erst freuen, wenn er den Preis der Rache dafür geliefert; aber Emilie faßte seine Hand aufs Neue und zog ihn zu sich auf ihren Sitz herab.

Viertes Kapitel.

Nicht Alexei lenkte die Zügel des Pferdes, auf das er sich mit Verunka geschwungen hatte. Er warf sie ihm auf den Nacken und ließ es dahinlaufen, gewiß, daß es, wie immer, ins Quartier zurückkehren werde. Bedurfte er doch der Freiheit beider Arme, um die Zigeunerin zu umschließen und an seine Brust zu drücken. Diese aber, während sie in seinen Armen lachte, ergriff die Zügel und leitete das Pferd nach ihrem Willen. Alexei, im Rausche seines Glückes, bemerkte nicht, daß sie, anstatt durch die Allee dem Dorfe Duschnik entgegenzureiten, sich immer tiefer in jene Gegenden des Waldes verloren, die man die neue Welt nennt, weil man erst vor nicht langer Zeit durch dicht verwachsenes Urgestrüpp dahin vorgedrungen war. Der rhythmische Hufschlag seines Pferdes, die Liebkosungen der Geliebten berauschten ihn so sehr, daß er es nicht fühlte, wie sie endlich in ein Dickicht drangen, wo die Zweige an sein Gesicht schlugen und Gestrüpp seine Kleider in Fetzen riß. Erst als das Pferd plötzlich inne hielt, erwachte er aus seinem Traume und glaubte wirklich in einer neuen Welt angekommen zu sein. Er befand sich in einer Waldlichtung, die ringsumher von einer uralten Vegetation, wie von einer undurchdringlichen Mauer, umgeben war. Er sah sich um und konnte bei dem hellen Scheine des Mondes, des Schnees und der vielen Feuer, die auf dem Platze brannten, nicht die Stelle erkennen, an der er aus dem Dickicht hervorgebrochen. Baumzweige und Gestrüpp hatten sich wie eine Thür hinter ihm geschlossen. Nicht weniger überraschte ihn das Schauspiel, das sich ihm auf dem weiten schneebedeckten Bühel darbot. Wie kleine Hügel erhoben sich unmittelbar aus der Erde an fünfzehn bis zwanzig Dächer, welche über breite Gräben gedeckt waren Vor dem Eingang einer jeden solchen Kellerwohnung, in di man von außen blicken konnte und die alle gegen Süden gekehrt waren, brannte ein großes Feuer, welches das Innere der

Zigeunerwohnungen erhellte. Drinnen, bunt durcheinander gemischt, lagen Männer, Weiber, Kinder und allerlei Vieh. Nur eine der halb unterirdischen Hütten, die größer war als die andern, schien leer, und in diese führte die Zigeunerin ihren Gast. Als er eintrat, erhob sich in einem Winkel die Alte, die er diesen Morgen aus den Händen der Bauern befreit hatte.

Das Abenteuerliche seines Rittes, und der romantische Anblick des Zigeunerlagers hatten Alexei's aufgeregte Lebensgeister noch mit einer Art poetischer Heiterkeit erfüllt; es war ihm, als wäre er in ein Mährchenland eingeritten, wo ihn nur Glück erwartete. Von Verunka über die Schwelle ihrer Hütte geführt, fühlte er sich, in der Vorahnung unendlicher Freuden, von Wonneschauern durchrieselt. Aber der Anblick der alten Zigeunermutter, und wie sie sich in ihrem Winkel aus den Decken und Hüllen herauswickelte, erfüllte ihn plötzlich wieder mit Trauer. Er dachte an die Prophezeiung Verunka's, daß er seine Heimat nicht wiedersehen solle und daran, daß die Alte noch besser in die Zukunft blicken und sein trauriges Loos noch bestimmter erkennen könne. Es flog ihm durch den Sinn, sie sogleich zu befragen; er legte die Hand auf beide Augen und dachte nach. Als er wieder aufblickte, entschlossen, keine Frage zu thun, um sich das gehoffte Glück nicht zu stören, war die Zigeunermutter aus der Hütte verschwunden.

Ungefähr um dieselbe Stunde ritt die lange Gestalt Oberst Nicolajeffs dem Dorfe Duschnik zu. Neben ihm trabte auf kleinem Pferdchen sein dicker Kapitän Veragin, den man schon darum, weil er immer in Gesellschaft des langen Obersten zu finden war, seinen Sancho Pansa nannte. Dieser schien mit dem nächtlichen Ritte nicht ganz zufrieden und sah mit verdrießlichem Gesichte über die schneebedeckte Landschaft hin. Anfangs wollte er seine Meinung über diesen unangenehmen nächtlichen Ritt nur durch lautes Gähnen kund thun, das er überaus oft wiederholte; da sich aber sein Oberst nicht darum kümmerte, drückte er seine Meinung in Worten aus. „Michael Iwanowitsch," fing er

demüthig und etwas zurückhaltend an, „Michael Iwanowitsch, meinst du nicht auch, daß es nach dem guten Trunke beim Grafen Schönborn besser wäre, daheim auszuschlafen, oder wenigstens in Ruhe die Wirkungen des Weines, daran Unsereins nicht gewöhnt ist, mit einem guten Trunk Wotka unschädlich zu machen?“

„Pavel Sergewitsch,“ erwiderte der Oberst verweisend und mit hohler Stimme, „die Ehre steht höher als alle Ruhe und als der beste Trunk. Michael Iwanowitsch, dein Oberst, ist gewohnt, Alles der Ehre zu opfern, als der Sohn eines altadligen Hauses, dessen Ahnen schon unter dem heiligen Alexander Newski gekämpft haben.“

Veragin kratzte sich hinter den Ohren und war um eine Antwort verlegen. Er wußte, daß es sich nicht schicke, etwas gegen die Ehre zu sagen, doch schien ihm sein Oberst dieses Gefühl etwas zu übertreiben; daran hielt er sich auch und erlaubte sich die unterthänigste Bemerkung: „Ich diene jetzt seit zweiundzwanzig Jahren, aber bei uns Kosaken ist in dieser ganzen Zeit kein Duell vorgekommen. Ich habe wohl gehört, daß sie in den Gouvernements, die an das Ausland stoßen, diese Dummheit der Franzosen und Deutschen nachahmen und einander niederstechen oder niederschießen, aber bei uns Kosaken hat von jeher die gute Sitte geherrscht, und herrscht noch heute, daß man seine Streitigkeiten mit der Faust abmacht und daß man an einem blauen Auge genug hat. Seine Majestät der Zaar bezahlt uns nicht, daß wir uns für sein Geld unter einander todtschlagen, er bezahlt uns, daß wir unter Suwarow die ungläubigen Franzosen zur Ehre Gottes und des heiligen Nikolaus ausrotten.“

„Pavel Sergewitsch,“ entgegnete wieder der Oberst, „das sind Dinge, die du nicht verstehst.“

„Sehr möglich, ja wahrscheinlich,“ gab der Kapitän zu, „ich bin kein Studirter, und spreche auch nicht Französisch, ich weiß es, ich bin leider Gottes nicht zivilisirt und bin auch niemals in Petersburg gewesen, aber das verstehe ich, Michael Iwanowitsch,

daß es dir nicht so glatt abläuft, wenn du den Fürsten Rasumoff zusammenschießest. Es mag sein, daß deine Ahnen unter dem heiligen Alexander Newski gekämpft haben, aber ich glaube, daß man das in Rußland vergessen hat, und so viel ich weiß, hat Alexei auch größere Protektionen als du."

„Thut nichts," brummte der Oberst, „er muß mir doch vor die Klinge — ich habe meine Ursachen."

„Deine Ursachen in Ehren, deine Tapferkeit in noch höhern Ehren," sagte der Kapitän, indem er sich auf seinem Pferde verneigte — „aber —"

„Nun, aber?" herrschte ihm der Andere entgegen; „heraus mit dem Aber!"

„Alexei Petrowitsch, der läßt sich auch nicht so leicht abschlachten wie ein gutmüthiges Schaf."

Der Oberst schwang seine Hand in die Luft und rief laut in die Nacht hinaus, als ob er wünschte, daß die ganze Welt seine Worte höre: „Dergleichen hat Oberst Nikolajeff nie bedacht." Dann wandte er sich seinem Begleiter zu und sagte im gemessenen Tone des Vorgesetzten: „Und jetzt bist du stumm und sprichst kein Wort mehr, bis ich es dir erlaube." Der Kapitän schlug ein Kreuz über Stirn und Brust als Zeichen seiner Unterwerfung, verneigte sich abermals, und schweigend ritten die Beiden durch die Nacht und bei Morgendämmerung in das Dorf ein.

Sie fanden das Nest leer, was dem Obersten eine große Enttäuschung war, da er der Gräfin gerne so schnell wie möglich Beweise seiner Ritterlichkeit gegeben hätte; vor Allem aber, weil er die Möglichkeit einer Versöhnung fürchtete, der er durch eine entscheidende That zuvorzukommen wünschte. Zum Glücke war das Quartier Alexei's eine Branntweinschenke, in der man seine Heimkehr ohne Langeweile abwarten konnte. Der Oberst löste wieder die Zunge seines Begleiters, der aber vor der Branntweinflasche in freiwilliger Stummheit beharrte. Der Tag rückte vor, und Alexei kehrte nicht zurück. Dem Obersten schien es unwürdig, ihn so lange zu erwarten, auch hielt er es für klug, im

Schlosse Hluboschüber dessen Ausbleiben zu berichten, und er befahl dem Kapitän Veragin, auf seinem Posten zu verharren und nicht von der Stelle zu weichen, bis Alexei zurückgekommen. Dann sollte er als sein Kartellträger auftreten und den Hetman im Namen des Obersten zu einem Zweikampfe herausfordern. Veragin war mit einem solchen Posten wohl zufrieden. Bereits mit dem ganzen Kopfe in allerlei Dünsten und Nebeln steckend, hörte er aus den Worten seines Vorgesetzten nur den angenehmen Befehl heraus, vor der Flasche sitzen zu bleiben. Wohlgefällig und lächelnd nickte er zu Allem Ja und versicherte lallend, daß sich der Oberst auf ihn verlassen könne und daß er Alles zu seiner Zufriedenheit bestellen werde.

Veragin hielt insofern sein Wort, als er sich in der That von der Stelle, an die ihn sein Oberst gesetzt hatte, nicht entfernte. Dort schlief und wachte er abwechselnd, und wenn er von Dunkelheit umgeben war, glaubte er, es sei noch die Nacht, in welcher er hier angekommen, und wenn es hell um ihn war, hielt er das für den ersten Tag, den er in der Schenke verbrachte. Aber es waren in Wirklichkeit seit seiner Ankunft in Duschnik bereits zwei Tage und zwei Nächte verflossen, ohne daß Alexei zurückgekommen wäre, ohne daß er seinen Auftrag hätte bestellen können. Endlich am dritten Tage, da er nach langem Schlafe, unmittelbar am Fuße seines ehemaligen Sitzes liegend, die Augen aufschlug, glaubte er, in einem Winkel derselben Stube Alexei mit seinem Lieutenant Yegor sitzen zu sehen. Doch war er nicht gewiß, ob er wirklich den Hetman Alexei Petrowitsch vor sich habe; daran waren ebensowohl die Nebel schuld, die noch auf seiner Stirne lagen, wie das etwas veränderte Aussehen des Hetmans. Alexei's Kleider hingen in Fetzen von seinem Leibe, sein Haar, ganz verwildert, sträubte sich zum Theil in die Höhe und deckte anderntheils herabfallend sein überaus blasses Gesicht. Seine Augen glühten fieberisch und hatten trotzdem einen überaus melancholischen Ausdruck. Er saß gebückt da, hielt die Hand seines Lieutenants, der eben so jung war wie er selbst, und

sprach zu diesem mit einer Stimme, die erzitterte, als ob er jeden Augenblick in Weinen ausbrechen wollte.

„Wie mir jetzt zu Muthe ist," sagte der Hetman, „weiß ich wirklich nicht, ob ich geträumt habe, oder ob ich wirklich das Alles erlebte. Ich glaube an Zauberei. Die ganze Geschichte ist wie ein Märchen, und die Zigeunerin ist nur eine Fee, die mich liebt. Wo ist das Land, in dem ich diese Zeit zubrachte? Nirgends. Frag' alle Leute der Umgegend. Es wird dir Niemand Etwas von der glückseligen Stelle im Walde sagen können. Ich weiß nicht, wie ich wieder hierher gekommen, und weiß auch nicht, wie ich wieder den Weg dahin finden werde."

Bei diesen Worten sprang der Hetman auf. Der Gedanke, den er eben ausgesprochen, erschreckte ihn. Er war bereit, sogleich abermals fortzureiten und zu versuchen, ob er den Weg in die Waldlichtung nicht wieder auffinden könne. Aber sein Lieutenant zog ihn auf den Sitz zurück und beruhigte ihn mit der Versicherung, daß jene verzauberte Stelle auf Erden und nicht fern vom Dorfe liege, und daß Verunka, wenn sie ihn wirklich so liebe wie er sagte, im ärgsten Falle dafür sorgen werde, daß er den Weg zu ihr wieder auffinde. Der Hetman, der das Bedürfniß hatte, von seinem Glücke zu sprechen, setzte sich wieder hin und begann lächelnd: „Also drei Nächte und drei Tage sagst du, daß ich ausgeblieben?"

„So ist es," bestätigte Yegor, „drei Nächte und beinahe drei Tage."

„Nicht drei Minuten in meinem Leben sind mir so rasch vergangen," versicherte Alexei, und fügte fragend hinzu: „Ist das nicht ganz so, wie es in den Märchen erzählt wird? Und gerade die Zahl drei, das ist ja immer die Zahl, die in den Märchen vorkommt."

„Ja, ja," bestätigte der Kapitän, der sich indessen erhoben und dem Gespräch mit halbem Bewußtsein zugehört hatte, „irgend ein Zauber muß diese Zeit hindurch gewirthschaftet haben; denn wenn du, Alexei Petrowitsch, drei Tage ausgeblieben bist,

so muß ich, Pavel Sergewisch, eben so lange hier getrunken haben, und doch glaube auch ich, so eben erst hier angekommen zu sein."

Er rieb sich die Augen und suchte sich zu besinnen. „Ich glaube," sagte er endlich, „daß ich an dich eine Botschaft zu bestellen habe. — Könntest du mir nicht sagen, um was es sich eigentlich handelt, Alexei Petrowitsch?"

„Wie willst du, daß ich dir sage, was du mir zu bestellen hast?" fragte Alexei lächelnd zurück.

„Es ist eine dumme Geschichte," murmelte der Kapitän und kratzte sich hinter den Ohren — „wenn ich den Auftrag nicht bestelle, habe ich vom Obersten allerlei Fußtritte zu erwarten. Er ist so kitzlich im Punkte der Ehre."

Dieses letzte Wort schien ihn plötzlich, wenn auch nur verschwommen, an seinen Auftrag zu erinnern. „Ganz richtig," rief er aus, „das ist es. Michael Iwanowitsch will wissen, wann du dich mit ihm schlagen willst, weil er dich beleidigt hat."

„Michael Iwanowitsch?" fragte Alexei. „Das ist ein Irrthum; Michael Iwanowitsch hat mich nie gekränkt, und ich habe ihm keine Herausforderung geschickt."

„Nicht?" fragte der Kapitän erstaunt.

„Niemals," bestätigte der Hetman, „er hat meine Ehre nicht gekränkt, und so viel ich weiß, ich auch die seinige nicht. Wenn das geschah, so war es ohne mein Wissen. Unser Beider Ehre ist hoffentlich nicht so leicht gekränkt."

„Gott segne dich, Alexei Petrowitsch," rief der Kapitän voll Freude, „du hast dieselben Ansichten von der Ehre, wie ich; ich habe dem Obersten gesagt, das sind nur Dummheiten. Wer wird sich denn schlagen? Zwei Russen, das sind zwei Brüder, und der Zaar ist unser Aller Vater. Friede! ich predige immer Friede, und dem Obersten werde ich sagen, daß du ganz meiner Meinung bist und daß du das Alles für dummes Zeug hältst. Was kannst du auch gegen ihn haben? Er ist ein Russe, du bist ein Russe, ich bin ein Russe, Yegor Georgewitsch da ist ein

Russe, wir sind Alle Russen und, so Gott will, wird Alles ausgerottet, was nicht Russe ist, und dann werden wir Alle in Frieden leben, wie Brüder sollen. Und dazu sage ich Amen — und das will ich auch dem Obersten sagen."

„Ganz gut," lächelte der Hetman, „aber mit deinem Auftrag scheint es doch nicht die volle Richtigkeit zu haben. Du hättest ihn wohl anderswo bestellen sollen, besinne dich."

Der Kapitän, der seinem Gedächtnisse nicht traute, rieb sich die Stirne, und während er sich besann, wurde es ihm immer zweifelhafter, ob er wirklich einen Auftrag an den Hetman hatte. Das Kopfzerbrechen strengte ihn augenscheinlich an, daß er endlich ungeduldig wurde und ausrief: „Es ist gut, es ist Alles gut, ich werde die Sache schon aufs Friedlichste abmachen, daß der Oberst zufrieden sein wird. Er wird sich auch nicht gerne so für Nichts und wieder Nichts schlagen wollen!"

So sprechend bestellte der Kapitän noch ein Glas, leerte es, ließ seine Zeche auf Rechnung des Obersten setzen, grüßte den Hetman und dessen Lieutenant, und trabte davon.

Alexei freute sich, mit seinem Lieutenant wieder allein zu sein und wieder von dem erlebten märchenhaften Glück der letzten Tage sprechen zu können; aber er that es nicht mehr mit der glücklichen Beredtsamkeit wie vorhin, bevor ihn der Kapitän gehört hatte. Nicht dessen Auftrag war es, der ihn zerstreut machte, sondern der ängstliche Gedanke, in der That den Weg ins Zigeunerlager nicht wieder finden zu können. „Am Ende," rief er aus, „sehe ich gar nicht ein, warum ich es nicht gleich versuchen soll; noch weniger sehe ich ein, warum ich Verunka und mein Glück so schnell verlassen habe. Wer weiß, wie lange es dauert! Mir sagt mein Herz, daß ich es rasch genießen soll, bevor es dahingeht. Yegor Georgewitsch, mein Freund, sieh zu, daß mein Pferd gut gefüttert wird, während ich die Kleider wechsle. Ich muß nachsehen, ob mein Paradies nicht von der Erde verschwunden ist."

Nicht ganz eine Stunde später ritt der junge Hetman wieder

dem Walde entgegen, und sein Lieutenant Yegor sah ihm nach, schüttelte den Kopf und sagte: „Der ist verliebt, und wird in seiner Liebe Dummheiten machen, wie es nur einem Fürsten erlaubt ist.“

Fünftes Kapitel.

In der Freitags-Soirée beim Grafen Schönborn hieß es, daß der Hetman Alexei sich geweigert habe, die Herausforderung anzunehmen, welche ihm Nikolajeff durch den Kapitän Veragin habe zukommen lassen. Oberst Nikolajeff affektirte, nicht viel über diesen traurigen Gegenstand sprechen zu wollen, und Veragin, der ebenfalls zugegen war und weder Deutsch noch Französisch verstand, antwortete auf alle in Bezug auf diesen Gegenstand an ihn gerichteten Fragen mit „Ja“ und „Oui“. Man erzählte ferner, daß Hetman Alexei, um der Gefahr zu entgehen, sich gleich, nachdem ihm die Herausforderung zugekommen, in die Wälder geflüchtet habe, aus denen er bis zur Stunde noch nicht zurückgekehrt sei. Einige russische Offiziere, die den Hetman besser kennen wollten, zogen diese Gerüchte in Zweifel und behaupteten, es müsse hinter Alledem ein Mißverständniß stecken, das sich mit dem Wiedererscheinen Alexei's aufklären werde. Aber Nikolajeffs lächelndes Schweigen und Emiliens Beredsamkeit trugen viel dazu bei, daß die Geschichten allgemein geglaubt und die Feigheit und Flucht Alexei's als Thatsachen angenommen wurden. Man erzählte ferner, daß es in dem Dorfe Duschnik greulich hergehe. Die Kosaken, sich selbst überlassen, mißhandelten die Einwohner, plünderten die Häuser und verkauften die geraubten Gegenstände entweder hausirenden Handelsleuten oder den Eigenthümern selbst zurück. Damals geschah es, daß das junge Bauernmädchen sich in das aufgehackte Eis eines Teiches stürzte, um den Verfolgungen eines Kosaken zu entgehen, und das andere schöne Mädchen aus gleichen Ursachen in einen Aschenhaufen sprang, der unglück-

licher Weise noch glühend war und aus dem sie halb verbrannt hervorgezogen wurde. Es war nicht zu leugnen, daß die sich selbst überlassenen Kosaken, ihres Führers beraubt, in dem Dorfe ärger hausten, als es der Feind hätte thun können. Nikolajeff, der diese Erzählungen sammelte, hielt es für seine Pflicht, nach Prag an das Kommando zu berichten, und zwei Tage nachher bekam er den Befehl, auch die Kosaken des Dorfes Duschnik unter sein Kommando zu nehmen. Da Alexei verschwunden blieb, berichtete Nikolajeff aufs Neue, und in der Antwort, die er erhielt, wurde der Hetman bereits als Deserteur betrachtet.

Alexei ahnte von alledem nichts. Sonst konnte ein Kosakenoffizier, wenn man nicht gerade dem Feinde gegenüber stand, von seinem Posten fortbleiben und seinen Freuden nachgehen, so lange er wollte. Es fragte kein Mensch darnach, weil es keinem Offizier einfiel, ihn anzugeben. Alexei, in seiner glücklichen Zurückgezogenheit voll Liebe und Freuden, wünschte manchmal, daß während seiner Abwesenheit der Befehl zum Aufbruch komme und er in den Armen der Liebe zurückgelassen und vergessen werde. Er sollte ja seine Heimat am Don nicht wiedersehen, auch auf dem Schlachtfelde nicht ehrenvoll fallen — da schien es ihm noch die beste Verwirklichung der Prophezeiung, wenn er bei Verunka blieb. Manchmal allerdings dachte er auch als Soldat an die Möglichkeit, im Falle eines Aufbruches seines Korps als Deserteur zu erscheinen; dann aber beruhigte ihn Verunka mit der Versicherung, daß er es durch ihre Kundschafter, die Zigeuner, jedenfalls erfahren werde, wenn sich in der Gegend irgend eine Bewegung, die auf Aufbruch der Kosaken deute, bemerken ließe.

Sein Lieutenant Yegor fing bereits zu glauben an, daß mit dem Hetman wirklich irgend ein Zauber sein Spiel treibe. Wenige Tage nach dessen abermaligem Verschwinden, als die schreckliche Kosakenwirthschaft im Dorfe begann, fing er nach ihm zu suchen an, ohne die glückliche Oase, die ihm Alexei so märchenhaft geschildert hatte, auffinden zu können. Er erneuerte seine An-

strengungen, als Nikolajeff das Kommando in Duschnik übernahm, und von dem Augenblicke an, da man von Alexei redete, stellte er an dem Punkte, wo sein Hetman in den Wald hineingeritten war, hinter dem Rücken des Obersten Wachen auf, die ihn benachrichtigen sollten, sobald der Hetman an dieser Stelle wieder hervorkomme. Dieß geschah auch wirklich eines Abends bei hellem Mondscheine, da Yegor vor dem Dorfe auf und nieder wanderte. Alexei ritt so langsam aus dem Walde heraus, daß es den aufgestellten Kosaken leicht war, ihm zuvorzukommen und daß ihm Yegor beinahe bis an den Rand des Waldes entgegeneilen konnte. In wenigen Worten theilte ihm dieser mit, welche Gerüchte umliefen, und was indessen vorgegangen.

Alexei erhob den Kopf, sah Yegor starr ins Gesicht und schien das Mitgetheilte nicht zu verstehen. „Dumme Welt,“ sagte er endlich achselzuckend, „nichts als Schmerzen und Schlechtigkeit, während dort drin im Walde nichts als Glück und Liebe. Ich thue am besten, wenn ich gleich wieder umkehre.“

Wirklich machte er eine Bewegung mit dem Zügel, als ob er Augenblicks sein Pferd wieder wenden wollte, aber Yegor ergriff den andern Zügel und rief: „Träumer, es ist endlich Zeit, daß du aus deinem Traum erwachst! Willst du deine Thorheit so weit treiben, bis du nie wieder nach Rußland zurückkehren kannst?!“

„Nach Rußland,“ wiederholte Alexei achselzuckend — „weißt du denn nicht, daß ich die Ebenen des Don nie wiedersehen soll?“

„Thorheit!“ rief Yegor wieder, „schlage dir diese Thorheiten aus dem Sinne und werde wieder ein Mann. Denke auch ein wenig an deine Ehre! Vergiß nicht, daß du seit vielen Tagen für eine Memme giltst, die vor Nikolajeff weggelaufen ist.“

„Ja so!“ sagte der Hetman sich besinnend, „das ist richtig, ich begreife jetzt die ganze Geschichte. An Alledem ist Nikolajeff schuld, der mich haßt, weil ich ihn bei der Gräfin Emilie ausgestochen habe. Närrischer Kerl, eine Welt voll solcher Gräfinnen überlasse ich ihm für eine Zigeunerin wie Verunka. Aber das

mit dem Duell, das muß gleich abgemacht werden. Wenn du mein Freund bist, Yegor, so schwingst du dich gleich auf das Pferd dieses Mannes" — er deutete dabei auf einen der Kosaken, die ihn am Walde erwartet hatten — „und reitest mit mir als mein Sekundant."

Yegor wollte widersprechen, aber Alexei bestand auf seinem Verlangen, und anstatt in das Dorf zu reiten, ritten die beiden Offiziere den Weg hin, der den Wald entlang in das Dorf führte, in welchem Nicolajeff sein Quartier hatte. Yegor meinte, daß man eben so gut in Duschnik hätte bleiben können, da Nicolajeff regelmäßig dort übernachte, um recht zu zeigen, daß er den Hetman im Kommando ersetze — vielleicht auch, um diesen dort anzutreffen, wenn er endlich heimkehrte.

„Desto nothwendiger ist es," erwiderte Alexei, „daß ich ihn aufsuche und mich nicht von ihm in meinem Lager überraschen lasse."

Sie ritten nicht zehn Minuten lang, als ihnen schon zwei andere Reiter entgegen kamen, die selbst ein Kurzsichtiger aus der Ferne erkannt haben würde: die lange Don Quixote-Gestalt des Obersten und die kurze, dicke des Kapitäns, dessen asthmatischen Athem man aus weiter Ferne durch die stille Nacht hörte.

„Er kommt wie gerufen," sagte Alexei zu seinem Begleiter; „und zur bösen Stunde," fügte er düster hinzu, „denn er hat es mit einem verzweifelten Gegner zu thun. Ich weiß nicht, ob ich Verunka jemals wiedersehen werde. Die Zigeuner sind meiner müde, weil ich Verunka am Herumstreifen hindere. Vielleicht in dieser Nacht schon verschwinden sie mit ihr, und es verwischen sich ihre Spuren in aller Ferne. Der Zigeunerkönig will sie mir auch entreißen und die Prinzessin vom Don zur Königin von Aegypten machen. Das Alles habe ich vor kaum einer Stunde erfahren, und ich fürchte, daß es vor Allem Oberst Nicolajeff empfinden wird."

So sprechend, gab er seinem Pferde die Sporen, riß seinen Säbel aus der Scheide und sprengte den Kommenden entgegen.

„Hurrah! Michael Iwanowitsch!“ rief er, den Säbel über dem Kopfe schwingend, „Hurrah! da ist die Memme, die sich vor dir versteckte. Heraus mit deinem tapfern Degen und sieh, wie du mit der Memme fertig wirst!“

Oberst Nicolajeff, so plötzlich angegriffen, stutzte einen Augenblick und riß sein Pferd rückwärts. Der Kapitän, der beim Ansprengen Alexei's eine ungeschickte Bewegung gemacht, aber nicht so weit rückwärts prallte wie der Oberst, kam zwischen die beiden Gegner, und da auch Oberst Nicolajeff seinen Degen zog und er sich zwischen zwei blanken Waffen befand, die über ihn hinweg auf einander loszuschlagen drohten, erschrak er sichtlich und ließ seine Zügel fallen, was ihn hinderte, sich aus der gefährlichen Lage zu ziehen. Er hob beide Arme in die Höhe und sprach stotternd und mit flehender Stimme: „Alexei Petrowitsch, hast du mir nicht versprochen — ist es nicht eine Dummheit — stecke deinen Säbel ein — Michael Iwanowitsch, und du — tapferster aller Kosaken, hast du mir nicht erst gestern gesagt, daß es aus ist mit dem Duell — du schlägst dich ja nicht mit einem Deserteur — wer wird Christenblut vergießen — steckt eure Säbel ein, ihr tapfersten aller Russen!“

Während er so durch einander und immer weiter jammerte, hatte Alexei sein Pferd herumgeworfen, und sein Säbel klang bereits auf den Säbel Nicolajeffs. Dieser parirte geschickt und führte einen Hieb gegen Alexei's Kopf, bewirkte aber nur, daß dessen Kosakenmütze herabfiel. Yegor, wohl wissend, welch einen guten Schutz die Pelzmütze gegen Säbelhiebe gewährt, sprang, da er selbst nur ein leichtes Käppchen aufhatte, rasch vom Pferde, um die Mütze aufzuheben und sie Alexei wieder aufzusetzen. Wie er den Kopf wieder erhob, schien das unnöthig, denn dem Obersten Nicolajeff sprang ein dicker Blutstrahl aus der linken Seite des Halses. Er bäumte sich und reckte sich in den Bügeln hoch empor, während ihn Alexei anstarrte, wohl ahnend, daß er seinem Feinde, indem er ihm die große Ader durchhieb, eine tödtliche Wunde beigebracht. Aber der Oberst reckte sich immer

höher, beugte sich weit vor über den Hals seines Pferdes, und während Yegor herbeisprang, um ihn in seinen Armen aufzufangen, da es den Anschein hatte, daß er vornüberstürzen sollte, hob der Sterbende mit der letzten Anstrengung noch einmal seinen Arm, und während er in der That vorwärts stürzte, fiel auch sein Arm, unterstützt von der fallenden Wucht des Körpers, nach vorwärts, und der Säbel, den er krampfhaft festhielt, traf auf das unbedeckte Haupt Alexei's. Yegor hörte deutlich, wie das Eisen in den Knochen einhackte. Im selben Augenblicke sanken beide Gegner von den Pferden, — der Eine, dessen Blut in Strömen aus der geöffneten Ader schoß, offenbar in demselben Momente todt, der Andere noch mit einem Ausrufe des Schmerzes auf den Lippen.

Dem Kapitän, hinter dessen Rücken das Alles im Laufe einer kurzen Minute vor sich gegangen, und der Nichts von dem Kampfe gesehen hatte, gelang es endlich, die Zügel seines Pferdes wieder zu ergreifen und sich zu wenden. Sprachlos und bewegungslos blickte er auf die beiden vor ihm liegenden Kämpfer, bis er sich soweit faßte, um über Stirn und Brust ein Kreuz nach dem andern zu schlagen. Yegor warf sich in den Schnee, faßte den Kopf Alexei's und rief um Hülfe.

Es war, als ob trotz der Oede, in welcher der Zweikampf stattgefunden, der Hülferuf an hundert Ohren gedrungen wäre, denn aus dem Walde heraus auf die Landstraße bewegte sich mit einem Male ein langer bunter und sonderbarer Zug von Männern, Weibern und Kindern, und zwischen diesen kleine Pferde, die Reiter oder Gepäck trugen, grunzende Schweine, Hunde und Gethier von allerlei Art. Der Zug schien nicht im geringsten Willens, auf den Hülferuf Yegors zu horchen, und zog über die Landstraße hinweg, ohne sich durch den Anblick der blutigen Gruppe, selbst nicht durch die Flüche des Kapitäns, der sich indessen gefaßt hatte, aufhalten zu lassen. Erst als die Mitte des Zuges auf der Landstraße ankam, stockte er, und plötzlich sprang eine verhüllte Gestalt von einem der Pferde und kniete im selben

Augenblick neben Yegor und drückte ihre Wange an die blasse Wange Alexei's. Die Kapuze war ihr bei der heftigen Bewegung vom Kopfe gefallen, und Yegor erkannte beim Lichte des Mondes ein schönes Zigeunergesicht, von dem er bald errieth, wem es gehörte. Nur einen kurzen Moment gab Verunka ihrem Schmerze. Schnell gefaßt, wischte sie mit ihrem Kleide das Blut von Alexei's Haaren und prüfte mit kaltblütigster Ruhe die Wunde. „Der Säbel," lispelte sie, „ist nicht ganz durchgedrungen — er ist nicht todt, er ist nur betäubt — ich werde ihn heilen."

Dann erhob sie sich, rief dem Zuge, der indessen in seiner ganzen Länge Halt gemacht hatte, während ein Haufe von Zigeunerknaben den beiden freigewordenen, im Felde herumirrenden Pferden nachjagte, einige Yegor und dem Kapitän unverständliche, aber wie ein Befehl klingende Worte zu. Ein Gemurmel, hie und da ein Geschrei, erhob sich aus dem Haufen der Zigeuner. Verunka trat ihnen um einige Schritte näher, erhob den rechten Arm und schrie ihnen ein einziges Wort zu, auf welches das Gemurmel sofort leiser wurde und endlich ganz verstummte, als sich im Zuge selbst die alte Zigeunermutter vernehmen ließ und, wie es schien, der Enkelin beistimmte. Yegor sah dieser Szene mit Aengstlichkeit zu, und da sich der Zug wieder in Bewegung setzte und weiter wanderte, glaubte er schon Verunka's Bemühungen gescheitert, als er zu seiner Freude bemerkte, daß die Zigeunermutter mit vier kräftigen Männern aus der Schaar zurückblieb. Diese traten vor, breiteten ein großes wollenes Tuch auf den Schnee und legten Alexei darauf. Dann ergriff jeder der vier Männer einen Zipfel des Tuches, zog ihn über die Schulter, und von Verunka und der Zigeunermutter geführt, gingen sie gleichen und sanften Schrittes, der auf dem gefrorenen Schnee kaum zu hören war, derselben Stelle zu, wo der Zug aus dem Walde gebrochen war. Yegor folgte ihnen, um den Freund nicht zu verlassen, aber plötzlich fühlte er sich von einem Arme zurückgehalten. „Heilige Mutter von Kasan!" rief der Kapitän, „willst du mich um Mitternacht mit einem Todten

allein lassen!" — Yegor bedachte, daß der Kapitän die Leiche des Obersten allerdings nicht allein in das ferne Dorf bringen konnte, daß Alexei wohl aufgehoben und guter Pflege sicher sei — der Oberst war vielleicht auch nicht todt und konnte bei schneller Hülfe ins Leben zurückgebracht werden, obwohl es dazu nicht den geringsten Anschein hatte, denn der unglückliche Körper lag neben einer Lache von Blut, das aus der geöffneten Hauptader hervorgeströmt war, so bleich da, als ob nicht ein Tropfen des Lebenssaftes in ihm zurückgeblieben wäre. Auch hatte Verunka bei seinem Anblick eine Bewegung mit der Hand gemacht, die deutlich besagte, daß sie ihn für verloren halte. Trotz Allem wußte Yegor nicht, was anzufangen. Obwohl im ersten Augenblicke entschlossen, mit dem Kapitän die Leiche des Obersten ins Dorf zu bringen, lief er doch dem verwundeten Alexei nach; aber am Rande des Waldes angekommen, hörte und sah er, trotz angestrengtem Ohr und Auge, nichts mehr von den Zigeunern, die ihn fortgetragen, ja er erkannte selbst im Schnee nicht die geringsten Spuren. Sie waren verschwunden, und er kehrte zum Kapitän zurück.

Sechstes Kapitel.

Der Oberst wurde auf dem Kirchhofe zu Przibram bestattet. Das Kommando über die in Duschnik einquartierten Kosaken bekam an seiner und an Alexei's Statt der Kapitän Veragin. Der Zweikampf und der Tod des Obersten machten im russischen Armeekorps großes Aufsehen. Man war an Dergleichen nicht gewöhnt und wollte auch nicht zugeben, daß so was vorkommen könne. Yegor und der Kapitän, die nicht als Sekundanten gelten durften, stellten die Sache wie eine zufällige dar, und das Kommando in Prag wollte den Tod des Obersten wie eine einfache Ermordung desselben betrachtet wissen. Aber, wenn es schon seiner Familie und seiner Verbindungen wegen schwer war,

Alexei für einen Deserteur zu erklären, so war es noch schwerer, ihn der Ermordung eines Vorgesetzten anzuklagen und dieses Verbrechens wegen vor ein Gericht zu stellen. Diese schwierige Angelegenheit verursachte dem Generalkommando großes Kopfzerbrechen; man konnte zu keinem Entschlusse gelangen, und wie die Tage hingingen, hielt man es für das Gerathenste, das Ganze nach und nach in sanfte Vergessenheit sinken zu lassen. Diesem klugen Auskunftsmittel stand nur die Furcht entgegen, daß Alexei eines Tages wieder erscheine, aber Kapitän Veragin schwur hoch und theuer, daß der Hetman längst selig entschlafen sein müsse, da man von einer so fürchterlichen Wunde unmöglich genesen könne, und der Entschluß stand fest, Alexei Petrowitsch als einen Todten zu betrachten. Man verfolgte die Sache nicht weiter, und in der That war es nach einiger Zeit, als ob Dergleichen nie geschehen wäre. Das Schloß Hlubosch, wo die Erinnerung an das Ereigniß hätte genährt werden können, war verschlossen, denn Graf Schönborn wie seine Nichte glaubten einzusehen, daß sie mit den russischen Offizieren kein Glück hätten, und reisten nach Prag, dann zu Hofe nach Wien ab.

Es mochten ungefähr sechs Wochen seit jener Nacht des Zweikampfes verflossen gewesen sein, und Alles schien nach dem verabredeten Plane der russischen Offiziere glücklich von Statten zu gehen, da Alexei nicht wieder auf dem Schauplatze erschien und die Annahme, daß er todt sei, rechtfertigte, als Veragin zu seinem Schrecken wieder an alles das, was ihm so viel Angst und Sorge eingeflößt hatte, gemahnt wurde. Mit einem Male, als er von einem Dorfe zum andern ritt, sah er zwei schwarze Kerle aus dem Gehege hervortreten und sich ihm in den Weg stellen. Er glaubte im ersten Augenblicke an einen Raubanfall, und war schon im Begriffe, sein Pferd zur Flucht zu wenden, als ihn die unterthänige Stellung der beiden Gestalten und ihre flehentliche Geberde beruhigte. Sofort herrschte er sie mit der Frage an, was sie auf seinem Wege zu thun hätten.

„Väterchen,“ sagte der Eine der Beiden mit dem sanftesten

Tone in der Stimme, „Väterchen, wir sind arme Zigeuner und kommen nur, um von deiner Gnade Hülfe zu verlangen. Befreie uns von einem lästigen Gaste, der uns an Allem hindert, und von dem unsere Prinzessin nicht lassen will. Es wäre uns ja ganz recht, ihn mit uns fortzunehmen nach Ungarn und ihn als unsern Bruder anzuerkennen, wenn er uns nur zu Etwas nütz wäre. Aber jetzt, da er durch die Kunst unserer Prinzessin wieder geheilt ist, zeigt sichs, daß wir ihn zu Nichts brauchen können. Er ist zu Nichts mehr geschickt, zu keiner der Künste und Wissenschaften, die uns arme Zigeuner ernähren, denn sieh," — und den Finger auf die Stirn legend setzte der Sprecher hinzu: „denn sieh, das Vögelchen, das darin saß, ist ihm wahrscheinlich durch die Spalte im Schädel davongeflogen, ehe Verunka die Hand darauf legen konnte."

„Was schwatzet ihr mir da von Verunka und Vögelchen und lästigem Gaste vor?" brummte der Kapitän. „Was und Wen meint ihr? Sprecht doch wie vernünftige Christen, daß man euch verstehe und nicht wie gottverfluchte Heiden, die ihr seid, in Bildern und Räthseln."

„Wir sprechen vom Hetman Alexei Petrowitsch," nahm der Andere das Wort. „Er ist noch immer bei uns versteckt, und gegen die Prinzessin, die in ihn vernarrt ist, dürfen wir Nichts thun, es würde uns sonst schlecht ergehen, denn wenn sie uns böse wird, sind wir verloren. Es kann Niemand auf der Erde tanzen, singen und die Zukunft deuten wie sie, und Niemand wie sie kennt so viele geheime Künste. Darum wollten wir dir sagen, wenn ihr den Alexei Petrowitsch wieder haben wollt, zeigen wir euch den Weg in den Versteck, wo ihr ihn holen könnt."

Pavel Sergewitsch, der mit einem Male alle seine und des ganzen Offizierkorps Verlegenheiten wieder auftauchen sah, der nichts dabei gewinnen konnte, wenn man Alexei's habhaft wurde, wohl aber verlieren, wenn dieser mit heiler Haut davonkam und wieder in seine Stelle, die er selbst jetzt inne hatte, eingesetzt wurde; nicht verstehend, was die Zigeuner Betreffs der Vernunft

Alexei's angedeutet hatten, — gerieth in Zorn, machte die Geißel vom Sattel los und sprengte auf die beiden Zigeuner ein. Diese sprangen erschrocken über die Hecke, wohin ihnen der ergrimmte Kapitän nicht folgen konnte, und hörten nur noch von ferne, wie er sie mit hundert Knutenhieben bedrohte, wenn sie sich noch einmal vor ihm sehen ließen, oder irgend ein Wort über Alexei Petrowitsch mittheilten.

Der Kapitän wußte, daß alle Verlegenheiten ein Ende hätten, wenn nur noch zwei Tage über die Geschichte, wie sie jetzt stand, hingingen. Der Hetman war als todt ins Buch eingetragen, und mit diesem Buche sollte — der Befehl war schon da — übermorgen das ganze Armeekorps aufbrechen, um schleunigst nach Rußland zurückzukehren.

Dieß geschah auch in der That, und als sich des Frühlings erste Sonnenstrahlen zeigten, als der Schnee zu schmelzen begann, war, noch vor dem Winter, der winterliche Gast, das russische Armeekorps, aus der Gegend verschwunden. An einem und demselben Tage brachen sie in allen Quartieren des Beraunerkreises auf und zogen auf ihren leichtfüßigen Pferden rasch dem Norden entgegen.

Man war im Dorfe Duschnik, wo man sich so sehr gefreut hatte, die lästigen Gäste los zu sein, sehr erstaunt und erschrocken, als man eines Morgens wieder eine Kosakenuniform erblickte. Alles lief zusammen, um den einsamen Kosaken, der vor der Mühle wie ein Träumer auf und ab ging und ohne Unterlaß vor sich hinlächelte, zu betrachten, und erst nach langer Prüfung erkannte man in dem lächelnden Gesichte, das sich gewaltig geändert hatte, den Hetman, der ehemals hier kommandirte. Man hatte ihn diesen Morgen auf der Schwelle der Mühle schlafend gefunden. Die Müllerknechte erzählten, daß sie in der Nacht ein Geräusch gehört und durch das Fenster gesehen, wie zwei Männer einen dritten vor dem Hause vom Pferde hoben und wie sie dann ein Mädchen, das sich an ihn klammerte, fortrissen, es auf das leer gewordene Pferd banden und gleich darauf

mit dem Mädchen im Galopp fortritten. Das ganze Schauspiel habe etwas so Gespenstisches gehabt, daß sie, die Müllergesellen, während der Nacht nicht nachzusehen wagten und daß sie erst am Morgen erkannten, daß es ein wirklicher und leibhaftiger Mensch war, den man vor die Thüre des Müllers gesetzt hatte. Die Duschniker hatten beim Anblick des Hetmans rascher als der Kapitän verstanden, was die Zigeuner mit dem ausgeflogenen Vögelchen meinten. Ob es in der That, wie Jene sagten, durch die Spalte der Hirnschale entflogen, oder ob seine Liebe und alle die Vorgänge der letzten Wochen das kleine Vöglein, den Verstand des Hetmans, erdrückten, wir wissen es nicht; wir kennen eben so wenig die Vorgänge und Ereignisse im Zigeunerlager. Auch gelang es gleich an jenem Tage und in aller künftigen Zeit den Fragen der Duschniker nicht, etwas Näheres zu erfahren. Alexei Petrowitsch hatte seine ganze Vergangenheit, selbst seinen Namen, vergessen. Seine gewöhnlichen Antworten bestanden in einem gleichmäßigen Lächeln.

Der Müller, der ein guter Mann war, hielt es für seine Pflicht, den Gast, der ihm auf so sonderbare Weise beschert worden, bei sich aufzunehmen, und da es derselbe verstand, mit Pferden umzugehen und sich bei diesen im Stalle lieber und besser befand, als in Gesellschaft von Menschen, machte er ihn zu seinem Kutscher, und der Verfasser dieser Geschichte erinnert sich, von dem alten grauhaarigen Russen oft nach Prag kutschirt worden zu sein, wenn der Vater vom Nachbar Müller die Pferde miethete.

Im Laufe der Jahre vergaß der russische Kutscher die französische, deutsche und selbst seine Muttersprache, ohne, da er immer in der Einsamkeit lebte, die Sprache des Landes erlernt zu haben. So erschien er, wenn er nothgedrungen auf eine Frage antworten mußte, noch kindischer als er war, und die Bauern hatten, so lange er lebte, viel über ihn zu lachen.

Tante Helene.

Eine Familiengeschichte.

Erstes Kapitel.

Es ist mir, als wäre es gestern geschehen. Und doch liegt eine ganze Weltgeschichte zwischen damals und heute. Damals sprach man noch von dem Tode Napoleons als von etwas Neuem; freilich dauerte in einem böhmischen Dorfe das Neue mehrere Jahre; damals saßen noch die Bourbonen auf dem Throne und galt unser Kaiser Franz noch für einen ganz guten Kaiser Franz. Es ist also schon lange her. Trotzdem erinnere ich mich genau. Die Mutter stand auf einem Stuhle und räumte die Schalen und Tassen, die sie eben gespült hatte, beim Scheine eines Talglichtes, in den Glasschrank; ich stand auf ebenem Boden und reichte ihr die Tassen und Schalen vom Tische und war stolz darauf, mich nützlich machen zu können, denn ich war schon sieben Jahre alt. Die Tassen wurden in zwei Reihen aufgestellt; vor sie hin aber, in die vorderste Reihe, stellte die Mutter acht schöne, gleich schlanke, beinahe alle mit Goldrändern eingefaßte Porzellanbecher mit Henkeln, welche sämmtlich vorn auf dem Bauche, im Innern eines goldenen Zirkels oder eines Eichenkranzes die Inschrift: „Andenken an Karlsbad" trugen. Trotz ihrer Einförmigkeit waren sie der Stolz des Glasschrankes, und so oft ich der Mutter einen reichte, las ich, um mich in der kaum

erworbenen Kunst des Lesens zu üben, mit lauter Stimme: „Andenken an Karlsbad." Diese Andenken an Karlsbad kamen alle vom Großvater, der seiner Gicht zu Gefallen jedes Jahr das genannte Bad besuchte und jedes Jahr einen solchen Becher heimbrachte und meiner Mutter schenkte. Ihr Wunsch war, endlich ein volles Dutzend zu besitzen. Was mich betrifft, so machte schon die achtfache Inschrift den Eindruck auf mich, als ob alle Andenken aus Karlsbad kämen, und wenn ich irgendwo von einem Andenken sprechen hörte, pflegte ich zu fragen: „Ein Andenken von Karlsbad?" — Meine Mutter war stolz auf ihren Glasschrank, obwohl von seinem Inhalte selten Gebrauch gemacht wurde; aber auch ich wurde stolz, wenn ihn die Mutter so schön ordnete und alles Vergoldete vornhin stellte. „So einen Glasschrank," sagte ich mir, „haben doch nur wir in ganz Littanitz." Das war aber auch wahr, denn „Wir" waren die reichsten Leute des ganzen Dorfes. „Wir," d. i. Melchior Brant und Sohn, d. i. mein Großvater und mein Vater, wurden wenigstens auf zwanzig bis fünfundzwanzig Tausend Gulden Conventionsmünze geschätzt, und das war viel in damaliger Zeit und dortiger Gegend. Dabei wurde noch das alte, kleine Haus des Großvaters und das etwas größere und neuere, das er hinter dem seinigen für den Sohn gebaut hatte, die Stallung vor dem Hause mit zwei Pferden und drei Kühen darin und endlich ein gutes Stück Feld nicht mitgerechnet. Fragte ich meinen Vater: „Was bist du eigentlich, Vater?" antwortete er mir mit stolzem Bewußtsein lächelnd: „Wir sind Unternehmer, Wir, Melchior Brant u. Sohn. Da der Vater immer „Wir" sagte, hielt ich mich ebenfalls für einen Unternehmer und war ebenfalls stolz darauf, ein Unternehmer zu sein. Mit diesem Titel aber, der mir früh ein großes Bewußtsein gab, verhielt es sich so. Weder der Staat noch irgend eine Patrimonialherrschaft konnte damals den geringsten Bau eines Dammes, eines Vicinalweges, einer Brücke und dergleichen unternehmen, ohne von den Beamten aufs Schrecklichste betrogen zu werden. Man zog es vor, solche Unternehmungen dem Wenigst-

nehmenden zu überlassen und diesem einen kleinen Gewinn zu gönnen. Dabei kam man am besten weg. Solche wenigstnehmende Unternehmer waren Vater und Großvater, Melchior Brant und Sohn. Mein Großvater hatte das Geschäft begründet und stand im Rufe eines in seiner Sache ausgezeichneten Mannes und dieß besonders seit einer Unternehmung, die ihn beinahe zu Grunde gerichtet hätte. Er hat die Geschichte oft genug erzählt.

Da war nämlich einmal — mein Vater war damals noch ein Kind — einige Stunden weit von unserem Dorfe eine Brücke zu bauen; es verstand sich wie von selbst, daß sie Melchior Brant bauen werde. Aber da fand er bei der Ausbietung einen Mann, der ihm schon mehrere Male entgegengetreten war und offenbar den besten Willen hatte, Melchior zu verdrängen. Diesen Konkurrenten durfte man nicht aufkommen lassen. Mein Großvater ärgerte sich und in seinem Aerger nahm er immer weniger und weniger, bis ihm der Bau der Brücke zugeschlagen wurde. Nun erst, beim Lächeln seines Gegners und bei kühlerem Blute, merkte er, daß er und nicht sein Konkurrent der ruinirte Mann war. Auf drei Stunden in der Umgegend war kein Steinbruch, den er beim Baue hätte benutzen können; er wird gezwungen sein, den Stein aus so weiter Ferne herbeikommen zu lassen, und die Transportkosten werden eine größere Summe ausmachen, als ihm der Staat für die ganze Brücke zahlte. Traurig betrachtete er die Stelle, wo die Brücke stehen und wo er sein ganzes Vermögen ins Wasser versenken sollte; traurig umkreiste er diese Stelle seines Ruines. Nur manchmal blieb er stehen, um sein ganzes Unglück zu überdenken, und bohrte er mit seinem Stocke in die Erde, gerade so, wie sich der traurige Gedanke an Verfall und Armuth immer tiefer in sein Herz bohrte. So bohrte er, auf einem Hügel stehend und nochmals auf seine Unglücksstelle zurückblickend — aber da wollte der Stock nicht weiter in den Boden; etwas Steinhartes hielt ihn auf. Ein leuchtender Gedanke fuhr meinem Großvater durch den Kopf; er grub mit Stock und Taschenmesser, er grub eifrig wie ein Maulwurf — er nahm

endlich Hände und Nägel zu Hülfe — und o Glück! — er hatte einen Stein gefunden, einen Felsen, wie er ihn für seine Brücke nicht besser hätte bestellen können — nicht hundert Schritte vom Bauplatze. Er war gerettet — er steckte die Hälfte der Summe, die ihm der Staat zahlte, als reinen Gewinn in die Tasche. Seit jener Zeit galt er für einen Mann, mit dem Niemand konkurriren könne, und baute er allein, später in Kompagnie mit meinem Vater, alle Vicinalwege, Brücken, Dämme, Schulhäuser, auf wenigstens acht Stunden in der Runde.

Das Alles wußte ich sehr früh, nämlich daß wir Unternehmer und reiche Leute und endlich auch, daß wir „nobel" waren, denn wir sprachen deutsch im Hause und nur noble Leute sprachen damals deutsch in Böhmen; czechisch sprach nur das gemeine Volk. Ich wunderte mich darum nicht, daß uns so viele noble Leute, Beamte und viele Fremde, die alle deutsch sprachen, besuchten — und ich war gar nicht erstaunt, als es an jenem Abend, da ich der Mutter die Tassen und die Andenken an Karlsbad reichte, an die Thüre klopfte und zwei Fremde eintraten, die sehr vornehm aussahen, besonders der Eine, der Größere und Jüngere.

Er trug eine große ungarische Bunda, oder Mantel mit Aermeln, der vorn viele Fangschnüre hatte, deren eine dick und in vielfachen Knoten über die Schulter geworfen war und rückwärts eine große mit Gold gemischte Quaste herabfallen ließ. Während er mit der einen Hand in den Schnüren spielte, hielt die andere eine ebenfalls fremdländisch aussehende Fischottermütze, wie denn die ganze Erscheinung mit dem damals noch seltenen Schnurrbarte etwas Fremdartiges hatte. Schnurrbart und Adlernase gaben dem schönen Gesichte etwas sehr Männliches, während doch Mund und Augen immer sehr milde, weich und beinahe weiblich lächelten. Man mußte den jungen Mann, der übrigens jünger schien als er war, gleich lieb haben, und trotz seinem vornehmen, cavaliermäßigen Aussehen fühlte man sich doch gleich vertraut mit ihm. Auch sah er mir sehr auf-

munternd zu, als ich mich näherte, um seine Bunda zu betrachten, so aufmunternd, daß ich an der großen Quaste bald wie an einer Klingelschnur zog. Er hielt sich stille und schweigsam nahe der Thüre, während der andere Fremde, ein kleiner, sehr beweglicher Mann von ungefähr fünfzig Jahren, auf meine Mutter zutrat, einen Brief aus der Tasche zog und mit einer Zunge, die eben so beweglich schien wie seine ganze Gestalt, rasch eine Menge Komplimente hervorbrachte, sich als Herrn Gregor Altmann, den andern als seinen Schwager Wilhelm Gerhard vorstellte und, den Brief überreichend, ihn als ein Empfehlungsschreiben ankündigte, das vom Bruder meiner Mutter komme, und sofort im rascheſten Zuge. Er war nicht zehn Minuten in der Stube, als wir schon seine Abkunft kannten, einen Blick in seine Verhältnisse werfen konnten und als er schon die Schönheit unserer Gegend, die Lage unseres Hauses, ja selbst den Reichthum des Glasschrankes gelobt, mich einen schönen Jungen genannt, die Beschwerlichkeiten der Reise beklagt und bedauert hatte, den Vater nicht zu Hause zu finden. Meine Mutter hatte kaum Zeit, ihre Freude darüber auszudrücken, daß sie Empfohlene ihres Bruders empfangen und sich über die Unordnung auf dem Tische zu entschuldigen. Sie war überzeugt, daß sie hier zwei ausgezeichnete Männer begrüße. Ihr Bruder, Lehrer an der Hauptschule einer großen Stadt, d. i. einer Stadt von siebentausend Einwohnern, der Gelehrte der Familie, auf dessen Wort meine Mutter viel gab, hatte sie ja empfohlen!

Es that mir sehr leid, als meine Mutter die beiden Fremden zum Großvater hinüber führte und mir nicht erlaubte mitzugehen. Ich hätte den schönen Mann in der ungarischen Bunda gerne noch lange betrachtet und beinahe eben so gerne seinen kleinen dicken Begleiter plaudern hören. Und wahrhaft wehe that es mir, von der Gesellschaft ausgeschlossen zu sein, als gleich darauf in der Küche der Großmutter ein arges Backen und Kochen losging. Ich hatte den einen Trost, wenigstens nicht aus der Küche gewiesen zu werden, und ich konnte sehr wohl bemerken, wie Mutter

und Großmutter, die ab- und zugingen, bedeutungsvolle Blicke tauschten. Ich ahnte, daß etwas Großes und Außerordentliches vorging. Tante Helene war sehr schweigsam, was mich sehr wunderte, da sie sonst Haus und Hof mit Geplauder und Gesang erfüllte. Mehr noch wunderte es mich, daß die Großmutter ihre Tochter, besagte Tante Helene, die immer sehr propre gekleidet war und die, nach dem Ausdrucke des Großvaters, immer aussah, als hätte man sie eben aus einem Büchschen genommen, heute nicht schön genug gekleidet fand. Sonst fand sie, daß ihr Töchterchen für ein Dorfmädchen sich viel zu schön anziehe und viel zu viel Zeit darauf verwende. Heute fand sie das Gegentheil, und Tante Helene sträubte sich ganz gegen ihre Natur, ein schöneres Kleid oder wenigstens eine hübschere Schürze anzulegen. Die Welt schien mir auf den Kopf gestellt und ich sah Großmutter, Mutter und Tante mit großen Augen an. Mit der Tante hatte ich einiges Mitleid, denn die Großmutter sagte ihr, sie stelle sich dumm an und wisse mit den Fremden kein Wort zu sprechen; darüber verwunderte ich mich noch mehr als über alles Andere, denn nicht einmal, sondern hundert Male hatte ich es aus dem Munde meines Großvaters gehört, wie schade es sei, daß aus dem Mädchen kein Junge geworden; das hätte einen Advokaten gegeben, der alle Andern auf zwanzig Meilen im Umkreise in den Sack gesteckt hätte. Ich wußte ja außerdem, daß sie der Großvater bei den schwierigsten Geschäften, bei den verwickeltesten Aufträgen verwendete, daß er sie mit den höchsten k. k. Beamten, mit denen er in Berührung kam, verhandeln ließ. Und die sollte mit Einem Male dumm geworden sein. Es stand an jenem Abende nichts auf dieser Erde fest für mich; ich verstand die Welt nicht mehr. Aber es ging mir doch ein Licht auf, als die Großmutter einen Augenblick, da die Tante die Küche verlassen hatte, benutzte, um meiner Mutter rasch zuzuflüstern: „Du wirst dich überzeugen, Sophie'chen, es ist ein Freier. Was der Dicke da von Wollgeschäften spricht, das ist Alles Geflunker. Wann ist noch ein Geschäftsmann wegen der Wolle in diese waldige Gegend

gekommen? Ich wette hundert gegen eins: es ist ein Freier, der wegen meiner Helene kommt, und der Gelbschnabel von Mädel hat's zuerst gemerkt. Hab' ich sie doch mein Lebtag nicht so schüchtern und einfältig gesehen."

„Nun, und wenn es wäre?" fragte meine Mutter und fügte stolz hinzu: „Ein Mann, den mein Bruder empfiehlt, ist gewiß empfehlenswerth."

„Ich sage nicht Nein," gab die Großmutter zu, „und so viel man sehen und hören kann, ist es ein recht netter junger Mann, der sich auch in der Welt umgesehen hat. Er hat ganz Ungarn durchreist und kam, Gott weiß wie weit, bis an die türkische Gränze, wo alle Leute Soldaten sind, und er erzählt ganz schön davon."

„Wenn ihn mein Bruder empfiehlt," sagte wieder meine Mutter, „so ist er gewiß ein recht gebildeter Mann, denn mein Bruder geht nur mit gebildeten Männern um."

„Davon bin ich überzeugt," bestätigte wieder die Großmutter, aber sie fügte etwas bedenklich hinzu: „Dein Bruder ist ein Gelehrter — nun wir wissen ja, wie Gelehrte sind — auf weltliche Angelegenheiten verstehen sie sich schlecht. Dein Bruder, ich will dich nicht beleidigen, Sophie'chen, hat's auch nicht so weit gebracht, als es ein geschickter Mann bringen könnte. Nun mag dieser Herr Gerhard ein ganz geschickter Mann sein und ein schöner Mann ist er gewiß, ob er aber darum eine gute Partie ist, wie wir sie Gottlob für unsere Helene mit Recht beanspruchen dürfen, ob seine Umstände derart sind, daß zehntausend Gulden Mitgift — aber," unterbrach sich hier die Großmutter und wandte sich mir zu, „da steht der kleine Lump und horcht auf jedes Wort, das wir sprechen — man kann gar nicht mehr reden, ohne von diesem kleinen Volke belauscht zu werden."

Bei diesen Worten faßte sie mich an beiden Schultern und schob mich zur Küche hinaus. Ich war sehr unglücklich, so plötzlich aus dem Familiengeheimnisse ausgeschlossen zu sein und brach in Weinen aus. Tante Helene, die eben aus der Stube trat,

hob mich zu sich empor und küßte mich mit noch größerer Zärtlichkeit als sonst und machte mir, während sie mich in unsere Wohnung zurücktrug, alle möglichen Versprechungen, um mich zum Schweigen zu bringen. Auch wischte ich mir sogleich die Thränen ab und fühlte das Bedürfniß, ihr für ihre Zärtlichkeit und für ihre Versprechungen meine Dankbarkeit zu beweisen, indem ich ihr den Inhalt des Gespräches von Mutter und Großmutter verrieth. „Tante Helene," sagte ich, „der schöne junge Mann ist ein Freier und hat das Land gesehen, wo alle Leute Soldaten sind, und dann ist noch etwas von zehntausend Gulden dabei, aber ob er eine gute Partie ist und von den weltlichen Angelegenheiten weiß der Onkel Schulmeister und weiß die Großmutter auch nichts, aber der Onkel Schulmeister kennt lauter geschickte Leute."

Nachdem mich die Tante hatte aussprechen lassen, befahl sie mir zu schweigen und sagte mir, wenn ich recht brav sein und keinen Lärm machen wollte, so lange die Fremden im Hause sind, so werde sie mir ein Stück Pfannkuchen herunterbringen.

Aber sie brachte keinen Pfannkuchen. Ich und mein kleines Brüderchen blieben den ganzen Abend in größter Einsamkeit. Als der Vater spät heimkam, holte ihn sogleich die Mutter hinüber zum Nachtessen. Sie selbst kam bald darauf zurück, um uns ins Bett zu legen. Allein die aufregenden Vorgänge dieses Abends ließen mich nicht schlafen und von unserer Kinderstube aus, die mit der großen Wohnstube durch eine große Oeffnung, in welcher der Ofen stand, der beide Zimmer heizt, in Verbindung war, konnte ich Alles hören, was drinnen vorging und sogar sehen, wenn ich mich in meinem Bette nur ein wenig aufrichtete. Nach dem Nachtessen kam mein Vater mit der Mutter in die Wohnstube zurück. Die Mutter reichte ihm Kleider zum Wechseln, er aber sagte, indem er einen andern Rock anzog: „Es war nur eine Ausrede, daß ich den Rock wechseln wollte, weil ich mit dir allein zu sprechen wünschte. Weißt du, Sophie, daß mir die zwei Leutchen gar nicht gefallen!"

„Wie," rief meine Mutter erstaunt, „zwei Männer, die mein Bruder empfiehlt?"

„Die Empfehlung deines Bruders in Ehren, sieht mir dieser Herr Altmann so recht wie ein Spitzbube aus. Er spricht so schrecklich viel, als brauchte er die vielen Reden, um sich dahinter zu verstecken; das weiß ich aus dem Geschäfte, daß die Leute, die so viel reden, nicht viel taugen und daß die Leute, die viel von Geld reden, nicht viel Geld haben."

„Und der Andere?" fragte meine Mutter.

„Ein schöner Mann, o ja, ein sehr schöner Mann — sehr ein schöner Mann, gewiß auch ein guter Mensch und wenn er spricht, thut er's ohne Prahlerei und wie ich vermuthe auch nur darum, weil ihm der Andere gesagt hat, daß er sprechen muß. Aber er ist mir verdächtig, weil er mit dem Andern ist. Er ist nicht sein eigener Herr, der Andere lenkt und leitet ihn und weil er ein so schöner Mann ist, so glaube ich, daß der Andere mit ihm spekulirt."

„Dazu ist er denn doch schon zu alt," erwiderte meine Mutter, „auch muß er schon zu erfahren sein, um sich wie ein Mädchen gängeln zu lassen, ein Mann, der so große Reisen machte."

„Ja diese Reisen," sagte mein Vater kopfschüttelnd — „von hundert Reisenden sind neunundneunzig Abenteurer, bleibe im Lande und nähre dich redlich, und wo ist er gewesen? In Ungarn, wohin alle Bankerottirer laufen, weil es dort keine Gesetze gibt; wäre er in Sachsen oder in Preußen gewesen, ich hätte nichts dagegen, Ungarn ist mir verdächtig. Indessen," fügte mein Vater hinzu, „ich will nicht vorschnell urtheilen und will dem jungen Manne nicht Unrecht thun, denn er sieht ganz ordentlich und einnehmend aus. Uebrigens wird man sich ja erkundigen und wird der Mann, bevor es zum Klappen kommt, mit der Sprache herausrücken müssen. Dazu bin ich ja da, der Bruder, und ist der Vater da. Wir werden sehen."

So sprechend, verließ der Vater wieder das Zimmer, um zu den Gästen hinüberzugehen; die Mutter hängte seinen Rock in

den Schrank und wollte eben zu uns herüberkommen, um nach den Kindern zu sehen, als die Thüre aufflog und meine schöne Tante Helene hereinstürzte. Zwar einmal im Zimmer wußte man nicht, was sie so eilig da zu thun hatte, denn sie blieb ruhig an der Thüre stehen und sagte nichts. Meine Mutter sah sie an und fragte, was sie wollte, da wurde sie wieder lebendig und rief: „Sophie, weiß Gott, so ein Mann ist mir mit einem halben Kopf lieber, als ein Neuberg mit zwei Köpfen.“

„Man sollte wirklich glauben, daß du schon verliebt bist,“ sagte meine Mutter mit einigem Vorwurf in der Stimme.

„Ja,“ erwiderte die Tante mit Entschiedenheit, „ich bin es,“ und dabei hob sie den Kopf in die Höhe und sah meine Mutter so herausfordernd an, daß ich glaubte, sie wollte zu zanken anfangen.

„Aber Helene,“ sagte meine Mutter beschwichtigend, „du bist ja ein gescheidtes Mädchen. So ein Schritt will überlegt sein — du bist ja sonst nicht so. Man weiß ja noch gar nichts von diesem Manne, und ob er zu dir paßt, und seine Vermögensverhältnisse —“

„Das ist mir Alles gleichgültig! Diesen oder Keinen,“ rief die schöne Tante, und als ob sie nirgends Ruhe hätte, oder noch einen Widerspruch von meiner Mutter befürchtete, lief sie wieder zum Zimmer hinaus und meine Mutter folgte ihr.

Da war wieder sehr Vieles, was mir Kopfbrechen verursachte und Vieles, was mir neue Lichter aufsteckte. Daß der Neuberg mit zwei Köpfen neben diesem Fremden mit einem halben Kopfe genannt wurde, das erklärte mir zum ersten Male, warum denn dieser gute Neuberg so oft zu uns ins Haus kam und warum er mir erst vor Kurzem einen Kanarienvogel geschenkt hatte. Offenbar wollte er ebenso wie dieser Fremde mein Onkel werden. Es schmeichelte mir, daß er mich mit dem Kanarienvogel bestechen wollte und ich bedauerte ihn, in Erinnerung an die vielen häßlichen Sachen, welche Tante Helene hinter seinem Rücken gesagt hatte. Sie fand ihn nämlich überaus dumm und

plump. Ich konnte ihr, wenn ich ihn mit dem Fremden verglich, nicht Unrecht geben, aber die Geschichte von dem halben Kopf und von den zwei Köpfen verstand ich doch nicht recht; ich wußte am Ende nicht mehr, welchem von Beiden sie einen halben und welchem sie zwei gegeben hatte und ich glaube, ich träumte schon als ich die beiden Freier meiner schönen Tante Helene abwechselnd mit einem halben, mit einem ganzen und mit zwei Köpfen gespenstisch vor mir herumtanzen sah. Ich schlief sehr unruhig, und als mich die Mutter am andern Morgen nach der Ursache fragte, sagte ich, ich hätte deßhalb schlecht geschlafen, weil die Tante Helene eine schlechte Partie machen solle.

Zweites Kapitel.

Die beiden Fremden reisten am Tage nach ihrer Ankunft wieder ab. Es hatte sich im Hause nichts verändert und doch war alles anders und ganz anders, als nach der Abreise anderer Besuche. Alle Welt sprach von Herrn Wilhelm Gerhard, nur Tante Helene nicht. Sie war nicht schweigsamer als sonst; sie war lebhaft wie immer, aber sie sah aus wie Jemand, der im Geheimen zu etwas entschlossen ist, und wenn die Andern von dem Fremden sprachen, sagte sie kein Wort, aber gerade das schien zu bedeuten: sagt ihr, was ihr wollt, ich weiß doch, was ich thun werde. So viel ich mich erinnere, war das ganze Haus in zwei Parteien getheilt, die Einen für, die Andern gegen den Freier und beide Parteien wußten nicht recht, warum sie für oder gegen waren. Der Großvater stand damals auf Seiten des Fremden, nur weil ihm die Großmutter gesagt hatte, daß Helene gewaltig verliebt sei und daß sie sich die ganze Nacht schlaflos im Bette hin- und herwälze. Es war mit dem Großvater eine eigene Sache. Sein Lebenlang im höchsten Grade praktisch und auf Erwerb ausgehend, wurde er in seinen alten Tagen romantisch.

Seit ihn die Gicht den größten Theil des Jahres an das Haus bannte und ihn zwang, die Geschäfte seinem Sohne zu überlassen, wurde er jung und etwas phantastisch. Er ließ sich von aller Welt Geschichten erzählen und er selbst erzählte uns Kindern Geschichten aus alten Zeiten und allerlei Märchen, die er kannte oder selber erfand. Am Lebhaftesten aber äußerte sich seine zweite Jugend im Verhältniß zu seiner jüngsten Tochter Helene. Nachdem er schon vier seiner Kinder gut versorgt und verheirathet hatte, hing sein ganzes Herz an diesem seinem jüngsten Kinde, und er holte bei diesem Töchterlein alle Zärtlichkeit nach, die er bei seinem früheren Geschäftsleben den andern Kindern gegenüber versäumt hatte. Helene konnte er nicht nur Nichts versagen, jeder ihrer Wünsche wurde sein eigener Wunsch und in ihm viel lebhafter als in dem Mädchen. Es reichte hin, daß ihr etwas gefalle, und der Großvater kaufte es ihr sofort, selbst wenn sie sich gegen die Ausgabe sträubte und mit dem Gefallen bei ihr auch nicht der geringste Wunsch nach Besitz verbunden war. Es war übrigens natürlich, daß der alte Mann diesen Trost seines Alters liebte. Helene, wenn auch nicht so schön, wie sich ihr Vater einbildete, der sie für die größte Schönheit des Landes hielt, war in der That ein überaus reizendes Mädchen und dabei eines von jenen glücklichen Geschöpfen, denen Alles gut steht, was sie immer an- und umthun mögen. Sie vereinigte die widersprechendsten schönen Eigenschaften in ihrer Erscheinung; sie war kräftig und zart, derb und anmuthig, ruhevoll und beweglich, stolz und überaus freundlich und einnehmend. Mein Großvater kannte kaum eine größere Freude, als sie anzusehen, wenn sie zu Besuche ging, besonders am Sonntage schleppte er sich mit Mühe auf die Bank vor der Hausthüre, von welchem Standpunkte aus er ihr am längsten nachsehen konnte, wie sie über die Teichdämme, über die Wiese, dem etwas entfernten Dorfe entgegenschritt und man konnte sicher sein, daß er seinen Sitz nicht eher verlasse, als bis er, und zwar immer mit der Brille auf der Nase, sie desselbigen Weges zurückkommen gesehen. Ebenso

gerne hörte er sie sprechen und aus jedem ihrer Worte sog er die Ueberzeugung ein, „daß sie wie das schönste auch das gescheidteste Mädchen im Lande sei.“ Er hatte nur einen Kummer. Er war nicht so reich als die Welt glaubte. Jedem seiner vier versorgten Kinder hatte er zehntausend Gulden W. W. mitgegeben; Ausstattung und Hochzeiten, die seinem Stolze entsprechend ausfallen mußten, hatten auch an zwanzigtausend Gulden gekostet, Summa: sechzigtausend Gulden, ein großes Vermögen für einen damaligen reichen Mann des offenen Landes. Es war ihm noch so viel übrig geblieben, um Helenen ebenso reich auszustatten wie die andern Kinder. Nicht das grämte ihn, daß er, wie er allein wußte, nachher als ein alter armer Mann zurückbleibe, sondern, daß er einem solchen Mädchen nicht einen Mann in höheren Kreisen suchen könne. Insoferne war ihm der vom Himmel gefallene Freier, Herr Wilhelm Gerhard, von dem er sonst nichts wußte, sehr lieb, als dieser mit Aussehen, Auftreten, Erfahrung und Bildung diesen hohen Kreisen bis zu einem gewissen Grade angehörte. Alles das zusammengenommen machte, daß er entschieden auf Seiten Helenens stand und entschlossen war, dem jungen Manne, der in einiger Zeit wiederkommen sollte, im Falle er um die Hand seiner Tochter anhielte, eine hoffnungsvolle Antwort zu geben. Mein Vater hingegen, der noch ganz in der praktischen Periode stak, aus welcher der Großvater in seiner zweiten Jugend herausgewachsen war, empörte sich über die Liebe des Mädchens und über die Voreingenommenheit des alten Mannes einem Fremden gegenüber, von dem man so wenig wußte, der offenbar weder Stand noch Geschäft hatte, ihm eben wegen seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit als ein unpraktischer Geselle und in der Gesellschaft seines Schwagers noch dazu als verdächtig erschien. Die Großmutter schwankte; mein Vater hatte sie mit seinem Mißtrauen angesteckt und ihre mütterliche Liebe war auf der einen Seite besorgt, auf der andern gab sie gerne der Neigung ihres Kindes nach, und dieses Letztere hielt sie für unbedingt nothwendig, überzeugt wie sie war, daß jeder

Widerspruch Helenen in ihrem Entschlusse nur befestigen könne. Helene, die sich bisher allen Bewerbern gegenüber überaus spröde benommen hatte, galt bei Jedermann für stolz und kalt, bei Jedermann, nur nicht bei der Mutter; diese behauptete immer, daß wenn dieses Kind sich einmal irgend etwas oder irgend Jemand in Kopf oder Herz setzen werde, es keine Macht der Erde wieder werde austilgen können und daß, wenn Helene stolz sei, sich dieser Stolz gegen Diejenigen kehren werde, die sich ihrem Entschlusse widersetzen. Ebenso hatte sie immer behauptet, daß das Alles über Nacht kommen werde, und als es kam, war sie weniger überrascht als erschrocken. Auch meine Mutter war schwankend. Als junge Frau nahm sie Partei für die Liebe und als Schwester für den Empfohlenen ihres gelehrten Bruders, aber mein Vater, auf dessen Urtheil sie so viel gab, war am Ende doch stärker als der abwesende Bruder und brachte sie dahin, daß sie zur Zeit mehr gegen als für die Heirath war. Doch spielt meine Mutter in dieser Geschichte eine zu kleine Rolle, als daß wir ihre Gefühle, mit denen sie dabei betheiligt war, näher auszuführen brauchen.

Außerdem kenne ich das Alles nur aus spätern Mittheilungen. Als Augenzeuge kann ich nur erzählen, was ich wirklich mit Augen gesehen.

Ungefähr vierzehn Tage nach dem ersten Besuche kehrte Herr Wilhelm Gerhard wieder und zwar allein, ohne seinen Schwager, was ihm im Allgemeinen sehr zum Vortheile gereichte. In Folge dessen lud man ihn ein, dießmal länger zu bleiben und er blieb auch drei Tage. Sein etwas furchtsames und schüchternes Wesen gab ihm einen Anstrich größerer Jugend als er wirklich besaß, und dieses wieder flößte mehr Vertrauen ein. Man glaubte ihm gerne und mein Vater übernahm es, ihn über seine Vermögensverhältnisse auszuforschen. Es war bald unzweifelhaft, daß er in seiner Stadt S.. ein zweistockiges Haus besaß und ein zweistockiges Haus in dieser wohlhabenden Kreisstadt war ein Besitz, der zu einer Mitgift von zehntausend Gulden W. W.

im höchsten Grade berechtigte. Freilich konnte man vom Besitze dieses Hauses nicht leben und hatte Wilhelm Gerhard, wie er offen eingestand, auch kein eingerichtetes Geschäft; aber er war erst vor Kurzem von Reisen heimgekehrt, hatte noch keine Zeit sich einzurichten, und gestand außerdem mit Offenheit ein, daß er sich verheirathen und die etwaige Mitgift zur Errichtung eines Geschäftes benutzen wolle. Praktischen Männern, wie Vater und Großvater waren, konnte es nicht mißfallen, daß ein junger Mann nach einem beträchtlichen Heirathsgut ausblicke und daß er ein Geschäft erst mit Fonds in Händen beginnen wolle. Die Stellung des jungen Mannes wurde im Hause eine viel bessere; man machte Spaziergänge mit ihm, man erlaubte ihm, dem jungen Mädchen den Arm zu geben, auch dem Rest der Gesellschaft manchmal einen Vorsprung abzugewinnen und Worte auszutauschen, die die Andern nicht hören konnten. Ich erinnere mich genau, wie oft ich auf diesen Spaziergängen von meiner Mutter zurückgerufen wurde, wenn ich mich, alter Gewohnheit folgend, an Tante Helene angehängt hatte. Wilhelm Gerhard reiste nicht ab, ohne dem Großvater seine Absichten kund gethan zu haben.

Ungefähr zehn Tage später wurde aus der Scheune die alte Kalesche hervorgezogen und vom Knechte in allen ihren Theilen auf das Sorgfältigste geputzt und hie und da sogar frisch angestrichen; sie hieß in der Familie nur die Arche Noäh und stammte aus der Verlassenschaft eines Dekans, nach dessen Tode sie mein Großvater um volle fünfundfünfzig Gulden ersteigert hatte. Neben diesen fünfundfünfzig Gulden hatte sie noch allerlei Kosten verursacht, da sie roth angestrichen war, wie sämmtliche Kaleschen der reichen Pfarrer, Dekane und Pröbste der Umgegend und mein Großvater nicht für einen Geistlichen gehalten werden wollte. Die rothe Farbe wurde demgemäß mit einer blauen überzogen. Da aber das Blau nicht dick genug aufgetragen war, außerdem der Zeit und dem Wetter wich, schlug das geistliche Roth durch die dünne Hülle immer wieder durch und es gab eine

höchst niederschlagende Farbenmischung. Trotzdem war die Arche Noäh der Stolz des Großvaters und der ganzen Familie, denn wir waren die einzigen Bürgerlichen der ganzen Umgegend, die eine Kalesche besaßen; dennoch, da mein Großvater es nicht liebte, übertriebenen Luxus zu treiben und vor Allem den Neid seiner Mitbürger nicht wecken wollte, kam die Arche Noäh nur bei seltenen und höchst feierlichen Gelegenheiten zum Vorschein. Es ging gewiß immer etwas Großes vor, wenn sie selbst aus der Scheune hervorgezogen und wenn die Kissen und das Spritzleder aus der Kammer, wo man sie besonders verwahrte, hervorgeholt wurden. Heutzutage würde eine verweichlichte und verderbte Welt mit Spott auf eine Kalesche niedersehen, die vorn unmittelbar auf der Achse lag und in diesen Theilen ebenso erschüttert wurde wie jeder gewöhnliche Bauernwagen, damals aber war man stolz auf die zwei weit ausgebogenen Federn, auf denen sie sich mit dem hintern Theile zu wiegen begnügte. Es ist wahr, daß man in der Arche Noäh niemals eine Reise ohne irgend einen kleinen Unfall zurücklegte, da sie bereits ein bedeutendes Alter hinter sich hatte und daß die Großmutter den Großvater immer mit größerer Besorgniß in der Kalesche als in einem gewöhnlichen Bauernwagen abreisen sah — aber es war doch eine Kalesche, und da man sie besaß, war man es sich und seiner Würde schuldig, sie bei großen Gelegenheiten zu benutzen. Das Erscheinen der Kalesche auf dem Hofe war immer ein Ereigniß, erfüllte mein Gemüth immer mit großer Feierlichkeit und prägte sich darum meinem Gedächtnisse ein. Und so erinnere ich mich ganz wohl, wie der Großvater hineingehoben wurde, wie ihm mein Vater nachstieg, wie Beide ihre Sonntags-Kleider anhatten und wie die Großmutter Beiden anempfahl, sich das Haus Gerhards doch recht anzusehen und sich überhaupt genau zu erkundigen; ferner wie Mutter und Großmutter der Kalesche lange nachsahen, so lange sie sichtbar war und wie sie dann noch gedankenvoll im Hofe stehen blieben. „Mein armer Melchior,“ sagte endlich meine Großmutter, „ich hätte nicht gedacht, daß

er in seinen alten Tagen und mit seinem Podagra noch so eine lange Reise von zwanzig Meilen machen werde. Was thut man nicht für seine Kinder! Wenn's nur zum Guten ausschlägt. Gott gebe es!"

Vater und Großvater blieben viele Tage aus, denn ein Weg von zwanzig Meilen mit eigenen Pferden und einer Kalesche wie die unsrige, auf schlechten Wegen, wie man sie damals in unserem Lande nicht anders kannte, nahm wenigstens drei Tage in Anspruch und so mochten wohl an zehn Tage vergangen sein, als die Kalesche wieder in den Hof einfuhr, Großmutter und Mutter ihr entgegen, während Tante Helene in der Stube blieb und unwillkürlich nach der Rampe des Kachelofens griff um sich daran zu halten. Sie trat erst auf den Hof, als der Vater ausrief: „Wo ist denn das Mädel?" Er drückte sie in seine Arme, küßte sie und sagte mit bebender Stimme: „Nun gebe dir Gott alles Glück und mögest du's nie bereuen! Du bist Braut." Auf dieses Wort brach Alles in Weinen aus; ich weinte mit und alle Mägde, die auf den Schwellen der beiden Hausthüren erschienen waren, um die Kalesche zu sehen, weinten ebenfalls mit und Alle wußten sogleich wer der Bräutigam war, obwohl es ihnen Niemand gesagt hatte und obwohl sie gethan hatten, als ob sie gar nichts merkten. Sie fanden auch Alle, daß Fräulein Helene ganz recht gethan habe und daß sie einen sehr schönen Mann bekomme, der sehr vornehm aussehe. Helene gab Allen die Hand und lief dann in ihr Zimmer um sich auszuweinen. Ich lief ihr nach, denn ich hielt es für meine Pflicht ihr ebenfalls zu sagen, daß sie Recht habe, wie's die Andern gethan hatten. „Weine nicht, Tante Helene," rief ich ihr schon von der Schwelle zu, „du hast ja ganz recht gethan." Sie nahm mich auf ihren Schooß, küßte mich und sagte: „Gott gebe, daß du wahr sagest." Dann fing sie noch heftiger zu weinen an und ich wußte nicht mehr, was ich sagen sollte.

Drittes Kapitel.

Der Bräutigam kam bald, und da er zu Hause nichts zu thun hatte, blieb er mehrere Tage, und das war für uns Kinder eine lustige Zeit; er brachte uns Hanswürste und Steckenpferde mit und zu den Besuchen, die er mit seiner Braut in der Nachbarschaft machte, wurden wir und zwar immer in der Arche Noäh mitgenommen. Im Hause viel besser gekocht als sonst; Gänse und Truthühner, unsere guten Bekannten verschwanden vom Hofe und ich durfte bei den großen Mahlzeiten immer mit dabei sein. Da saß Onkel Gerhard immer neben der Tante Helene und ich sah es ganz deutlich, wie sie manchmal unter dem Tisch einander die Hände drückten. Ich sah auch, wie der neue Onkel die Tante manchmal, wenn sie allein waren, da ich nicht zählte, sehr herzlich und oft umarmte und küßte. Ich glaubte nun den deutlichsten Begriff vom Zustande der Brautschaft zu haben. Dieser setzte sich für mich aus Besuchen in der Kalesche, aus gebratenen Gänsen und Truthühnern, Sonntagskleidern, Händedrücken und Küssen zusammen. Es schien mir der schönste Zustand der Welt und ich begeiff sehr wohl, daß Neuberg, der zu diesem Zustand nicht kommen konnte, der einzige Traurige in der Gesellschaft war; der Leser weiß es schon, daß dieser ebengenannte junge Mann zu den unglücklichen Bewerbern der Tante Helene gehörte. Er war der Sohn des Dorfarztes, der, so lange er lebte, der gute Freund des Hauses gewesen, und dessen Freundschaft sich auf den einzigen Sohn vererbte. Auch er hatte Arzt werden sollen, fiel aber zu wiederholten Malen durchs Examen, ergab sich in sein Schicksal und lebte auf dem Dorfe von der Rente des kleinen Vermögens, das ihm sein Vater hinterlassen. Er hatte keine andere Beschäftigung als die, der Tante Helene alle möglichen Aufmerksamkeiten zu erweisen, immer für sie besorgt zu sein und ihr trotz wiederholter Zurückweisungen den Hof zu machen. Er gab es selber zu, daß er gar nicht der Mann sei,

der auf ein Mädchen wie Helene Brant Ansprüche erheben dürfe. Er nannte sich selbst eine Vogelscheuche, eher gemacht abzustoßen als anzuziehen und einen Menschen, der offenbar zu Nichts nütze sei, da er nicht einmal das leichte chirurgische Examen habe machen können. Aber wer konnte ihm verbieten die Reize Helenens und alle ihre Vorzüge anzuerkennen und sie zu lieben. Was wäre es, wenn er das nicht thäte, was ihm allein einen Werth in seinen eigenen Augen gab. Es war gewiß ein Zeichen seiner Aufrichtigkeit, daß er nach der Verlobung wie vorher alltäglich ins Haus kam, freilich noch etwas schweigsamer als sonst und nach einigen Tagen auch etwas trauriger. Es fragte ihn Niemand nach der Ursache und das gerade bewog ihn sich darüber auszusprechen und zwar gegen meine Mutter.

„Ihr meinet Alle," sagte er eines Tages nach der Abreise Gerhards, „daß ich aus Eifersucht traurig bin, oder weil Helene einen Andern gewählt hat. Nicht im Geringsten, ich finde das natürlich, aber ich weiß, daß ihr über die Verhältnisse des Verlobten nicht im Klaren seid und daß man Helenen verlobte, weil sie verliebt ist. Wenn sie nun ihre Liebe ins Unglück stürzt?"

„Nun," fragte meine Mutter zurück, „hätten Sie an unserer Stelle anders gehandelt? Sie behaupten ja immer, daß die Liebe bei einer Heirath die Hauptsache sei, hätten Sie Helenen einen Mann versagt, den sie liebt, nur weil er arm ist?"

„Gott bewahre," rief Neuberg, „einmal weil es gegen meine Grundsätze wäre, dann weil sich Helene Nichts versagen läßt. Hättet ihr euch dieser Heirath widersetzt, sie hätte ihn erst recht und trotz euch genommen."

„Nun also?" fragte meine Mutter wieder.

„Ich wünschte nur," fuhr Neuberg fort, „daß ihr Personen und Verhältnisse besser kennen gelernt hättet. Dann wenn etwas nicht richtig ist, ließ sich doch vorbauen."

Meine Mutter tröstete ihn damit, daß die Brautreise demnächst unternommen werden solle. Es war nämlich Sitte in bürgerlichen Kreisen unseres Landes, daß die Braut, wenn sie

sich auf eine gewisse Entfernung verheirathete, vorher in Begleitung von Anverwandten das Haus des Bräutigams besuchte, um Haus und Familie kennen zu lernen. Meine Mutter sollte die Brautreise mitmachen und sie versicherte dem besorgten Neuberg, daß sie sich recht umsehen wolle. Sie war dazu um so mehr entschlossen als es der ganzen Familie gleich nach der Verlobung wie Schuppen von den Augen fiel und sich Jedermann sagte, daß man sich von dem Wunsche, Helenen zu gefallen, zu sehr hinreißen lassen und die ganze Angelegenheit überstürzt habe.

Die Reise wurde gemacht, da ich aber nicht mit von der Partie war, so kann ich nur berichten, was ich mit Staunen nach der Heimkehr durch mehrere Tage immer wieder und wieder erzählen hörte. Zwar die Tante Helene selbst erzählte Nichts, dafür aber Mutter und Großmutter desto mehr; sie waren von Allem, was sie erlebt hatten, so entzückt, daß sie sich, wenn sie Vater und Großvater nicht zu Zuhörern hatten, die ganze Geschichte selber rekapitulirten. Nach diesen Berichten stand es in den Gerhard'schen Familien aufs Schönste und Beste. Des Bräutigams Mutter war eine vorzügliche Frau, seine Schwestern ganz vortreffliche Personen; Helene konnte sich unmöglich eine bessere Schwiegermutter und bessere Schwägerinnen wünschen, selbst Herrn Altmann, dem Schwager, hatte man unrecht gethan. Es war allerdings wahr, daß er zu hoch hinaus wollte, daß er zu sehr wie ein großer Herr lebte, dafür aber hatte er auch die Manieren eines großen Herrn, wie man überhaupt von der ganzen Familie Lebensart und Sitte lernen konnte. Es war erstaunlich, wie sie sich in dem Gerhard'schen Hause auf das Vornehmsein verstanden. Bei Tische z. B. hatte Jedermann bis auf das kleinste Kind eine Serviette, ein Luxus, der damals in unserer Gegend noch sehr selten war. Der Braut und ihren Begleiterinnen brachte man des Morgens Orangen ins Bett. Solcher Kleinigkeiten wußten die Heimkehrenden unzählige zu berichten und priesen Helenen glücklich, in solcher Umgebung und in einer so großen Stadt künftig leben zu können. Nur Eines fiel störend

auf. Der Bräutigam hat der Braut die von der Sitte unumstößlich gebotene Perlenschnur nicht geschenkt. Mein Vater fragte gleich darnach und war sehr unangenehm berührt, als man sie ihm nicht zeigen konnte. Man beruhigte ihn damit, daß die Perlenschnur ganz gewiß nachkommen werde, daß sie der Bräutigam während des Besuches, wie es die Sitte gebot, uns darum nicht geschenkt, weil in dieser Stadt keine zu haben war, die er für schön und Helenens würdig genug gehalten hätte.

Trotz dieser Versicherung blieb mein Vater, der nun einmal argwöhnisch war, verstimmt, und bald sollte die Verstimmung bei ihm und bei allen Andern noch größer werden.

In all dem Rumor und in all den Aufregungen nach der Heimkehr hatte man nicht bemerkt, daß Neuberg verschwunden war, und man war sehr erstaunt, ihn nach einigen Tagen vom Walde herab auf der Landstraße daherkommen zu sehen, mit einem Felleisen auf dem Rücken und einem Stock in der Hand, bestaubt und etwas vernachlässigt und müde, ganz wie ein Mann, der eine größere Fußreise hinter sich hatte. Man ließ ihn am Hause nicht vorübergehen, man rief ihn auf den Hof und er sollte erzählen, woher er komme, welche wichtigen Angelegenheiten ihn, der seit Jahren das Dorf nicht verlassen, in die Ferne getrieben haben. Er setzte sich hin an die Seite des Großvaters, räusperte sich und war offenbar in Verlegenheit. „Nun," sagte er endlich, „eben weil ich seit Jahren das Dorf nicht verlassen, ist es natürlich, daß ich auch einmal eine Reise machte. Die wichtigen Geschäfte, die ich hier versäumte! nicht wahr, ist es nicht gleichgültig, ob ich meine faule Haut hier oder anders wo herum schleppe. Reist doch heut zu Tage alle Welt."

Darauf brachte er das Gespräch auf einen andern Gegenstand, erzählte etwas von einem Vetter und fragte die Großmutter, wie sie mit ihrer Reise zufrieden sei? Die Großmutter fing, schnell bereit, das bekannte Lied von der Vornehmheit und von der Lebensart des Gerhard'schen Hauses zu singen an und merkte in ihrem Eifer nicht, wie ihr Neuberg mit einem bedenk-

lichen Kopfschütteln zuhörte und manchmal ein „hm, hm“ oder „so, so“ dreinbrummte und dabei das Kinn auf den Knopf des Stockes stützte. Sie war sehr überrascht, als Neuberg in einem Augenblicke, da Helene, vielleicht müde, die Erzählungen von der Vornehmheit ihrer neuen Anverwandten anzuhören, ins Haus gegangen war, sich plötzlich vorwärts neigte und halblaut in den Kreis hineinsagte: „Ich war auch in S.. und ich kenne jetzt die ganze Familie so gut wie ihr und vielleicht besser.“

„Was? wie?“ fragte Alles wie aus einem Munde.

„Was sollte ich hier, wenn Helene fort war,“ sagte Neuberg mit großer Einfalt. „Da dachte ich: du gehst auch nach S.. und erkundigst dich dort; auf die Weiber kann man sich ja doch nicht verlassen, die lassen sich Sand in die Augen streuen, und daß ich Recht hatte, habt ihr mir eben bewiesen, Frau Brant.“

Die Großmutter wollte auffahren, er aber machte eine beruhigende Bewegung mit der Hand und sagte mit zitternder Stimme: „Ich habe euch nicht beleidigen wollen und es handelt sich da gar nicht darum, ob wir miteinander empfindlich sein wollen, sondern es handelt sich um das Glück Helenens.“

„Er hat Recht,“ sagte der Großvater und zu Neuberg gewendet, fragte er: „Und was hast du ersehen?“

Neuberg stand auf, bückte sich vor und sagte mit einer heftigen Armbewegung und mit eindringlicher Betonung, obwohl halb leise: „Ruinirt, verschuldet, die Haare auf dem Kopfe sind sie schuldig, kein Stein ihres Hauses gehört mehr ihnen — die Mitgift wird nicht hinreichen, alle Schulden zu bezahlen. — Und die Orangen, die ihr gegessen habt,“ sagte er zur Großmutter und zu meiner Mutter, „sind auch noch nicht bezahlt, und die Perlen, die kommen werden, sind auf Borg bei einem Wucherer genommen, dem sie nach der Hochzeit zu dreifachem Preise bezahlt werden sollen.“

Nach dieser Mittheilung drehte sich Neuberg rasch um und ging, wie empört, daß man diese Angelegenheit so leichtsinnig betrieben, dem Dorfe zu.

Die ganze Gesellschaft blieb wie in Erstarrung sitzen; Eins sah das Andere an, ob man nicht das Schweigen brechen wolle, aber Keines hatte den Muth dazu. Wie vorauszusehen war, fand die Großmutter zuerst das Wort wieder: „Bah," rief sie, „Narrenspossen, als ob man nicht wüßte, daß man dem Narren aufbinden kann, was man will. Und ein guter Junge, wie er immer sein mag, darf man doch nicht vergessen, daß er von Helenen einen Korb bekommen hat, den er nicht verwinden kann. Was erfindet nicht Alles die gekränkte Eitelkeit und die Eifersucht."

„Nein, nein," schüttelte der Großvater den Kopf, „der Neuberg erfindet nichts, und was er sagt, hat jedenfalls —"

Er unterbrach sich, denn Helene trat wieder in den Hof. Alles schwieg und Niemand wußte was draus zu machen, als sie ihren Blick rasch prüfend über die Gesichter streifen ließ, und den Kopf an die Pfoste der Hausthüre lehnend und die Arme ineinander verschränkend, traurig vor sich hinlächelte. Der Großvater lud sie ein sich zu ihm auf die Bank zu setzen, und legte den Arm um ihren Nacken. Er wollte sprechen, aber er konnte nicht. Mein Vater, als er Thränen in den alten Augen sah, sprang verdrießlich auf, legte die Arme über den Rücken zusammen und ging von dannen; die Großmutter und meine Mutter fingen bei demselben Anblick zu schluchzen an. Nur Helene blieb ruhig und sagte: „Vater, gib dir keine Mühe, ich weiß was du mir sagen willst. Was soll ich thun? Was befiehlst du? Ich bin zu Allem bereit. Nur abschreiben will ich ihm nicht, denn ich liebe ihn und lasse nicht von ihm, was immer daraus folgen möge."

„So weit, mein Kind, sind wir noch nicht," erwiderte der Großvater mit sichtlicher Anstrengung, „wir wollen nur genau wissen, was von der Sache zu halten. Gehe hinein und schreibe ihm in zwei Worten, daß er hierher kommen und uns Rechenschaft geben solle."

„Das will ich thun, Vater, um deinetwillen," sagte Helene, und ging sofort ins Haus.

Mein Vater, Helenens Bruder, war unglückseliger Weise nicht so sanftmüthig wie sein Alter. Als er hörte, daß Helene an ihren Bräutigam schreibe, eilte er hinein zu ihr und beschwor sie, die Sache sogleich und ein- für allemal abzumachen. Einen solchen Menschen, der keinen Stand, kein Geschäft, kein Vermögen, nichts als Schulden habe und nichts könne als etwas Violinspielen, könne sie ja doch nicht heirathen. Da ihm Helene nur mit ruhigem Lächeln antwortete, erzürnte er sich immer mehr und befahl ihr, ihm sogleich zu schreiben, daß sie ihn als einen Betrüger ansehe und drohte ihr, wenn sie das nicht thue, sie nicht mehr als seine Schwester betrachten zu wollen.

„Ich werde es nicht thun," antwortete Helene ruhig, und mein Vater verließ sie im höchsten Zorn und versicherte draußen im Hofe, daß er sich in die dumme Geschichte nicht mehr mischen wolle, und daß er die eigensinnige Schwester ihrem Schicksale überlasse.

Am selben Abend kam ein kleines Packetchen an, das, wie Alles an Melchior Brant und Sohn Adressirte, bei meinem Vater abgegeben wurde, er öffnete es: es waren die Perlen. Unwillig warf er sie auf den Tisch, dann in der Aufregung, da ich allein mit ihm im Zimmer war, legte er sie mir in die Hände und sagte: „Bringe sie hinüber der Tante Helene und sage ihr, das sind Thränen und daß sie von dort aus nichts Anderes erwarten solle."

Ich hatte von jeher einen Stolz dareingesetzt, meine Kommissionen gut zu bestellen und mit den Perlen in der Hand wiederholte ich mir meinen Auftrag während des ganzen Weges hinüber in das Haus des Großvaters. Helene saß in einem Winkel am Ofen, als ich vor sie hintrat. Ich hielt ihr die Perlen vor die Augen und sagte: „Papa läßt dir sagen: das sind Thränen und daß du von dort aus nichts Anderes erwarten sollst."

Tante Helene ergriff die Perlen, drückte ihr Gesicht darein und im selben Augenblicke war die Schnur in ebensoviele Thränen getaucht, als sie Perlen enthielt.

Viertes Kapitel.

Onkel Gerhard ließ nicht lange auf sich warten; er kam auf die Vorladung der Tante in der möglichst kurzen Zeit. Von allen Mitgliedern der Familie, Tante Helene ausgenommen, war ich vielleicht der Einzige, der ihn mit der alten Herzlichkeit empfing. Ich wußte wohl schon, daß er kein Geld hatte und wußte auch, daß ich in einem Geschäftshause erzogen war, daß man dem Gelde viel Achtung schuldig sei, aber in mir überwog die alte Liebe zum Onkel Gerhard und das Mitleid, daß er kein Geld haben sollte. Als ob er das gefühlt hätte, kehrte er von den kalten Händedrücken und Begrüßungen immer wieder zu mir zurück, um mich aufs Neue zu küssen. Ich bemerkte auch, daß es mit dem Kochen und Backen dießmal nicht so eifrig herging wie früher, und bei Tische machte ich die laute Bemerkung, daß wir sonst, wenn Onkel Gerhard da war, besser zu essen bekamen. Von dem Augenblicke an wurde das Gespräch noch ärmer als es bis dahin gewesen, und der Abend wäre in der größten Schweigsamkeit und allgemeiner Beengung hingegangen, wenn ich nicht gleich bei der Ankunft des Onkels bemerkt gehabt hätte, daß er diesesmal seine Violine mitbrachte. Mutter und Großmutter hatten von seinem Violinspiel so viel erzählt, daß ich wirklich außerordentlich begierig war ihn zu hören. Ich forderte ihn zum Spielen auf und leistete der Gesellschaft, die nicht wußte, was mit sich und ihm anzufangen, einen ebenso großen Dienst, als ich ihr vorhin eine Verlegenheit bereitet hatte. Alle Welt stimmte mit ein und Onkel Gerhard holte seine Violine, die er, wie er sagte, mitgebracht, weil er es meiner Mutter versprochen hatte. Er spielte mehrere ungarische und Zigeunerweisen. Ich hätte nicht den Muth, mein siebenjähriges Urtheil hier für ihn abzugeben und zu sagen, daß er vortrefflich spielte, wenn es nicht auch mein Großvater gesagt hätte, der als Böhme in seiner Jugend ebenfalls gespielt hatte, und wenn ich mich nicht erinnerte,

welche Wirkung Onkel Gerhard mit seiner Violine hervorbrachte. Vergaß doch selbst mein Vater darüber, daß es ein über den Kopf verschuldeter Mensch war, der so spielte. Schon nach dem ersten Stücke war der böse Geist gebannt, der den ganzen Abend über dem Kreise gewaltet hatte. Alles war aufgeregt, Alles war gerührt und man sprach mit dem Onkel Gerhard, wie man immer mit ihm gesprochen, und als ob er keinen Kreuzer Schulden hätte. Meine Großmutter ließ sich zu dem Ausruf hinreißen: der Besitz einer solchen Kunst sei allein fünftausend Gulden werth, und mein Vater flüsterte meiner Mutter, auf deren Schooß ich saß, ins Ohr, man sollte glauben, daß man nichts besitzen dürfe, um ein solcher Künstler zu sein. Meine Mutter hingegen antwortete ihm, daß man viel Kummer haben müsse, um so traurig spielen zu können. Am Ruhigsten war wieder Tante Helene, die in ihrem Winkel am Ofen saß, im dunkelsten Winkel der Stube, in dem man Nichts sah, als ihre Augen, die aus dem Dunkel hervorleuchteten.

Der Großvater war nach diesem Spiele nicht in der Stimmung, die Hauptangelegenheit, wie er sich vorgenommen hatte, noch heute mit dem Onkel Gerhard zu behandeln und ihn betreffs seiner traurigen Verhältnisse zu verhören. Er verschob dieses schmerzliche Geschäft auf morgen. Als aber der Morgen anbrach, war der Onkel Gerhard über alle Berge.

Die Ueberraschung war sehr groß und Niemand wußte, wie er sich dieses Verschwinden deuten solle; mein Vater war schon geneigt, die Sache als abgemacht und zwar als glücklich abgemacht zu betrachten, als Tante Helene hervortrat und erklärte, sie habe ihren Bräutigam zu dieser schnellen Abreise bewogen.

„Du hast mit ihm gebrochen, du hast ihm den Abschied gegeben?" fragte mein Vater rasch.

„Nein," antwortete Helene trocken, „ich wollte ihm euere Verhöre ersparen und die Geständnisse, die er euch zu machen hatte. Es war ihm leichter, in dunkler Kammer die Geständnisse mir zu machen und ich werde sie euch nicht vorenthalten."

Sie nahm einen Stuhl, setzte sich meinen und ihren Eltern gegenüber und begann im ruhigsten Erzählertone: Gerhard ging in seinem neunzehnten Jahre auf Reisen, kurz nach dem Tode seines Vaters. Dieser hatte ihn zum Kaufmann bestimmt, Gerhard fühlte aber keinen Beruf zum Kaufmannsstande und ging in die Welt, um sich umzusehen, wie und wo er seinen Neigungen gemäß sein Glück machen könne. Er war nicht dazu geschaffen, hinter dem Ofen seines väterlichen Hauses sitzen zu bleiben. Sein Vormund, Herr Altmann, gab ihm eine kleine Summe mit, die bald dahin war. Glücklicherweise machte er die Bekanntschaft eines jungen ungarischen Magnaten, der ihn sehr lieb gewann und ihn an seine Person, als Sekretär, als so etwas, mehr noch als Freund attachirte. Mit diesem ungarischen Edelmann durchzog er die verschiedensten Länder, vorzugsweise die ungarischen. Er war glücklich, er ritt, er jagte, er verbrachte seine Zeit auf den Steppen Ungarns, er lernte die Violine spielen von den Zigeunern und einige glückliche Jahre vergingen ihm in einem lustigen und wilden Leben. Er war indessen großjährig geworden, und er schickte seinem Schwager und Vormund Gregor Altmann, auf dessen Verlangen, eine Vollmacht, sein Vermögen nach Belieben zu verwalten. Was lag ihm an diesem kleinen Vermögen, dessen er nicht bedurfte! Es beunruhigte ihn auch sehr wenig, als er erfuhr, daß Herr Altmann sich in allerlei Spekulationen einlasse und höchst wahrscheinlich sein Vermögen verthue. Er hatte eine gute und angenehme Stellung und freute sich nur, daß sein väterliches Erbe seiner Familie zu Gute komme. Da stürzte der ungarische Magnat, sein Freund, von einem wilden Pferde und starb in Folge des Sturzes. Gerhard stand plötzlich hülf- und brodlos da. Der Magnat hatte ihm versprochen, dauernd für ihn zu sorgen, aber seinen Erben, entfernten Anverwandten war Gerhard unbekannt. Zur selben Zeit erhielt er einen Brief, der ihn um rasche Hülfe für seine Familie anging und ihn bat, im geeigneten Falle selber nach Hause zu kommen. Gerhard hatte in Ungarn Nichts mehr zu

suchen, das Land war ihm durch den Tod seines lieben Freundes verleidet und er eilte auf diese Aufforderung in die Heimat zurück. Hieß es doch in dem Briefe, daß es sich um Ehre und Wohlergehen der ganzen Familie handle. Dem war auch so. Wäre Gerhard nicht zurückgekehrt, hätte der Schwager wegen Schulden, vielleicht wegen Aergerem, ins Gefängniß wandern müssen und wäre das Haus, die einzige Zufluchtsstätte seiner alten Mutter, verkauft worden. Gerhards Erscheinung flößte den Gläubigern, welche zum Theil seine Gläubiger waren, da Altmann, die Vollmacht benützend, auf seinen Namen Schulden gemacht hatte, wieder Vertrauen ein. Es leuchtete ihnen ein, daß sie mit Strenge verfahrend nur eine bis dahin ehrenwerthe und geachtete Familie zu Grunde richten würden, ohne sich selbst zu nützen und daß sie nur gewinnen könnten, wenn sie Gerhard eine Frist gestatteten. Altmann stellte ihnen vor, daß es Gerhard nicht fehlen könne, daß er in Kurzem eine gute Partie machen müsse, und daß sie mit Hülfe der Mitgift befriedigt werden sollten. Gerhard erkannte, daß auf ihm allein die Rettung der Familienehre beruhe. Diese auf eine andere als die vom Schwager eingeleitete Weise herbeizuführen — dazu fehlte es ihm an Zeit, da die Gläubiger eine genau begränzte Frist bestimmten. Wollte er auf Alles das nicht eingehen, so wurde seine Mutter mit beiden unverheiratheten Schwestern obdachlos und mußte er selbst mit seinem Schwager ins Gefängniß wandern und die Mutter sammt der ganzen Familie dem Elende preisgeben. Unerfahren in den Geschäften und in dergleichen Angelegenheiten und entsetzt über die Verwirrung, über das Gewebe von Vergehen und Leichtsinn, in das er blickte, war es dem Schwager leicht, sich seiner ganz zu bemächtigen und ihm das Versprechen abzuringen, sich von ihm leiten zu lassen, bis sie Beide aus den drohenden Gefahren gerettet sind. Das Alles erzählte er mir heute ausführlich, aber ich wußte es von Anfang an aus einzelnen Mittheilungen. Mich hat er nicht betrogen; ich wußte was ich that. Ja es ist wahr, er kam von seinem Schwager

geführt hierher, um mich zu betrügen, nur um meiner Mitgift halber, aber er kam das zweite Mal allein zurück, um mir die Wahrheit und Lebewohl zu sagen.

„Jetzt aber," rief mein Vater, „wirst du dich doch nicht länger besinnen — jetzt, da du weißt, wohin deine Mitgift wandern soll."

„Wird ihm damit geholfen," fragte Helene lächelnd, „wenn ihm meine Mitgift entgeht? Habe ich dir nicht gesagt, daß ich ihn liebe? Welchen bessern Dienst kann mir die Mitgift leisten, als den, daß ich ihn damit vor Gefängniß und Schande bewahre? Er braucht meine Mitgift und er braucht mich. Er ist nicht ein praktischer Mensch wie wir hier alle sind, er ist ein Künstler von Natur und es ist nicht seine Schuld, daß er um seine Jugend gekommen, ohne sich, wie er es verdiente, ausbilden zu können."

Sie stand auf wie Einer, der in einer Verhandlung sein letztes Wort gesagt.

Die Zeit, die jetzt folgte, schwebt mir in meiner Erinnerung als eine überaus düstere vor. Man ging durchs Haus, als befände sich ein gefährlicher Kranker darinnen. Der Großvater saß gedankenvoll in seinem Lehnstuhle; die Großmutter kam von Zeit zu Zeit herüber und erzählte, wie unruhig Helene ihre Nächte verbringe. Bei meinem Vater äußerte sich die Trauer als Verdrießlichkeit und ich kann jener Zeiten nicht gedenken, ohne mich zugleich der verschiedensten Puffe zu erinnern, die ich damals in bedeutender Anzahl erhielt. Trotz dem entschiedenen Auftreten der Tante Helene, das zum Zwecke hatte, alle Verhandlungen abzubrechen, ließ man doch nicht ab, man stellte ihr fortwährend vor, welchem Unglück sie entgegengehe und daß es ihr Klugheit und Pflicht gebieten, Gerhard den Abschied zu geben. Man konnte beinahe nicht anders mehr im Hause sprechen, und wie sehr mich die Angelegenheit zu Anfang interessirte, so hörte ich am Ende gar nicht mehr zu, wenn von diesen Dingen gesprochen wurde. Doch bleibt mir eine Szene ewig gegenwärtig, der Worte wegen, die dabei gefallen sind und die einen Eindruck auf mich

machte, wie später selten irgend eine pathetische Szene eines Trauerspiels.

Es war an einem Morgen. Der Großvater saß wieder in seinem Lehnstuhle; Tante Helene stand am Ofen, vor einem Spiegel, den sie auf die mittlere Rampe gestellt hatte, und kämmte ihr langes schwarzes Haar. Der Großvater sprach wieder über das Thema, über das nun schon seit Wochen gesprochen wurde. Tante Helene antwortete beinahe gar nichts mehr, und das begriff ich vollkommen. Ich sagte mir, daß diese beständigen Reden die arme Tante fürchterlich langweilen müssen und ich bewunderte sie, daß sie nicht längst die Geduld verloren. Doch konnte ich bemerken, daß ihre Hand, während sie den Kamm durch die langen Haare führte, mehr und mehr erzitterte, als der Großvater von der Spitzbubenfamilie des Gerhard sprach. Sie hielt einen Augenblick lang im Kämmen inne, fuhr aber bald wieder fort. Auch der Großvater hatte, eine Antwort erwartend, geschwiegen. Da diese Antwort nicht kam, erhob er sich auf seine gichtkranken Füße, streckte den rechten Arm aus, während er sich mit dem linken am Lehnstuhle hielt, und rief mit gewaltiger Stimme: „Helenchen, wenn du dich auf alle Berge stellst, kannst du dein Unglück nicht übersehen!" Darauf wandte sich Helene zu ihm und, ohne die Hand vom Kamme zu thun, aber mit blassen Lippen und glühenden Augen rief sie zurück: „Ich werde betteln gehen, aber vor Eure Thüre werde ich nicht kommen."

Ich weiß nicht, was darauf erfolgte; diese Szene steht in meinem Gedächtnisse für sich abgesondert wie ein Bild in einem Rahmen da. Ich weiß nur, daß endlich Hochzeit gehalten wurde und daß ich mich an dem Tage wiederholt zu meiner Mutter und zu Tante Helene beklagte, daß die Hochzeit nicht lustig sei. Ich wußte schon, wie eine Hochzeit sein sollte, denn vor etwas mehr als einem Jahre hatte sich die Tante Rosalie verheirathet und jener Tag schwebte mir als ein Muster eines Hochzeitstages vor. Der Bräutigam, ein lustiger Gutsbesitzer, hatte alle seine Brüder und Schwäger, sämmtlich dicke und rothbackige Landwirthe, mit-

gebracht, der Großvater hatte die ganze Gegend geladen, man tanzte, man sang, Haus und Hof wiederhallten von Gelächter und die Dorfjugend knallte einen Böller nach dem andern los. Das war heute ganz anders. Unsererseits hatte man nur die Familie geladen, Schwestern und Schwäger meines Vaters, welche die Heirath natürlich eben so ungern sahen, wie wir. Der Bräutigam hatte nur eine junge Schwester mitgebracht, die schüchtern durchs Haus schlich, als ob sie Vorwürfen ausweichen wollte. Für einen Tanz war nicht gesorgt und kein Mensch kümmerte sich um die Dorfjugend, welche ihre Böller aufgestellt hatte. So wenig ging an diesem Tage vor, daß er mir in der Erinnerung zu einem armen kurzen verdrießlichen Momente zusammenschrumpft.

Am nächsten Morgen reiste Helene mit ihrem Manne und ihrer Schwägerin in der Kalesche ab. Unter den Abschiednehmenden stand auch Neuberg. Als sie ihm die Hand reichte, zog er sie ein wenig aus dem Kreise der Umstehenden und sagte mit niedergeschlagenen Augen und stotternd: „Helene — du weißt — ich habe etwas Vermögen — wenn du einmal etwas brauchst —"

Zum Erstaunen Aller, die diese Worte nicht gehört hatten, schlang Helene die Arme um Neubergs Hals, küßte ihn auf beide Wangen und sprang dann in den Wagen, der sich schwerfällig in Bewegung setzte. Wir sahen nach, so lange wir nachsehen konnten, dann gingen wir schweigend ins Haus zurück, wie man von einem Begräbniß zurückkehrt.

Fünftes Kapitel.

Als Helene am ersten Sonntag an der Seite ihres Mannes in die Kirche von S.. ging, stand an der Thüre ein kleiner alter Mann in fadenscheinigem Rocke, mit einem alten haarlosen Hute in der Hand. Helene hielt ihn für einen Bettler, als er sich bei

ihrer Ankunft in Bewegung setzte und ihr mit dem Hut in der Hand und in unterthäniger Stellung entgegenging. Er gab diese Stellung nicht auf, trat ihr aber auf unschickliche Weise so nahe, daß er ihr Sonntagskleid mit dem schmutzigen Aermel seines Rockes berührte und sagte laut genug, daß es andere Kirchengänger hören konnten: „Wenn diese Perlen bis zum nächsten Sonntag nicht bezahlt sind, reiße ich Ihr sie vom Halse." Helene fuhr zusammen. Ihr Blick fiel auf ihren Mann, der auffuhr und den Arm nach jenem Fremden ausstreckte. Sie faßte diesen Arm und drückte ihn nieder. Dann löste sie die Perlenschnur vom Halse und reichte sie dem Manne hin. „Nicht die Perlen will ich," kicherte spöttisch der Alte, „die sind verkauft, mein Geld will ich." Helene band die Perlen wieder um und ging in die Kirche.

Am nächsten Sonntag waren die Perlen bezahlt und waren die Perlen auch schon verkauft. Auch die Möbel des Hauses waren bereits bezahlt; auch mehrere Wechsel waren bereits eingelöst, und Helene in ihrer Thätigkeit war auch schon daran, die eben bezahlten Möbel des Hauses zu verkaufen, um noch fernere Schulden zu bezahlen. Bald darauf übernahm das Gericht die Fortsetzung dieser Thätigkeit und verkaufte das Haus. Dieß in wenigen Worten die Schilderung der Flitterwochen der Tante Helene. Sie selber beschrieb sie auf dringendes Fragen ungefähr so in ihren nach Hause gerichteten Briefen. Keine Klage begleitete diese Schilderung, wohl aber die Versicherung, daß sie nach einem lange vor ihrer Hochzeit festgestellten Plane handle. Aber betteln ging Tante Helene nicht. Mit einer kleinen Summe, die vom Verkauf des Hauses übrig geblieben war, pachtete sie in der Nähe der Stadt S. eine sogenannte Häuslerwohnung mit einigen Strich Feldes; mit dem Werthe ihrer Festkleider, die sie verkaufte, schaffte sie die erste Aussaat an. Niemand von uns sah sie in diesen neuen Verhältnissen, sah sie auf dem Felde arbeiten. Ihr Vater war zu krank geworden, um die Reise zu machen, und sie hatte sich ganz besonders ausbedungen,

daß sie mein Vater nicht früher besuchen solle, als bis sie ihn einlade. Ein Jahr nach der Hochzeit schrieb sie uns, daß sie einen Knaben geboren und daß ihre wenigen Felder genug getragen, um ihre Familie sammt der alten Mutter ihres Mannes, die sie bei sich hatte, zu ernähren. In einem ihrer Briefe hieß es: „O wie herzlich würdet ihr meinen Mann um Verzeihung bitten, wenn ihr ihn bei Regen und Sonnenhitze auf dem Felde arbeiten oder die Frucht auf seinem Rücken zu Markte tragen sähet. Mein Kind, das Ebenbild seines Vaters, blüht und gedeiht. Abends, wenn er nicht zu müde ist, spielt uns der Vater auf der Violine vor. Wir sind glücklich."

Als der Großvater von diesem Glücke hörte, verkaufte er seine Kalesche, seine Pferde, und verfügte, daß künftig für seinen Haushalt nur die Hälfte der bisherigen Summe aus der Kasse der Kompagnie genommen werde, schickte den Erlös für Kalesche und Pferde und die halbe Summe seines Haushaltungsgeldes für mehrere Monate an Helene. Das Geld kam nach einer Woche mit Dank zurück. Helene versicherte, daß sie es nicht brauche.

Es vergingen drei und vier Jahre; der Großvater wurde immer unbeweglicher, die Großmutter alterte rasch und was im letzten dieser Jahre vorging, kann ich im Einzelnen nicht mehr mittheilen, da ich mich um diese Zeit bereits in der Hauptstadt auf der Schule befand. Ich weiß nur, daß man damals zu Hause um Tante Helene mehr als früher besorgt wurde. Es war ein schlechtes Jahr. Im Frühling hatten starke Wolkenbrüche beinahe im ganzen Lande die Aussaat zerstört; was die Wolkenbrüche des Frühlings übrig gelassen, vernichtete eine furchtbare Sommerdürre. Man sah mit Schrecken dem Winter entgegen und es begann im Herbste eine allgemeine Flucht vor den erwarteten Schrecken der Hungersnoth dieses Winters. Die Regierung und einige große Magnaten benutzten das Unglück Böhmens, um Ungarn zu bevölkern und in unangebauten Gegenden dieses Landes Kolonien anzulegen. Man erließ Proklamationen, die zur Auswanderung nach Ungarn aufforderten, und Geistliche

und Aemter, welche in der Auswanderung die einzige Rettung vor der Hungersnoth sahen, unterstützten diese Proklamationen und munterten das arme Volk auf, indem sie ihm auch Anweisungen über Wege und Ziele gaben. Es war damals, als ob die halbe Bevölkerung Böhmens auswandern wollte. Von Auswanderungen nach Amerika wußte man noch nichts in diesem Lande, und so wandten alle vom Elend Bedrohten ihre Blicke dem üppigen, fruchtbaren Ungarn zu, das ihnen als ein gelobtes Land gepriesen wurde. Auf allen Wegen sah man Schaaren zu Fuß und zu Wagen sich dem Osten entgegenbewegen.

Der Schrecken in unserm Hause war groß, als das Gerücht dahin drang, daß auch Tante Helene mit Mann und Kind auswandern wolle. Der Großvater war unfähig, zu ihr zu eilen, um sie zurückzuhalten, und so war mein Vater gezwungen, sein Wort zu brechen und sich ihr auch ohne Einladung wieder zu nähern. Er kam durch Prag, wo er mich abholte, da ich eben Ferien hatte, und wir setzten die Reise nach S. in Eile fort.

Wir fanden das Haus, das Tante Helene gepachtet hatte, bereits von einem anderen Miethsmanne bewohnt, von diesem aber erfuhren wir, daß die Familie Gerhard in einem kleinen mit Leinwand bedeckten Leiterwagen, der von einem Pferde gezogen wurde, erst gestern die Reise angetreten habe. Es konnte uns nicht schwer werden, den mit allerlei Hausrath beladenen Einspänner mit unsern zwei guten Pferden zu erreichen. Mein Vater besann sich auch nicht lange, und wir legten noch am selben Tage eine Strecke auf der mährischen Straße zurück. Nachdem wir in einem kleinen Städtchen übernachtet und die Pferde hatten gehörig ausruhen lassen, setzten wir am nächsten Morgen die Reise im raschen Trabe fort. Die Flüchtlinge konnten nicht mehr ferne sein und wir sahen fortwährend und mit angestrengten Augen der Straße nach, ob wir sie nicht bald entdeckten. Wir kamen an manchem Auswandererwagen vorüber, aber es war immer nicht der, den wir suchten. Gegen Mittag sahen wir abseits vom Wege im Schatten eines Waldsaumes eine Gruppe, die wir

jedenfalls in der Nähe sehen mußten, um nicht möglicherweise an Denen, die wir suchten, vorüberzufahren. Wir ließen Wagen und Pferde unter der Hut des Kutschers auf der Straße und gingen durch den Wald jener Gruppe entgegen. Unser Weg führte uns durch ein Dickicht, das uns die Gruppe bald verbarg, und wir wußten nicht, ob wir die dahin führende Richtung einschlugen, als mit Einem Male, als wollte er uns auf den rechten Weg führen, der Ton einer Violine erklang. Wir hielten Beide inne. Mein Vater lehnte sich an einen Baumstamm und ich glaube, daß er geweint haben würde, wenn ich nicht zugegen gewesen wäre. Leisern Schrittes und vorsichtig ging er endlich vorwärts und suchte alles Geräusch der Zweige und der Schritte durch das Laub zu vermeiden. Ich folgte ihm und wir kamen an eine Stelle, kaum zwanzig Schritte von der Gruppe, die wir hier genau und mit Muße betrachten konnten. Ein kleiner, mit einer weißen Plaue gedeckter Bauernwagen stand am Saume des Waldes auf ebenem Boden und daneben ein ausgespanntes Pferd, das seine Mittagsmahlzeit hielt. Etwas tiefer in den Wald hinein, unter dem Schatten der Buchen, saß die uns so nahe Familie. Onkel Gerhard hatte einen gefallenen Stamm zu seinem Sitze erlesen und strich die Violine mit großer Lebhaftigkeit. Ein breitkrämpiger Hut saß auf seinem Kopfe und beschattete das von Sonne und Wind gebräunte Gesicht, das noch so schön war wie ehemals, und insoferne schöner, als es einen kräftigern und männlichern Ausdruck hatte. Neben ihm auf dem Baumstamme lag ein brauner Rock, den er abgeworfen hatte, um in Hemdärmeln bequemer geigen zu können. Starke weitfaltige leinwandene Beinkleider wurden durch einen breiten Ledergürtel um den Leib festgehalten. Er hatte ein Bein über das andere geschlagen und sah, während er spielte, auf sein Kind hernieder, welches, den Kopf in den Schooß der Mutter gelegt, trotz dem lauten Spiel vortrefflich schlummerte. Tante Helene hatte die eine Hand auf den blonden Lockenkopf gelegt, während sie das Kinn in die andere stützte; sie sah mit Lächeln

zu ihrem Manne hinauf und bewegte den Kopf sanft nach den Bewegungen der Melodie. Sie hatte sich erstaunlich wenig verändert. Trotz dem braunen Baumwolltuch, das sie wie einen Turban um den Kopf geschlungen hatte, und dem ganzen aus blauer Leinwand bestehenden bäuerlichen Anzuge hatte ich sie, wie immer, im ersten Augenblicke als meine ehemalige schöne Tante Helene erkannt. Es ist wahr, daß sie etwas magerer geworden, daß die Frische ihrer Wangen dahin war, aber die schöne Form des Gesichtes war noch ganz und gar dieselbe, die Augen dunkel und glühend wie ehemals, nur blickten sie sanfter und milder. Zwischen ihr, die im Moose saß, und ihrem Manne lagen noch die Reste einer einfachen Mahlzeit und stand ein großer irdener Krug. Das ganze Bild, das wir mit Rührung betrachteten, machte den Eindruck leichten und sorglosen Glückes. Es war, als ob mein Vater nicht den Muth hätte, dieses Stillleben zu stören, denn er hielt immer wieder inne, wenn er eine Bewegung gemacht hatte, um sich der Gruppe zu nähern. Mich aber, sobald ich in das Gesicht der Tante Helene gesehen und es so unverändert gefunden hatte, zog es unwiderstehlich zu ihr und, ohne meinen Vater zu erwarten, sprang ich aus dem Gebüsche und küßte einen Augenblick darauf sonderbarer Weise weder Tante noch Onkel, sondern das schöne Kindergesicht meines kleinen Vetters.

Was soll ich noch lange erzählen und beschreiben. Tante Helene nahm ihren Bruder wie eine zärtliche Schwester auf; sie war glücklich, bevor sie in die Fremde ging, noch in zwei Gesichter aus ihrer Familie blicken zu können; aber von dem Entschlusse, in die Ferne zu gehen und sich mit ihrem Manne ein selbständiges Loos zu gründen, war sie nicht abzubringen. Eben so wenig war sie zur Annahme verschiedenster Anträge, die ihr mein Vater machte, zu bewegen, und er hatte am Ende nicht mehr den Muth, selbst dem Kinde etwas anzubieten. Er benutzte die Freude, die das Kind an den Brelocks seiner Uhr hatte, um ihm diese sammt der goldenen Kette umzuhängen. Die Tante

bemerkte das und lächelte, und ihr Bruder drückte ihr dankbar die Hand dafür, daß sie dem Kinde die Annahme des Geschenkes erlaubte.

Die wenigen Stunden, die wir mit den Auswanderern am Saume des Waldes verbrachten, leben in meinem Gedächtnisse als eine der schönsten Idyllen, die ich jemals erlebt oder gelesen. Als sich die Sonne zu neigen begann, spannte der Onkel das Pferd vor den Wagen und führte diesen wieder auf die Landstraße. Mein Vater nahm das Kind auf den Arm und wir folgten. Auf der Landstraße trennten wir uns wieder — ich will nicht sagen wie traurig.

So lange die Großeltern lebten, bekamen wir aus Ungarn manchen wohllautenden Brief; seitdem die beiden Alten begraben, ist uns Tante Helene ganz aus dem Gesichte verschwunden.